Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1864.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moses Mendelssohns.

Zweiter Band.

Inhalt.

16. De amore.

Ein gewaltiges Treiben und Wogen gab sich nach dem Hubertsburger Frieden in ganz Deutschland, namentlich aber in Preußen und seiner Hauptstadt kund; diese letztere war im Verhältniß zu den übrigen Städten von der Kriegsnoth nur wenig bedrängt gewesen, und die aufgeregten Kräfte konnten sich daher noch mehr in ihrer organischen Fülle entfalten. — Es war wie wenn nach stürmischem Ungewitter der Himmel sich aufklärt, frischer Blüthenduft weht von Bäumen und Blumen, die der Wind geschüttelt; die Vögel, die sich stumm verkrochen, jauchzen sich Muth zu und flattern lustig hervor; ein erquicklicher Brodem dringt aus der getränkten Erde; braune Gießbäche strömen da und dort, wo sonst dürre Oede war, und sieht man auch da und dort Bäume und Blumen geknickt und Dämme eingerissen: der raschere Säftestrom mag das verlorene bald wieder ersetzen, von Einem gewaltigen Willen regiert.

Schon während des Krieges hatte eine neue Aera in Wissenschaft und Dichtkunst begonnen. Die Dichterbündnisse in Göttingen und Leipzig erregten und bildeten neues Leben; vor Allem aber sollte das Alterthum eine neue Auferstehung feiern. Friedrich II. hieß

bald Alexander, bald Cäsar, bald Marc Aurel, und der ganze Olymp wurde für ihn allein aufgeboten. Klopstock sollte ein neuer Homer seyn, Lessing Sophokles, Uz und Willamow Pindar, Ramler Horaz, Geßner Theokrit, Mendelssohn Sokrates, Gellert Aesop, die Karschin nannte sich selbst Sappho, Gleim war Tyrtäus, und unser Ephraim wollte ein neuer Martial sein.

Aus dem reich bewegten siebenjährigen Kriegsleben hatte Ephraim für seine Poesie nichts erbeutet, als zwei Epigramme:

An Friedrich II. nach dem Leuthnersiege.

„Du thust zu viele Götterthaten,
O großer König! laß dir rathen,
Halt ein, du schadest deinem Ruhm;
Wie Fabeln aus dem Alterthum,
Die Dichter zum Ergötzen machten,
Wird sie die Nachwelt sonst betrachten."

Hippokrene, auf deutsch Roßbach.

„Bei Roßbach, Gallier, verhofftet ihr zu siegen?
Bei seiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen."

Das massenhafte Staats- und Nationenleben war zu gewaltig für die kleinen Witzspiele in Sinngedichten und Epigrammen, an die tausend kleinen Fäden und Verknotungen, aus denen sich das Gesellschaftsleben zusammensetzt, heftete er nun seine Satyre. Noch immer war seine Natur eine mehr elegische und lyrische, und wohl konnte er von sich sagen:

„Weswegen Sybarit
Schmähst du mein Sinngedicht?
Es steckt im Spiegel nicht,
Was man darinnen sieht."

Es war mehr fremder Spott, den er wie eine Biene in die sorgsam geschichteten Waben seiner Verse eintrug; bei allen Begebnissen und Gesprächen machte er sich Denkzeichen, um sie nicht aus der Erinnerung zu verlieren.

Man wird unter den Juden sehr häufig witzige und witzelnde Menschen finden, häufiger unter den Männern, seltener unter den Frauen. Der Witz ist diejenige Form des Geistes, in welcher am schnellsten blanke Gedankenmünzen ausgeprägt werden, die mit ihrem leicht erkennbaren Nennwerthe rasch in Umlauf gesetzt werden. Bei diesen lebhaften, von regelrechter Schulbildung noch nicht eingezwängten Geistern mußte er um so kecker aufschnellen; dazu kam der eigenthümliche, mit Hebraismen versetzte Jargon mit seinen willkürlichen Accenten, dem Verwischen und Vermischen der Sprachformen, woraus sich oft leicht die possierlichsten Wortspiele ergeben. Rechnet man noch, daß die neue Bildung meist auf talmudische Dialektik aufgepfropft wurde, daß der Witz eine glückliche Waffe im Vorpostengefecht gegen Abgeschmacktheit und hohle Ceremonien ist, und daß etwas Voltairianismus auch in die tieferen Geister eingedrungen war, so hat man die Elemente jener Geistesepoche der Juden, aus welcher uns die Väter und Großväter noch so viele sinnreiche Wortspiele und überraschende Gedankenwendungen zu berichten wissen.

Nichts ist so ansteckend als der Witz; wie seine Wirkung, das Lachen, sich leicht und unwillkürlich von Einem auf den Andern überträgt, so wird auch die innere Stimmung als Ursache leicht eine gemeinsame; man überbietet einander in tollem Haschen und Entrinnen, und die kleinste, in nüchternem Besinnen bedeutungslose und oft alberne Wendung wird mitten im Taumel zu einer glücklichen von Beifall überschütteten Erregung. — In dieser neuen Geistesatmosphäre sog nun Ephraim ihren eigenthümlichen Stoff ein, er galt in der Gemeinde zu Berlin bald für einen der gescheitesten, das heißt der witzigsten Köpfe, denn Abraham Diogenes hatte gesagt: „Es steckt eine Kuhhaut voll Witz in ihm."

Lächelnd und heiter wandelte Ephraim nun einher; er war sich seines siegenden Verstandes bewußt, und wie er in den Tagen seiner Kindheit den leiblichen Selbstmord als Waffe gegen das Leben errungen hatte und sich darob innig freute, so hatte er nun eine neue Waffe, aber war es nicht die des geistigen Selbstmordes, der die tiefsten Erregungen gern für ein momentanes Aufsehen in ihr Gegentheil verkehrt und preisgiebt?

Vor sich allein schien er sich so kahl und öde, denn zum Lachen gehören Zwei; er war in der Einsamkeit traurig und schwermüthig, es war wie das seufzerähnliche Aufathmen nach erschütterndem Lachen; er trug die Schuld davon abermals auf Rechnung seiner Kaufmannsleiden über; so bald als möglich gedachte er die Bilanz mit diesem seinem Mißverhältnisse abzuschließen.

„Ich wundere mich oft," sagte einst Ephraim zu

Trevirano, „wenn ich des Morgens aufstehe, daß ich gehen, daß ich sprechen kann, daß ich tausenderlei Dinge weiß; ich meine stets, ich müßte mein ganzes Sein von vorn beginnen, mir zerfällt das Leben in Stücke. Was hält mich denn noch zusammen und wozu soll's?"

Der Freund lachte ihn aus über solche Grübeleien, aber damit war er noch nicht befreit. Wenn er des Morgens erwachte, fragte er sich: wozu stehst du auf? Um zu arbeiten. Und die Arbeit? Um Geld zu erwerben. Und das Geld? Um zu leben. — Armseliges Leben, das sich selber auffrißt!

Während Andere mit rein geistiger Beschäftigung sich oft nach solcher Arbeit sehnen, die sich in äußeren Kundgebungen als That erweist, sehnte sich Ephraim nach dem Entgegengesetzten, und vergaß dabei wie Jene, daß hier wie dort nicht das Vollbrachte, sondern die Lust an und in der Thätigkeit als Lebensäußerung, auch das wahre Leben ist, und daß das Glück des Lebens nur in der Bethätigung der Kraft und ihrer Beziehung zu Andern, oder mit andern Worten in der Pflichterfüllung liegt.

Ein neuer Liebeshandel hielt Ephraim fest. Aus den Geständnissen gegen Trevirano wissen wir, daß Recha, die Schwägerin Mendelssohns, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Im Vertrauen auf die Nüchternheit seines Verstandes gab er sich sorglos dem freundlichen Umgang Recha's hin, senkte seinen Blick in die stille Gluth ihrer schwarzen Augen, betrachtete ihre stillen ruhig-schönen Züge und die vollen üppigen

Formen und freute sich an der Lockenfülle, die sanftgeringelt ihr ganzes Haupt umwallte. Er traute um so mehr seiner Unbefangenheit, als ihm auch Manches an Recha mißfiel: die Zeichnung ihrer Augenbrauen, die sich fast schon in der Mitte des Auges verloren, das stark Aufgeworfene ihrer Unterlippe, und besonders eine Ritze, die ihr Sprachorgan zu haben schien, wodurch alle Töne wie zerschnitten hervorkamen. — Seine häufigen Besuche entschuldigte er indeß bei sich damit, daß er den Umgang des Philosophen suche; nach und nach ging er aber auch in das Haus Mendelssohns, wenn er wußte, daß dieser jetzt gerade auf dem Comptoir arbeite, nach und nach dachte er an seine früheren Ausstellungen nicht mehr. — Wie pochte sein Herz und zitterte sein Athem, wenn er sich die Stunde dachte, da er vor Mendelssohn hintreten, ihn um die Hand seiner Schwägerin bitten, ihn als Bruder umarmen und das bebende Ja dann von den Lippen Recha's küssen wollte; mit welchen schimmernden Farben malte er sich sein künftiges Leben aus, frische und feurige Arbeitsamkeit gepaart mit Tiefsinn und zarter Innigkeit. Voll Ungeduld und innerer Erregung wandelte er einsam in seinem Zimmer auf und ab, wenn so die holden Bilder einer Zukunft immer deutlicher und bestimmter vor seinem innern Auge erstanden.

Das war es nun, was ihn wieder am Kaufmannstische festhielt: für seinen eigenen Lebensbedarf mochte sein Vermögen ausreichen, aber für den Unterhalt einer Familie bedurfte er eines bestimmten Erwerbes. „Liebesglück ist höher als Dichterglück, ja es ist das

höchste," sagte er zu sich, „die Vaterfreude an schönen Kindern ist dauernder als die an schönen Gedichten," und er schloß sich immer traulicher an Recha an.

Die gediegene und selbständige Natur Recha's übte einen erfrischenden, mit tausend stillen Freuden gesegneten Einfluß auf Ephraim. Er erkannte hier zuerst, daß es nicht das Wesen des Weibes sey, ein sanfter Nachhall des stärkeren Geistes zu sein, sondern in ureigner Gestalt die Beziehungen des Lebens zu fassen und zu stellen, er konnte hier nicht mehr orakuliren und über die Verkehrtheiten der Ungebildeten bußpredigend losziehen wie bei Philippine und Täubchen; mit unbestochenem gesundem Blick durchforschte Recha das ihm Dargebotene, und nöthigte den Geber zu tieferem Eindringen in sich und in Andere, er fühlte sich dadurch erhoben und gekräftigt, die schlummernde Triebkraft regte sich in seiner Seele und bald sollte ein neuer Liebesfrühling in voller Blüthenpracht erstehen.

Der Gegenstand des Gesprächs mit Recha waren meist die Judenangelegenheiten und die Aufklärung. Einst sprach man von den merkwürdigen Zufällen, die oft gleich einem Blitze die Fesseln des freien Bewußtseins lösen, Ephraim erzählte von seinem polnischen Rabbi, und wie er, von Seelenkämpfen ermüdet, in dessen Schooß eingeschlummert sei. Leuchtenden Antlitzes hörte ihm Recha zu, in Ephraims Stimme und Mienen lag so zarte Innigkeit und Wehmuth; Recha mochte fühlen, wie gern er seine ganze Vergangenheit vor ihr auferweckte, um ihr mit seinem jetzigen Sein auch sein entschwundenes Leben an's Herz zu legen; er

sprach von dem Geiste der Freiheit und meinte den Geist der Liebe, er sprach von der Hand, die der Rabbi auf seine Stirne gelegt, und dachte an die Hand Recha's, die durch zartes Berühren die fiebernden Pulse seiner Stirne beschwichtigen sollte.

„Ach wie lieb!" sagte Recha, als Ephraim geendet hatte, und blickte ihn dabei mit einem Auge voll süßer Liebe an, daß er einen wonnigen Schauer über sein ganzes Wesen rieseln fühlte; er fuhr sich mit der Hand über das Angesicht, seine Wangen brannten; wie gern hätte er ihr das süße „lieb" vom Munde geküßt und sie auf ewig in seine Arme geschlossen, aber er hielt an sich, denn er scheute die Anwesenheit der Schwester, und kein sterbliches Auge als das seiner Geliebten sollte es mit ansehen, wie er sie in das Paradies seiner Seele einschloß. Er verabschiedete sich bald, und Recha wurde über diese plötzliche Entfernung nachdenklich.

Auf der Straße wiederholte Ephraim immer die Worte: „ach wie lieb, ach wie lieb!" vor sich hin und träumte sich dabei so selig und frei, daß er fast laut aufjauchzen mußte, er rannte schnell durch die Straßen damit ihn keiner der Begegnenden aus seiner Wonne wecke. All die süßen Ahnungen und Träume, die er schon längst in sich erstorben glaubte, reckten sich wie Blumenhäupter wieder frisch und frei empor, kein Zweifelfrost durfte sich auf die neu entsprossenen Blumen lagern. „Wo ich mich so ganz in der Liebe auflöse," sagte er zu sich, „muß mir nicht die Gegenliebe zur vollsten Genüge werden? Wie kindisch war doch das, was ich bisher für Liebe genommen hatte; sie, sie

liebt mich, ach! wie lieb!“ Niemand im Hause ahnte, warum Ephraim so heiter war, und wie der Schatzgräber mit stummen Lippen das Gold aus der Erde heben muß, so glaubte Ephraim, daß er durch einen Laut plötzlich all den holden Zauber verschwinden mache. Nur mit Schmerzen verhehlte er diese neue Lebenswendung dem guten Emanuel; er erkannte, daß er sich hierdurch seiner Freundschaft fast begebe, aber er fühlte auch, daß ein Anderer seine Ueberschwenglichkeit vielleicht belächeln und ihm dadurch den zartesten Schmelz wegwischen könnte; er schwieg. Oft sehnte er sich auch zu wissen, welch ein Unglück ihm jetzt widerfahren würde, denn er kannte die Macht der neidischen Götter, die kein Glück rein bestehen lassen und mitten in den hellen Tag einen Hagelschauer senden, darum malte er sich auch immer, wenn er mit freudegeschwellter Brust nach Hause ging, irgend ein Unglück aus, das ihn treffen könnte, er wußte nicht, was er fürchtete, aber er fürchtete, und das war genug.

Ephraim konnte Recha nie allein sprechen, immer war entweder ihre Schwester oder eine Freundin mit ihr zugleich anwesend, am meisten fühlte er sich durch die öftere Anwesenheit seiner Cousine Zerline beengt; dafür pflog er aber die trautesten Unterredungen mit Recha, wenn er allein spazieren ging oder wenn er einsam auf seinem Lager ruhte; welche süßen Worte wechselte er da mit ihr, und wie glitzerten überall die zartesten Thauperlen in den bunten Blüthenkelchen!

Oft hielt er auch diese Unterredungen in Gedichten fest, aber als fürchte er ihren Namen dem Papiere zu

verrathen, feierte er sie mit allerlei fremden Namen: alle jedoch richteten sich nur an sie:

„Ihr Augen, sagt, wird mich Amalia beglücken? —
Nein, sagt mir's nicht, ihr schönen Augen nein!
Mich tödtet, wenn ihr es verneinet, Höllenpein;
Und sagt ihr Ja, so tödtet mich Entzücken."

„Du schweigst, liebreizendes Gesicht,
Und dennoch weiß ich wohl, was dir gebricht,
So gut, Mirene, redet Suada nicht,
Als selbst der Liebe Schweigen spricht."

„Der Himmel wird die Härte strafen:
Am Tage flieht mich Sacharisse,
Und daß ich nicht im Traum sie küsse,
Läßt sie mich in der Nacht nicht schlafen."

Ephraim fühlte das Unzulängliche solcher nur auf Schlußwendungen zugespitzter Verse. Was kümmerte ihn aber jetzt der Werth seiner Gedichte? wohnte nicht die Liebe in ihm und durchströmte sie nicht mit inniger Gluth all' sein Dichten und Trachten? Wie gern und oft las er die Sonette Petrarca's, des Sängers der Liebe; die tausend Lieder, die er hinzufühlte, kein Laut und kein Zeichen ist von ihnen übrig geblieben. — Er verzichtete darauf, je zur vollen Darstellung seines Ich zu gelangen; was ihm an zarterem Sinn, an Empfänglichkeit für die leiseren Schwingungen des Geistes innewohnte, was an Poesie in ihm lebte, er wollte es in den Liebeskelch gießen und ihr kredenzen, daß es ein ewig frischer Lebenstrank bleibe, die Dichtung sollte ihm nur Spiel und Scherz sein — in der Liebe hatte sich

sein Dasein erfüllt, er glaubte die Einigung zwischen Leben und Dichtung gefunden zu haben, indem er die eine dem andern unterordnete und opferte.

Alles dieses und noch vieles Andere hatte er in hundertfältiger Weise mit Recha durchsprochen, sie verstand ihn so ganz und widerstritt ihm fast nie, denn Ephraim hielt seine inneren Selbstgespräche für ein Zwiegespräch mit Recha, er glaubte, sie müsse sich eben so in seinen Geist versenkt haben, wie er in ihr lebte; darum war er auch fast immer verstimmt und gereizt, wenn er mit Recha zusammentraf, er hoffte auf trauliche Fortsetzung der mit ihr im Innern gepflogenen Zwiesprache, und sie fragte ihn nach Tagesereignissen, oder sie suchte, wie früher ihr Wissen und ihre Denkkraft in seinem Umgange zu bereichern.

Recha war in der That eine Schülerin Mendelssohns, ein Wort von ihm, eine hingeworfene Bemerkung bewahrte sie lange für sich und dachte darüber nach und unwillkürlich richtete sie ihr ganzes Denken darnach ein, daß es vor den scherzhaften und doch tiefeindringlichen Fragen des Schwagers bestehen konnte. Er hatte sie daran gewöhnt, daß sie sich selbst belehrte und nicht in allgemeinen Erörterungen, sondern bei ganz bestimmten einzelnen Anlässen ließ er sie erkennen, wo ihre Betrachtungsweise lückenhaft oder schief war.

Nun traf sie in einer ähnlichen Stimmung mit Ephraim zusammen und ihre Gespräche bestanden meist in Ausdeutungen und Auslegungen dessen, was Jedes für sich oder Beide gemeinsam von den verehrten Weisen vernommen hatten.

Ahnte Recha nichts von dem, was zwischen ihnen selbst vorging, und hatte Ephraim sich so unsäglich getäuscht? Er durfte es nicht glauben, nein es war nur bloße Neckerei und künstliches Verhüllen ihres Innern, wenn sie ihm fremde Stoffe, die in keinem Bezuge zu ihrem Verhältniß standen, als Spielwerk hinwarf; sie liebte ihn ja, das war in ihrem Auge zu lesen, das so mild auf ihn herabschaute.

Zerline, die Cousine Ephraims, merkte seine Neigung fast früher, als er selbst, denn der Außenstehende kann es leichter unterscheiden, wo die allgemein gesellschaftlichen Beziehungen in persönliche übergehen; daher kommt es denn auch, daß der Liebende sich oft überrascht findet, sein Geheimniß von Anderen früher als von ihm selber erkannt zu sehen. Zerline war eine Freundin Recha's, sie besuchte diese jede Woche wenigstens zweimal zur Paradezeit, sowohl um sich mit ihr zu unterhalten, als auch um auf dem langen Wege zu ihr ihre hübsche Figur, ihren kleinen Fuß und ihre geschmackvolle Toilette von der gaffenden Menge bewundern zu lassen; nicht selten hatte sie auch eine Notenrolle in der Hand, und Abraham Rechenmeister sagte, sie wollte ihre musikalische Bildung damit notificiren. Zerline gab ihrem Vetter oft Aufträge und Grüße an Recha, sie benahm sich überhaupt so, als ob sich von selbst verstünde, daß sie das ganze Verhältniß kenne; Ephraim nahm Alles ohne Widerrede hin, der kindlich heitere Sinn seiner Cousine erfreute ihn sehr. Hatte er sich ihr früher nur mit Mißbehagen genähert, weil sie ihm von seinem Oheim bestimmt war, so erzeugte

das nun erwachende gegenseitige Behagen auf einem neuen Standpunkte nach und nach eine gewisse geschwisterliche Vertraulichkeit, ja eine Freundschaft zwischen Vetter und Cousine, bei der noch höfliche Aufmerksamkeit genug ist, um sie von eigentlicher Männerfreundschaft und Geschwisterliebe zu unterscheiden. Ephraim that gegen seine Cousine, als ob er mit Recha im beglücktesten Einverständniß lebe und nur bisweilen durch kleine Reizbarkeiten gestört würde; er machte dies Geständniß mit innerm Zagen und nur auf das Versprechen der verbürgtesten Verschwiegenheit, denn er wußte, wie er sich hierdurch jede Brücke zum Rückzug abbrach, aber mußte er sich nicht schämen, die Wahrheit zu gestehen, daß er sich so ganz auf Discretion ergeben hatte? Ephraim ging sogar so weit, daß er seine Cousine bat, Recha zu sich in den Garten ihres Vaters, vor dem Brandenburger Thore, einzuladen; er hoffte hier oder auf dem Heimwege sich mit Recha verständigen zu können; er wollte sich nicht länger mit dem süßen Spiele des „Liebt mich, liebt mich nicht“ vergnügen, er mußte schnelle und verlässige Gewißheit haben. Recha kam und mit ihr Frau Mendelssohn. Ephraim sah hier im Garten seine Geliebte zum erstenmal in dem leichten und hellen Sommergewand unter Bäumen und auf der Wiese; sie erschien ihm ganz neu, ein frischer Frühlingshauch lag auf ihrem Antlitz, die weichen und vollen Formen ihres schönen Körpers quollen nur um so lieblicher unter der leichten Hülle; sie war ihm wie neugeboren. Mit einem Blick voll Liebe und heißem Verlangen schaute er sie an, sie aber blickte

nachdenklich zur Erde, und grub mit ihrer Fußspitze ein Grübchen in den Sand. Frau Mendelssohn berichtete mit Entzücken die Neuigkeit von dem angekommenen Freunde ihres Mannes, dem Sekretär Lessing, sie konnte in der Schilderung der Liebenswürdigkeit und heitern Laune dieses Mannes gar keinen Schlußsatz finden.

„Wie gefällt er denn dir, Recha?“ fragte Zerline, indem sie sich hinter ihre Freundin stellte und ihr einen blühenden Syringenzweig in's Haar steckte.

„Mir?“ sagte Recha und erhob ihr hocherröthendes Antlitz, „recht gut, ich habe aber noch kaum mit ihm gesprochen.“

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen, und Zerline erzählte von den schönen Hochzeitkleidern, die sich ihre zukünftige Schwägerin fertigen ließe; man kam unerwartet auf das Glück zu sprechen, wenn sich zwei Eheleute so recht innig lieb hätten.

„Ich weiß gar nicht, wie man mit seinem Mann nicht glücklich sein kann,“ sagte Zerline, „man thut was ihm lieb ist, so wird er auch wieder thun, was mir lieb ist.“

Recha umarmte Zerline, küßte sie und lobte ihr glückliches Naturell. Sie sprach dann mit Ephraim über Naivetät, und wie schön diese Alles idealisire, wo der Verstand oft nur Karikaturen sehe. Sie wußte mit vieler Geschicklichkeit die allgemeine Betrachtung anzuknüpfen, wie ungerecht es sei, wenn man den Juden Naivetät abspreche; nur sei sie eben eine andere, als die gewöhnliche. Es gelang Ephraim nicht, seine

Herzensangelegenheit zur Entscheidung zu bringen, zumal da auch noch andere Gesellschaft herzukam.

Man trennte sich in Mißstimmung. Ephraim ging nach Hause, um Recha seinen Petrarca zu schicken, um den sie ihn gebeten hatte. „Wenn sie dich nicht liebt," sagte er zu sich, „mit derselben festen und innigen Liebe, mit der du ihr zugethan bist, so ist sie deiner Liebe nicht würdig, du mußt sie von dir werfen, wie ein blinkendes Glas, daß du für einen Diamanten gehalten und aufgehoben hast; was ist verächtlicher als ein Liebender ohne Gegenliebe? Aus Achtung vor dir selber mußt du sie aus deinem Herzen reißen — aber liebt sie dich denn nicht?" — Er konnte sich nicht aus der Sophistik des Herzens retten.

Zu Hause angelangt, traf er sein Zimmer geöffnet, durch die halboffene Thüre seines Nebenzimmers sah er Mathilde, das schöne blasse Kammermädchen, vor dem Bücherschranke stehen und in einem Buche lesen. Er hatte sie schon oft bei dieser Beschäftigung überrascht, ein zartes Verhältniß hatte sich daraus entsponnen, denn Ephraim erkannte in Mathilden einen mächtigen Trieb nach poetischen Genüssen; er gab ihr oftmals Bücher und besprach sich mit ihr über dieselben, aber er mußte finden, daß Mathilde aus Allem nur Nahrung für ihren Schmerz sog; wenn sie von vergoldeten Prinzessinnen und blumenbekränzten Schäferinnen las, so seufzte sie noch mehr über ihr Schicksal, das ihr eine so dunkle und trübe Kindheit gegeben, und als es sie befreite, sie zum Dienstmädchen werden ließ. Ephraim kannte ihre Leidensgeschichte nur oberflächlich, er wußte,

daß sie das Kind eines vagirenden Bettlers sei, der spurlos entflohen war und Frau und Kinder in Berlin zurückgelassen hatte; aus Mitleid, und weil sie eine entfernte Verwandte war, gab Veitel den dringenden Bitten seiner Tochter Zerline nach und nahm das Kind zu sich in's Haus. Mathilde sprach nie gern von ihrer Jugend und wollte besonders nie gestehen, woher sie eine so breite Narbe auf der Stirn habe. Zerline gab ihrer neuen Gespielin (denn als solche betrachtete sie Mathilden) Unterricht im Lesen und Schreiben, und Mathilde, die zu Allem eine behende Gefügigkeit besaß, lernte mit erstaunlicher Schnelle, so daß Zerline bald die Freude hatte, ihr alle die Bücher mitzutheilen, die sie selbst las. Mathilde aber las überall ihr eigenes Mißgeschick zwischen den Zeilen heraus, denn überall fand sie verzeichnet, wie glücklich die andern Menschen lebten. Nichts wünschte sie auf Erden, als eine Schäferin zu sein: wenn die Sonne aufstieg, zöge sie hinaus mit ihren Schäfchen, des Mittags lagerte sie sich an der Quelle und genoß ihr Brod mit einem frischen Trunk, und wenn die Abendglocke läutete, zog sie mit frischen Blumen bekränzt nach Hause; ach! und wenn ihr dann ihr Daphnis begegnete, sie erröthete vor dem Gedanken und ihr Herz pochte stärker. Ephraim wußte wohl, warum Mathilde, wenn sie bei Tische die Speisen herumreichen mußte, verschämt die Augen niederschlug und in allen Bewegungen ihres schönen Körpers sich Schwermuth und Schmerz ausdrückten; Veitel nannte sie nur „die verkleidete Gräfin von Habenichts.“ Hätte Ephraim Mathilde zu der Zeit

gefunden, als er mit Philippine zusammentraf, er hätte sie schwärmerisch geliebt; jetzt konnte er nur Brosamen von einem längst verzehrten Gerichte für sie zusammenlesen. Mathilde aber sah ihren Schmerz von ihm begriffen und sie liebte ihn von ganzer Seele. — Als er sie jetzt wieder vor dem Bücherschranke sah, wie sie gesenkten Blickes mit ihren blassen Lippen jedes Wort, das sie las, leise nachsprach, schlich er auf den Zehen zu ihr heran, und wollte ihre Hand fassen.

„Lassen Sie," sagte Mathilde, „sie ist vom Arbeiten zu rauh; aber sagen Sie mir, warum haben Sie mir nie gestanden, daß Sie die Recha Guggenheimer lieben? Wenn Sie nur auch so glücklich werden, wie Sie es verdienen, und Sie die Recha auch recht lieb hat, wenn es schicklich wäre, ich könnte hingehen und ihr sagen, wie lieb und gut Sie sind, damit sie recht weiß, was sie an Ihnen hat. Ich könnte Magd bei Ihrer Frau sein, und ihr mit Freude dienen, weil sie Sie so glücklich macht, und wenn Sie Kinder haben, wollte ich sie pflegen und warten, wie ihre Mutter."

„O du himmlisch süßes Mädchen," rief Ephraim, und küßte ihre rauhe Hand, die sie beschämt zurückzog und unter der Schürze versteckte. Ephraim konnte Mathilde sein Verhältniß nicht auseinandersetzen, auch bekämpfte er ihre so tief ausgesprochene Neigung nicht. „Das ist ja der einzige Halt auf dem zitternden Boden ihres Daseins," sagte er zu sich, „du darfst ihr diesen nicht rauben; an diesem selbstrügerischen Edelmuthe rankt sie sich auf, immerhin!" Sie erzählte ihm nun, wie der alte Emanuel ihm auch so innig zugethan sei,

und wie sie oft miteinander über ihn plauderten. „Ja," sagte sie, „ich denke zu viel an Sie, immer, das ist nicht gut, ich weiß es wohl, aber kann ich anders? Nachts, wenn der alte Emanuel so traurig Geige spielt, liege ich oft noch stundenlang an meinem offenen Dachfenster und horche und sehe hinauf zu den Sternen, die so lieblich glitzern; ach! sage ich dann oft zu mir, einst, wenn du ihn nicht mehr siehst, werden diese Sterne doch ewig über dir scheinen, und so oft du sie siehst, wirst du sein denken und für ihn beten."

Ihre Brust hob sich schneller, ihre Stimme zitterte. „Horch," unterbrach sie sich plötzlich, „ich höre die Hausschelle läuten, die Herrschaften kommen aus dem Garten zurück; nun adieu, ich muß hinabgehen, seien Sie aber auch recht munter und froh." Mit diesen Worten schlüpfte sie zur Thüre hinaus und machte ein erzwungen schelmisches Gesicht.

Ephraim lächelte wehmüthig über die grausame Willkür des Schicksals, das ihn dort ruhelos und auf ungewissen Wegen Liebe suchen, und ihn hier solche finden ließ, ohne daß er sie suchte, und daß er gleichsam nur aus Mitleid all die goldenen Schätze einer innigen Liebe hinnehmen mußte.

17. Arme Seelen.

Ephraim hatte fast vergessen, daß er eigentlich in Berlin nicht fremd sei, daß vielmehr seine liebste Angehörige, seine Schwester Veilchen, hier wohnte; aber

das ist einmal seine Weise, daß er stets im Fremden das Eigne sucht, und da, wo es ihm nahe liegt, nicht erkennt. Wie die oft täuschende Aehnlichkeit unserer Züge mit denen Anderer nicht von uns selber, sondern nur von dritten Personen bemerkt werden kann, so sah auch Ephraim nicht, daß sein eigenes Wesen, sowohl in Gestalt als Geist, sich in weiblicher Art in seiner Schwester wiederholt hatte. Sie erschien ihm zu weichlich und schmerzsüchtig, und darum vernachlässigte er sie auf ungebührliche Weise; fast nur seine Mißstimmung trug er zu ihr hin, und ließ sie dort ausklingen und er ärgerte sich, daß sie ihm nicht Freude dafür gab, ja, daß sie selbst Mitleid beanspruchte.

Es ist eine vielverbreitete und doch vielfach falsche Lebensregel, daß Leidensgenossen einander zum Troste seien; vielmehr giebt es besondere Naturen und in Anderen zeitweise Stimmungen, denen fremdes Leid unbequem und ärgerlich ist, zumal wenn sich nichts dafür thun läßt. Ephraim war seiner Schwester fast böse darüber, daß sie unglücklich war.

So kam er auch jetzt wieder. Veilchen hatte Nachrichten aus der Heimath erhalten, sie erzählte ihm, daß Philippine Braut geworden sei mit einem braven Manne, Namens Ries.

„Gratulire," sagte Ephraim lachend.

„Schon als sie noch Kind war, hab' ich's ihr prophezeit, daß sie glücklich wird," setzte Veilchen hinzu, „sie ist so heiter und sorglos, und solche Menschen werden immer glücklich."

„Glücklich?" wiederholte Ephraim, „glücklich? Was

verstehst du von Glück! Wenn sich Jemand mit einem Stein um den Hals in's Wasser geworfen hat, und der Strick, an dem der Stein hängt, reißt nicht, der allein ist glücklich. Warst du schon einmal glücklich?"

„Ja, ich darf wohl sagen, ich war's, und ich glaubte an der Erinnerung dieses Glückes ein ganzes Leben lang zehren zu können. Tausendmal wiederholte ich mir jene seligen Minuten, und lebte wieder ganz in ihnen, aber leider mußte ich erfahren, daß die Gegenwart ihre Rechte geltend macht. Macht uns die Kälte minder zähneklappern, weil wir mitten unter Schnee und Eis uns eines linden Frühlingstages erinnern können? Die Erinnerung an jenes Glück, hundertmal heraufbeschworen, wurde ein blasses Gespenst, ein mit Träumen durchwirktes Ereigniß, und ich wußte nicht mehr, was Wahrheit und was Traum war; ach! ich bin zu schwach, die bloße Erinnerung konnte ich nicht fassen, wenn ich meine Hand nach ihr ausstreckte."

„Hast Recht," ergänzte Ephraim in wildem Spott, „wer sich von Erinnerung, vom Aase der Vergangenheit nährt, der kann hundert Jahre alt werden oder gleich sterben, ist einerlei. Aber das frische Leben ist ein Raubthier, es braucht allzeit frisches Leben, daß es würge und sich daran sättige."

Veilchen war es gewohnt, daß sich ihr Bruder bei ihr in allerlei Ungemessenheiten erging, sie ließ ihn gewähren und lenkte jetzt nur wieder zurück, indem sie sagte: „Ach, ich wäre viel glücklicher, wenn ich einen Glauben hätte, zu dem ich wallfahren könnte. Ich wollt', ich wäre katholisch und fände Ruhe im Glauben — ich

wäre nicht protestantisch geworden, wie unser Bruder Nathan."

„Nathan?"

„Ja, er hat eine junge Beamtenwittwe aus Brieg geheirathet und ist zur protestantischen Kirche übergetreten."

„Gratulire ebenfalls, Nathan glaubt weder an's Eheglück, noch an's Christenthum, darum hat er recht gethan, daß er sich in Beide einjochen ließ."

„Du hast auch die üble Gewohnheit der Hiesigen, über Alles ein witzelndes Schnippchen zu schlagen; ich gestehe, daß mich trotz Allem der Uebertritt unseres Bruders sehr betrübt, er hat sich von uns losgesagt, von unseren Schmerzen und Hoffnungen."

„Ich muß dir doch auch Neuigkeiten erzählen," begann Ephraim jetzt wieder milder, wohl fühlend, wie er seine Schwester verletzt habe, „der Sekretär Lessing ist aus Breslau hier angekommen, ich werde ihn morgen Abend bei Mendelssohn sehen. Denke nur, wen ich außerdem dort treffen werde; erinnerst du dich der Frau, die bei deiner Hochzeit so schöne Verse auf dich machte? Sie lebt jetzt hier, gefeiert und verehrt als Dichterin, ein Baron Kottwitz, ein ächter Edelmann, hat sie ihrer dürftigen Lage entrissen. Auch der Dichtergrenadier Gleim, der dir am Laubhüttenfest das Andenken von deinem ersten Bräutigam brachte, wird zugegen sein; er ist jetzt Domsekretär in Halberstadt und baut aus poetischen Episteln einen Freundschaftsdom. Es ist nicht klug, daß du dich so aus allen Gesellschaften zurückziehst, du versagst dir manchen Genuß."

Veilchen war sehr nachdenklich, als ihr Bruder weggegangen war, sie schalt sich selbst, daß sie sich so in ihre Häuslichkeit eingemauert hatte, aber sie konnte jetzt nicht mehr heraus; sie hatte mit ihrem Mann noch eine ganze Sippschaft von Schwägerinnen und Tanten mit erheirathet, es war ihr unmöglich, einem Jeden mit Zeitaufwand ein Stück Leben zu opfern; sie war immer so verstört und leer aus den sogenannten Gesellschaften nach Hause gekommen, da sie an all den Klatschereien, Kleidermusterungen und gespreizten Witzeleien keine Freude haben konnte; sie versenkte sich in einsiedlerisches Lesen. „Er ist hier!“ sagte sie zu sich, „ob er wohl ahnt, daß du ihm so nahe bist, ob er sich wohl noch deiner erinnert? Ach! ich möchte ihn nur sehen, nur einmal sehen.“ Sie richtete ihr Haupt empor, sie saß dem Spiegel gerade gegenüber; als sie nun ihre rothen Wangen und ihr leuchtendes Auge aus dem Spiegel wiederblicken sah, verhüllte sie beschämt und reuig ihr Angesicht, sie war sich einer Untreue gegen ihren Gatten bewußt worden. „Aber,“ sagte sie wieder, „er hat ja keinen Anspruch auf dein Herz, er hat es nie verlangt.“ Sie überlegte, auf welche Weise sie Lessing morgen Abend sehen könnte, ohne sich dem Gesellschaftszwange auszusetzen und damit ihre ganze bisherige Lebensweise aufzugeben.

Wer Veilchen nur so oberflächlich bemerkte, hätte der Meinung der Berliner Juden beigestimmt, daß sie in einer glücklichen Ehe lebe, welcher, um vollkommen zu sein, nur der Kindersegen fehle; in der That hätten Kinder Veilchen vielleicht inniger an ihren Mann

gekettet und ihren Schmerz nicht zum Ausbruch kommen lassen, aber versöhnt wäre er dadurch nie worden. So sehr ihr anfänglich die Comtorgeschäfte, die sie für ihren Gatten zu besorgen hatte, zuwider waren, eben so sehr freute sie sich in der Folge damit, denn sie schöpfte daraus das Bewußtsein einer Erwerbsthätigkeit und konnte sich dadurch ihrem einzigen Verlangen, dem sie noch mit ungetrübter Freude nachhängen durfte, dem Wohlthätigkeitstriebe, ungestörter hingeben. Nicht selten verkümmerte sie sich aber auch diese reine Freude durch Grübeleien; sie glaubte sich gestehen zu müssen, daß sie für Kummer und Noth der Leidenden weniger empfänglich und hülfreich wäre, wenn sie selber ein beglücktes Daseyn führte, sie wollte Selbstsucht aus ihren Thaten pressen, meist aber siegte die innere Wahrheit, und sie genoß jener reinen Wonne, die der wahren Wohlthätigkeit immer folgt. Wie freute sie sich, unter den guten Eigenschaften ihres Gatten obenan die stellen zu können, daß er ihre Wohlthätigkeit durchaus nicht beschränkte. Leider konnte sie nur noch Weniges hinzufügen; Herz Helst war zwar ein rechtlicher Mann, aber das galt seinen geschäftlichen Beziehungen zur Außenwelt. Wohl findet die Liebe in der allgemeinen Achtung der Persönlichkeit eine schöne Grundlage, aber sie bedingt sie nicht unmittelbar, denn die echte Liebe löst ihre Neigung nicht von dem Geliebten, selbst wenn er das Kainszeichen allgemeiner Mißachtung trüge. Durch die unmittelbare Verwicklung in die Geschäftsverhältnisse mußte Veilchen auch all die Launen ihres Gatten ertragen, die sich aus den mannigfachen Schwankungen

des Handels erzeugen. In Betracht seiner vielen guten Eigenschaften hatte Veilchen anfänglich alle ihre Zärtlichkeit und innige Güte entfaltet, um sich und ihren Gatten in ein innigeres und wärmeres Verhältniß zu bringen, aber Herz Helst nahm dies Alles mit kalter Ruhe hin, und Veilchen, ihre Verschwendung erkennend, ließ nach und nach von den kleinen Zärtlichkeiten ab; ihr Gatte schien es kaum zu bemerken, er war nach wie vor derselbe.

Herz Helst war ein praktischer Mann, er hatte erst geheirathet, nachdem er sich sattsam ausgetobt hatte. Die Ehe war für ihn eine Versicherungsanstalt für sorgsame Pflege in Alter und Krankheit; er konnte die seelischen Bedürfnisse Veilchens nicht erkennen, weil sich in ihm selber nichts Derartiges regte, er betrachtete sie oft mit stillem Kummer, denn sie war kinderlos, und er sah seine mühsam erworbenen Besitzthümer einst in die Hände lachender Erben übergehen. Er steigerte seine Betriebsamkeit im Handel, auch um seinen häuslichen Kummer zu vergessen; man durfte in seiner Anwesenheit nicht von Kindern sprechen, ohne ihn mißgestimmt zu sehen, und wenn sich ihm eines seiner Neffen oder Nichten nahte, küßte er es und stieß es dann leise von sich. Auch Veilchen wünschte nichts sehnlicher als eine Tochter zu besitzen, die sie zur Freiheit und Liebe erziehen könne, sie wollte ihr alles das bereiten, was Geburt und Geschick ihr vorenthalten und entzogen hatten.

So lebte das glückliche Ehepaar, welches kluge Mütter ihren Töchtern als Beispiel aufstellten, wie schön und gut die Convenienzheirathen seien.

Veilchen sann auf Mittel und Wege, wie sie morgen Abend Lessing sehen könnte, und als sie solche endlich gefunden, war sie seltsam bewegt und ging leise singend durch die Stuben; die Armen, die heute ihre Wochengelder abzuholen kamen, erhielten eine doppelte Gabe. Sie holte sich Lessings Schriften aus dem Bücherschranke und las darin.

Auch Ephraim traf Vorbereitungen für den kommenden Abend; er hatte Recha mehrmals davon gesprochen, daß er bisweilen Verse mache, sie bat um deren Mittheilung, und er versprach sie; hierin fand er nun den Weg, der am raschesten zur Entscheidung führte. Statt der Gedichte wollte er ihr einen Brief überreichen, bei dieser Erklärung konnte ihn Niemand unterbrechen und keine fremde Anwesenheit stören. Fünf, sechs Anfänge eines Briefes lagen um ihn her, der eine war ihm zu kalt, jener zu stürmisch, ein anderer zu geistreich gesucht u. s. w. Endlich überwand er das Hinderniß, indem er es zum Hebel und Stützpunkt verwandelte; er begann mit der Schilderung, wie schwer es ihm würde, den Blick, in dem die Seele ruhte, heute auf's Papier zu heften; er schilderte sein ganzes inneres Leben, jedes Wort athmete Liebe. Dennoch bat er nicht unumwunden um ihre Liebe, er bat um freimüthiges Geständniß dessen, was sie für ihn fühle, er wähnte sich hierdurch vor der Selbstanklage zu retten, daß er unbesonnen sein ganzes Sein in die willkürliche Hand eines Mädchens gelegt hatte und es verschmäht zurück erhalten könne. Er sagte, wie Archimedes verlange er einen Punkt außer der Erde und er wolle sie aus den

Angeln heben; die Liebe Recha's sei für ihn dieser Punkt, und in ihr geborgen wolle er als Jude, ausgestoßen von der großen Gemeinschaft, die Welt überwinden, entbehren und verachten lernen. Zuletzt beschwor er sie, ihm bei Verneinung diesen Brief nach drei Tagen einfach wieder zurück zu geben; dies wäre Antwort genug.

Mit bangem Herzklopfen stand er am folgenden Abend in seinem Zimmer, denn er mußte sich bekennen, daß er den entscheidenden Lebensweg antrete.

Nicht zur Musterung seines Anzuges, sondern selbst verloren starrte er im Spiegel sein Abbild an, und doch wollte er auch eine freie Betrachtung seiner äußern Erscheinung gewinnen. Wie mochte Anderen diese große hagere Gestalt erscheinen? Erkannten sie das Unharmonische des länglichen Angesichtes, das, bald schlaff, bald fest, in schmerzlichem Wehe zuckt, wo Andere nur Bedauern empfinden? — Still sinnend zog er das dunkle brennende Auge zusammen, und ein sarkastisch wehmüthiger Ausdruck machte sich in den kleinen Fältchen kenntlich.

Ein liebendes Auge wird dich anschauen — sagte sich endlich Ephraim — und sein heiligender Blick dich zur Wahrhaftigkeit vor dir selbst, zur Einheit mit dir versöhnen. —

Als er das Haus verließ, öffnete Mathilde das Fenster und sah ihm noch lange nach. „Ach, ich bin nichts als eine arme Seele," seufzte sie, nachdem er um die Ecke verschwunden war.

18. Ein Abend bei Moses Mendelssohn.

Auf dem Wege nach dem Hause Mendelssohns begegnete Ephraim dem Doktor Bloch, der eben dahin ging und ihm erzählte, daß am Morgen ein protestantischer Diakonus aus Zürich, Namens Lavater, der sich durch seine Schweizerlieder bekannt gemacht, mit mehreren Freunden bei Mendelssohn gewesen sei, in der ausgesprochenen Absicht, ihn zum Christenthum zu bekehren. Nur mit dem größten Widerstreben sei Mendelssohn in die Erörterung eingegangen, dann aber und nach der wiederholten Versicherung der Discretion von Seiten Lavaters, habe sich Mendelssohn mit entschiedenem Freimuth vertheidigt, so daß der eifervolle Diakonus zuletzt nur mit Thränen in den Augen ausrufen konnte: „Wollte Gott, daß Sie ein Christ wären."

„Mendelssohn ist leider durch diese Erörterung sehr angegriffen," fuhr Bloch fort. „Als er mich heute rufen ließ, sagte er mir: ich bin eben so wenig im physischen wie im moralischen Verstande zum Athleten geboren. — Stehen Sie uns nun bei, Herr Kuh, gegen jeden neuen Angriff, den etwa der Diakonus heute Abend noch versuchen will. Wir müssen Mendelssohn decken, und dürfen eher uns exponiren, als den Generalissimus."

Es war eine eigene Andacht, mit der Ephraim beim Eintritt in die Wohnstube die dargereichte Hand Mendelssohns ergriff; er wollte ja in doppeltem Sinn sich das Recht erwerben, ihm nahe zu sein.

Die Freunde waren schon versammelt, nur Frau Karschin fehlte noch, sie war in Gesellschaft beim Grafen Herzberg, wo man der Mode gemäß ihre Stegreifdichtung bewunderte. Mendelssohn ging in ein Nebenzimmer, um das zu dieser Stunde übliche Gebet zu verrichten, es war Samstag Abend. Lessing und Gleim sprachen ihre Freude aus, Ephraim als alten Bekannten begrüßen zu können; besonders Gleim erinnerte sich mit Innigkeit jener Stunde, die er in der Laubhütte beim Vater Ephraims zugebracht.

Die Gesellschaft befand sich noch in jenem ersten Stadium gegenseitiger Ansprache, die fast wie das Stimmen und Probiren der Instrumente betrachtet werden kann, und hier wußte man, daß ein Zusammenklang angestrebt würde, denn Mendelssohn liebte es, die Unterhaltung gemeinsam zu machen und auf Erläuterung eines bestimmten Gegenstandes hinauszuführen.

Ephraim sprach mit Gleim und Nikolai, aber er horchte hin nach dem andern Ende des Zimmers, wo Lessing mit Recha und Frau Mendelssohn scherzte. Hätte Ephraim noch an seiner Liebe gezweifelt, diese Eifersucht mußte ihn von ihrer Macht überzeugen. Er griff wiederholt nach dem Briefe in seiner Seitentasche, gleichsam als fürchte er, daß er ihm von fremder Hand entrissen würde.

„Es ist doch schön von der Frau Karschin," sagte Recha, „daß sie, nachdem der Herr Schwager — so nannte sie stets Mendelssohn — sie so unbarmherzig kritisirt hat, womit ich nicht ganz einverstanden war, daß sie dennoch ohne Groll zu uns kommt und so bescheiden um Rath fragt."

„Ach, ich kenne das," sagte Lessing lachend, „es giebt Menschen, die mit der größten Unterwürfigkeit von Haus zu Haus gehen und Jeden inständig fragen: was halten Sie von dem, was ich gethan oder geschaffen habe? Sprechen Sie offen und rathen Sie mir, was ich ferner thun soll. Ich bin ohne Empfindlichkeit und dankbar. — Aber innerlich wollen sie doch nur Lob und glauben mit der ausgesprochenen Bescheidenheit schon genug gethan zu haben; am Ende wollen die meisten nichts als auf ihrem alten Wege fortgehen und können auch nicht anders."

Ephraim war so eben dem Diakonus Lavater vorgestellt worden, dessen Blicke forschend auf seinem Antlitze ruhten, als Mendelssohn wieder eintrat und mit freundlichem Tone fragte: „Wo nur Frau Karschin bleibt?"

„Thyrsis mag antworten, wo seine Chloe so spät am Abend die Schafe treibet," sagte Lessing zu Gleim.

„Wüßte sie, daß ihr ein Gott so hold ist, sie würde nicht die Gunst eines Königs suchen," antwortete Gleim mit Anspielung auf den Vornamen Lessings.

„Der König wird nichts für sie thun, sie ist eine Deutsche und eine Frau," sagte Nikolai.

„Und sie nimmt sich noch die Freiheit, gläubig zu sein," entgegnete Lessing, „und hier ist nur beliebt, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Man muß sich bald schämen, sich dieser Freiheit zu bedienen."

„Wo giebt es denn ein freieres Land?" fragte Nikolai, und Lessing erwiderte:

„Versuchen Sie es, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen; lassen Sie hier in dem französirten Berlin Einen auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald sehen, welches Land das sklavischste von Europa ist. Eure Freidenker sind wie die Pfaffen, sie wollen im Verborgenen glauben, was sie wollen, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Geleise bleibt, worin man ihn zu leiten versteht. Die Art, wie Ihre Recension der Gedichte des Königs aufgenommen wurde, lieber Moses, zeigt sie nicht, was man für Freiheit will? Man hat alle Aussprüche Ihrer aufrichtigen Verehrung übersehen, und kann Ihnen nicht verzeihen, daß Sie mit unzerbrechlichem logischem Maße gezeigt haben, was diese Herren in Verse bringen und wie sie oft selbst nicht wissen, was sie denken. Ist das Freiheit, daß man andere belehren, aber sich selbst nicht belehren lassen will?"

„Sie sind zu leidenschaftlich, lieber Freund," sagte Mendelssohn in seiner milden Furchtsamkeit, und Lessing entgegnete:

„Wenn man nicht warm werden darf, bei dem, was man als Mißhandlung der Vernunft und Wahrheit erkennt, wann und wo darf man es denn? Ich will mir nicht einmal mehr vornehmen, kalt und gleichgültig zu bleiben. Ich sage mit Luther: Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß."

Alles schwieg eine Weile, aber Lavater, der es stets liebte, eine lebendige Mittheilung zu erregen und bei

aller inneren Begeisterung doch auch die Macht seiner Persönlichkeit in's Licht zu stellen, sagte jetzt:

„Ihr König Friedrich mag ein großer Mann genannt werden; von meinem Standpunkte aus muß ich sagen, ohne Demuth und Glaube giebt es keine ächte Größe. Gebt Gott allein die Ehre, lehrt die Schrift."

„Der Erfinder der preußischen Monarchie," begann Bloch mit einer sichtbaren Kampfslust, „hat allerdings keinen Glauben und keine Liebe, weder zu Gott —

„Noch zu den Frauen," schaltete Abraham Rechenmeister ein, den man im Freundeskreise auch Diogenes nannte.

„Noch zu den Aerzten," spottete Lessing gegen Bloch.

„Ich glaube," begann Mendelssohn mit beschwichtigender Handbewegung, und da er namentlich im Beginne einer Rede immer stotterte, steigerte sich die Aufmerksamkeit Aller zu einer gewissen Mithülfe, „ich glaube, daß die isolirte Stellung Friedrichs den Grund seines Charakters bedingt. Er ist gerecht und mild, nicht aus Edelsinn oder Menschenliebe, sondern aus Pflichtgefühl, er ist unermüdlich für die Gesammtheit thätig und ist doch ein Menschenverächter."

„Er beweist selbst seinen Grundsatz," sprang Maimon dazwischen, „daß die Handlungen der Menschen eigentlich nicht nach ihren Maximen bestimmt werden."

„Darum müssen wir scheiden," nahm Mendelssohn wieder auf. „Zu Handlungen werden wir durch Beweggründe, zu Gesinnungen durch Wahrheitsgründe geleitet; jene bilden den Staat, diese die Religion, die sich als Kirche, Synagoge und Moschee constituirt.

Bleiben wir aber bei unserm Könige, so ermangelt er des Mittelpunktes, von dem alles Leben ausgeht und zu dem es zurückkehrt. Er hat Kindesliebe und Frauenliebe nie gekannt, sein Jugendfreund wurde dem starren Rechtsbegriffe des Vaters geopfert, Elternliebe blieb ihm auch fremd; die Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm kann die kleinen Beziehungen des Daseins nicht ausfüllen, die doch für jeden eine Nothwendigkeit sind; und so bleibt denn nichts übrig als im Thun die Pflicht, die sich selber fortsetzt, wie das Athmen des Körpers, und es ist ein nicht geringer Ruhm der Menschennatur, daß die Pflicht im Geiste so fest gegründet ist, daß sie unbehindert von allem abschweifenden Denken ausdauert. Ich sage, die Lebensstellung Friedrichs duldet bei ihm im allgemeinen Denken Frivolität und Spott. Jener große König von Frankreich war deshalb noch ehrwürdiger, weil er als großer König mit den Kindern auf dem Boden spielte. Ich möchte behaupten, nur in der Familie ist der Mensch wahrhaft sittlich, hier ist er im natürlich geistigen Zusammenhange mit der Weltordnung."

„Lassen Sie uns nur schnell heirathen, lieber Gleim," scherzte Lessing, „sonst werden wir noch von unserm Freunde Moses aus der Moral excommunizirt."

Gleim war verstimmt, denn er, der „Gott und Friedrich" sang, mußte Solches mit anhören; er preßte daher unmuthig die Lippen zusammen, und Lessing fuhr fort:

„Freund Moses will uns aber nur necken. Er weiß, daß der Maßstab des Familienwohls nicht allwege zulänglich ist; es giebt Naturen und Verhältnisse, die

anders gemessen sein wollen. Wer immer nur für Alle lebte, immer unter dem Gesichtspunkte des Unegoistischen, des Allgemeinen und Ewigen, der lebte in Gott. Ich mache mich anheischig, König Friedrich in diesem Sinne nicht nur zu vertheidigen, sondern heilig zu sprechen."

„Da üben Sie wieder Ihre gymnastische Streitkunst," entgegnete Mendelssohn, „ich will Ihnen die Ehre nicht rauben, am liebsten auf Seite der Angegriffenen zu sein. Lassen wir alles Persönliche. Sie wissen wohl, daß ich eigentlich nur sagen will: außerhalb der Gesellschaft — und der erste Punkt oder innere Kreis derselben ist die Familie — kann der Mensch nicht seine Pflichten gegen Gott und nicht gegen die Mitmenschen erfüllen. Sorge für Andere, Wohlwollen, macht im Grunde glücklicher als Eigennutz, aber wir müssen uns selbst und die Aeußerung unserer Kräfte dabei empfinden; unser Thun hätte weder Werth noch Verdienst, wenn es nicht aus freiem Triebe des Wohlwollens fließt. Mögen für diejenigen, die an der Spitze der Gesellschaft stehen, andere Maßstäbe gelten, ich lasse das dahingestellt ohne es zuzugeben, ich sage nur: für uns im bürgerlichen Stande ist im Wesen der Familie Pflicht und Naturdrang gleichmäßig vereint. Es fragt sich: hat nicht derjenige allein, welcher in Familienbeziehungen lebt, ein Recht mitzusprechen in dem großen Rathe der Menschheit, der Wissenschaft, sich mitzufreuen bei dem großen Feste der Menschheit, der Kunst, und mitzukämpfen im großen Kampfe der Menschheit für Recht und Vernunft?"

Alles schwieg, selbst Lessing hielt an sich; er mochte jene Scheu empfinden, die oft den Freund überkommt, wenn er vor Anderen mit dem Vertrauten in ein ausschließliches Gespräch geräth, entweder wird es zum Schauspiel für die müßige Umgebung, oder es tritt eine Rücksichtnahme ein, die die Sache beeinträchtigt. Mit stiller Betrachtung schaute Lessing in das leuchtende Antlitz des Freundes, der sich über seine ruhige und bemessene Redeweise hinausgeschwungen hatte.

„Sie entschuldigen, Herr Schwager, wenn ich eine alberne Frage thue," begann Recha.

„Laß hören," erwiderte Mendelssohn ermunternd, und in Mienen und Wort drückte sich jene freundlich wohlthuende Beziehung aus, die die Schwester der Frau als Angehörige und doch wieder mit einer höflichen Aufmerksamkeit behandeln läßt. „Du hältst deine Frage für sehr gescheit, weil du sie albern nennst; aber immerhin."

Aller Augen waren auf Recha gerichtet, die ruhig und fest fortfuhr:

„Ist der Begriff des Familienlebens, wie Sie ihn festgestellt, nicht eine Anklage gegen unsere Religion?"

„Fasse dich bestimmter."

„Ich erinnere mich, daß Sie mir einst erklärten, das Wort Familie hätten die Römer zuerst für die Genossenschaft der Haussklaven gebraucht; noch weit härter als das Römerthum war das Judenthum gegen die Frauen; waren sie denn viel mehr als Sklaven? Hat nicht das Christenthum erst die Frau aus dem Sklavenstande erlöst, die Gleichberechtigung und somit die Familie erst gegründet?"

Lavater erhob sich von seinem Stuhle, und Ephraim erbebte, als er dem Blicke des Doktor Bloch begegnete, der ihm zuwinkte; er glaubte, seine Liebe sei verrathen und besann sich erst wieder, daß ihn der Arzt bedeutete, wie nun erst der rechte Kampf beginne.

„Das ist eine subtile Materie," sagte Mendelssohn verdrießlich vor sich niederschauend, „das läßt sich nicht in kurzen Worten erklären, in wie weit die Offenbarung an sich vollkommen und ewig und in der zeitlichen Erscheinungsweise doch wieder der Vervollkommnung fähig ist. Das Judenthum hat mit der Zertrümmerung des Staatslebens die national-politischen Elemente ausgeschieden und muß nun andere nationale Elemente wie den Germanismus — denn dieser ist hier der maßgebende — in der Stellung der Frauen auf sich einwirken lassen. Aber ich muß bitten, mit unserer Unterhaltung nicht hieher abzuirren. In diesen Erholungsstunden, die mir meine Geschäfte übrig lassen, möchte ich gerne alle Trennung, allen Zwiespalt vergessen, der je den Menschen zum Feinde des Menschen gemacht hat, und ich bemühe mich alsdann, die Erfahrungen, die ich etwa des Tags über davon gehabt, in meinem Gedächtnisse auszulöschen."

„So ungastlich ich erscheinen muß, ich kann da nicht einstimmen," widerstrebte Lavater. „Wir sind in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben. Das ist Menschenberuf und Würde! Wir müssen allezeit den Namen des Herrn bekennen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Ich kann, ich darf Sie nicht schonen. Sie weichen wiederum aus, indem Sie

dem Germanismus zuschreiben, was unserer Kirche gebührt."

„Sie oder ich," sagte Mendelssohn, „einer von uns ist ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt der Vorurtheile und Erziehung selbst über solche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen. Lassen wir aber auch darum alle Bekehrungsversuche. Der Pöbel aller Religionen hält sehr viel auf Bekehrungen, nicht aber die Weisen. Sie sind ein christlicher Prediger und ich ein Jude. Was thut dieses? Wenn wir dem Schaf und dem Seidenwurm wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir beide Menschen. Wäre ich von Herzen von einer andern Religion überführt, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz die Wahrheit nicht bekennen zu wollen."

„Fragen Sie sich ehrlich, ob Sie Ihre Vorurtheile für Ihre Religion erkennen wollen?"

„Ich weiß, es sind in meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche, die ihren Glanz sehr verdunkeln. Ob ich Vorurtheile für meine Religion habe, kann ich selber nicht entscheiden, so wenig ich wissen kann, ob mein Odem einen üblen Geruch hat. Ich will es nicht als einen Vorzug meiner Religion, sondern nur als eine Thatsache geltend machen, daß ihre Offenbarung als Lehre nur für die jüdischen Stammesgenossen Verbindlichkeit anspricht und für Niemand anders, denn jeder andere kann ebenfalls, wie sich auch unser König Friedrich ausdrückte, in seiner Façon selig werden. Das Judenthum hat keine Offenbarung von

ausschließenden Heilswahrheiten, die zur Glückseligkeit nothwendig sind, diese sind nicht durch Laut und Schriftzeichen geoffenbart, hier und dort, diesem und jenem verständlich, sondern durch die Schöpfung selbst und ihre innerlichen Verhältnisse, die allen Menschen leserlich und verständlich sind.

Ich für mich stelle als Kriterium in Religionssachen das auf: da die Menschen alle von ihrem Schöpfer zur ewigen Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein, eine Offenbarung, die allein die seligmachende sein will, kann nicht die wahre sein, denn sie harmonirt nicht mit den Absichten des allbarmherzigen Schöpfers. Ich halte die Mitte zwischen Dogmatiker und Skeptiker, ich weiß, daß jeder andere Vernünftige, von einem andern Punkte ausgehend und einem andern Leitfaden folgend, mit Recht ganz entgegengesetzter Meinung als ich sein kann. Hiermit, stürmischer Freund, lassen Sie uns doch endlich abschließen. Die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich bekennen, sind noch nicht ausgebreitet genug, um uns an die Streitigkeiten zu halten."

Der Doktor Bloch wollte sich mit diesem Friedensschlusse nicht begnügen; er wollte auch den Sieg haben, und darum entzündete er den Kampf von neuem, indem er triumphirend rief:

„Alle Religionen, Judenthum, Heidenthum, Christenthum, alle haben mehr allgemeines Unheil über die Welt gebracht als Heil im Einzelnen."

„Nicht so," wehrte Mendelssohn nochmals ab. „Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge

zu sehr herunter zu setzen, weil Andere sie zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken und niemals in's Gleichgewicht. Und die radikale Negation leistet dem Aberglauben Vorschub. Man will dann lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Greifen Sie nicht die menschenveredelnde und erhebende Macht der Religion an —"

„Das thue ich allerdings, sie hat die Menschen abgehalten, ihrer Macht und Ehre zu vertrauen, die Welt ist krank, sie kann die fixe Idee nicht los werden, daß es Juden, Christen und Heiden gebe; die Humanität muß fortan allein der Fahnenruf sein."

„Und die Stellung der Juden," nahm Ephraim das Wort, „ist allezeit der Barometerstand der Humanität —"

„Ich bin auch ein Körnchen Quecksilber," schaltete hier Maimon leise gegen Abraham Diogenes ein, und Ephraim fuhr fort:

„Hier ist eine klaffende Wunde, in die der ungläubigste Thomas seine Hand legen kann; die Juden haben keine Martyrergeschichten, denn sie Alle sind Martyrer, mehr oder minder, sie bezeugen einen hohen Beruf, den die Weltgeschichte ihnen vorbehalten, daß sie inmitten aller Stürme und Strömungen der Zeiten feststanden und jetzt zu frischer Bethätigung erweckt sind. Es gilt vorerst zur Anerkennung zu bringen, daß im Judenthum und in den Juden Edelsinn und Menschenliebe nicht minder feste Wurzeln geschlagen als irgend wo anders."

Recha hielt, während Ephraim sprach, die Hände gefaltet und blickte in den Schooß; das hatte Ephraim bemerkt und nahm es als offenbare Theilnahme, als ein Bangen um ihn, und mitten im Feuereifer seiner Rede schoß der Gedanke auf, daß er sich hier im Turnier vor der Geliebten zeige; das war bei jenen ersten Worten, wo er sich eigentlich wiederholte, aber rasch bannte er jede Nebenbetrachtung weg und ging um so ungestümer in die Sache ein. Jetzt schaute Recha auf, als Mendelssohn ergänzte:

„Ja, man muß sich vor dem gotteslästerlichen Undank hüten, indem man oft die Gabe der Erkenntniß verwünschen möchte; denn der Stand, in welchem wir Juden stehen, vermehrt nicht die Zufriedenheit, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und anderen nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen; versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung und macht den Mangel an Cultur zum Grunde für unsere fernere Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen. Aber ich wünsche vor Allem, daß wir die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, nicht durch Streit und dergleichen, sondern durch Tugend und Rechtschaffenheit widerlege."

„Was wollen Sie von der Anerkennung?" entgegnete Abraham Diogenes. „Von wem wollen Sie denn anerkannt sein? Von den Dummköpfen? Sie müßten gescheit werden. Von den Aristokraten und Pfaffen?

Sie müßten aufhören zu sein, was sie sind. Was bleibt also übrig, wenn man diese Hauptsumme abzieht? Ein paar Menschen —"

„Nein, der Staat," schaltete Ephraim ein.

„Meinetwegen. Was geht mich aber der Staat an? Ich kann leben und denken —"

„Nein, erst das ist Leben, das sich in der Gemeinschaft weiß, erst das ist Denken und Empfinden, das zu einem gemeinsamen Heiligthume sich wendet."

„Sie sind dem Heile näher als Sie ahnen," sagte Lavater, die Hand Ephraims ergreifend. „Ein Mensch, der sich als Ebenbild der höchsten Kraft denkt, wird ein durchscheinendes Medium der Lichtquelle und lebendigsten Liebe, die er sich als Ursache aller Ursachen denkt. Und aus Demuth und Heilsbedürftigkeit sprießt die Blume des Glaubens, von der Gnadensonne zum Leben erweckt und mit des Lichtes Glanz und Pracht überströmt. Sie sind ein Substantiv in der Grammatik der Menschheit. Leider hat sich Ihnen die Gnade noch nicht enthüllt, aber sie wird es, sie muß es im Gebet; denn ohne Gnade, die der Herr über uns ausgießt, ist kein Glaube."

Lavater sprach so salbungsvoll und mit dem Tone innerster Ueberzeugung, daß ihm selbst der kampflustige Doktor Bloch nicht entgegnen wollte, nur Maimon kümmerte sich nichts um den apostolischen Eifer des Diakonus und fuhr polternd auf:

„Da haben wir's wieder, neue Kinder Gottes, von der Gnade auserwählt. Warum bin ich ein Stiefkind der Gnade? Was habe ich gethan und all die Millionen

Heiden mit mir? Ich mag aber die scharfe Opposition vieler Juden nicht, die sich gern zum Christenthume, wie es ist, gewendet hätten, wenn sie es selber hätten mitschaffen dürfen, nun aber, da es ohne ihr Zuthun so gewaltig geworden ist, gern daran herummäkeln. Im Christenthum muß eine hohe weltgeschichtliche Idee liegen, da es eine so hohe weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, wie sich einst auch ein Jude zum Christenthum bekehrte aus der Erkenntniß, daß es trotz nichtsnutziger und heuchlerischer Pfaffen fort und fort heilig bleibt. Wie die Christen Alles, was sie Gutes am Judenthum und an den Juden finden, christlich nennen, so vergelten es auch viele Juden; bei Allem, was ihnen am Christenthum gefällt, rufen sie wie der Hanswurst bei den Seiltänzern, wenn sein Herr ein schweres Kunststück macht: aufgeschaut! Das hat er Alles von mir gelernt. Warum bist aber du nicht auf's Seil gestiegen, du weiser Hanswurst?"

Alles lachte, und Nikolai bemerkte, daß jene Bekehrungsweise eines Juden in Boccaz's Dekamarone erzählt werde. Maimon fuhr hierauf fort:

„Ich kann nicht Alles dem Umstande zuschreiben, daß die griechischen und römischen Götterbilder gerade dem Verwittern nahe waren, als das Christenthum entstand; der Zufall ist ein Gelegenheitsmacher, aber Wille und Bedürfniß ihn zu ergreifen, müssen vorher da sein. Meinetwegen habe Christus die jüdischen Ceremonien aufgehoben oder nicht, genug sie sind in der christlichen Kirche nicht da, die Religion ist von aller Nationalität erlöst, und die Idee der Menschheit ist geborgen. Es

fragt sich für mich nur: kann ich das nicht auch aus meinem Denken erobern?"

„Nein," rief Lavater, „ohne die Gnade nicht, und könnten Sie es auch, so sind Sie ein verirrtes einsames Lamm, es fehlt Ihnen der Weg zur Vereinigung mit der Heerde und dem Hirten: das Dogma und das Symbol. Ich will jetzt nicht darüber streiten, ob das Kriterium unseres Herrn Mendelssohn in Betreff der Alleinseligmachung stichhaltig ist; ich will auch dahingestellt sein lassen ohne zuzugeben, daß man auf anderem Wege zur Seligkeit gelangen könne, das aber ist meine Ueberzeugung: durch das Christenthum kann man die höchste Stufe der moralischen Fähigkeit am leichtesten und geschwindesten erreichen."

„Abgesehen von allem Andern," sagte Ephraim, „könnte ich kein Christ werden, wie ich als Deutscher kein Franzose oder Engländer werden kann, wenn ich auch diese Völker für mächtiger und glücklicher hielte; ich könnte auch meine innere Sprachreligion nicht ändern; ich muß ein Deutscher bleiben und ich bin ein Jude, und würde ich ein Ausreißer aus dem Judenthum, meine Lebenswurzeln wären mir zerschnitten und ausgerissen. Freilich ist dies nur persönlich und hat keinen gemeingültigen Vernunftgrund für Andere, aber ist der Glaube etwas Anderes und ist das Wahren der Persönlichkeit nicht das Aeußerste und Unveräußerliche? Will das Christenthum die freie Persönlichkeit, den freien Menschen, nun denn, so muß es ihn auch außerhalb seiner Kirche gelten lassen."

„Das eben ist das Wunder der Wiedergeburt durch

die Taufe, daß Sie ein anderer Mensch werden," entgegnete Lavater, „daß Sie etwas werden, was Sie durch die Consequenzen der übermüthigen Vernunft nicht werden und nicht erreichen können; der Glaube ist ein Wunder und seine innerste Kraft ist die Wunderschöpfung, er schafft auch den Menschen neu, und darum heißt es in der Schrift: der Glaube kann Berge versetzen."

Gleim erhob sich jetzt aus seinem Schweigen und mit Lächeln deklamirte er:

„Dich Glaubensriesen, dich bitt' ich, der Glaubenszwerg,
Versetze mir den Halberstädter Hoppelsberg,
Es macht dir ja so wenig Müh',
Noch heut nach Sans-Souci."

Eine für Lavater beleidigende Heiterkeit schien sich in der Gesellschaft Luft machen zu wollen, da nahm Ephraim nochmals das Wort und indem er von den Martern sprach, die an die geschichtliche Vergangenheit ketten, erzählte er von der Gefangennehmung und dem Tode seines Vaters, wegen des aberwitzigen Mährchens von dem Osterblute. Die Hände Mendelssohns zitterten, seine Lippen waren blaß, als er jetzt laut rief:

„Und Alles das ist geschehen und geschieht noch auf die teuflischste Lüge hin, die auch nicht den Schatten eines Grundes hat. Rabbi Menasse ben Israel hat zur Zeit Cromwells vor dem englischen Parlamente mit dem höchsten Schwure betheuert, daß nie das angeschuldigte Verbrechen der Blutabzapfung von einem Juden für seine Ostern verübt sein kann, denn das Gesetz verbietet uns selbst das Blut der Thiere. Und hier stehe

ich und alle Flüche des Himmels mögen auf mich kommen, wenn Rabbi Menasse nicht die volle Wahrheit gesprochen. Ich wiederhole seinen Schwur für mich und mein Geschlecht und für ganz Israel. Ich mache der christlichen Religion keinen Vorwurf; nicht sie, ihre Priester haben uns die Lüge aufgebürdet. Was ist der Mordgier zu schlecht? Aber jetzt laßt uns in Frieden unsere Religion bewahren und hindert uns nicht, rechtschaffen zu sein."

Alles sah bewegt auf Mendelssohn, der am ganzen Leibe zitternd sich wieder setzte. Lange herrschte Schweigen, bis endlich Recha leise sagte:

„Es ist die schmerzlichste Frage: warum gerade das Heiligste die Ungeheuer von Verbrechen hervorgebracht hat?"

Niemand antwortete, da sagte Mendelssohn wieder mit ruhiger Stimme:

„Hierauf antwortet uns einer von jenen Gemarterten, ein hebräischer Schriftsteller; denn er sagt: je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht als eine verwesete Blume; diese nicht so ekelhaft als ein verfaultes Thier; und dieses so gräßlich nicht als der Menschenleib in seiner Verwesung. So auch, setzen wir fort: die schönste Blüthe der Vernunft ist die Bildung, und um so abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit als Corruption, und das erhabenste des Menschengeistes ist Gotteserkenntniß und Menschenliebe und das abscheulichste in ihrer Verwesung und Verderbtheit als Fanatismus und Menschenhaß."

„So, lieber Moses, so sind wir nun auf dem Bergesgipfel und überschauen den Höhenzug und seine Thaleinschnitte," rief endlich Lessing, mit heftiger Beweglichkeit sich hin und her wendend. Es war, als ob frische Kerntruppen auf den Wahlplatz rückten und den Kampf erneuten, da jetzt Lessing seine bisherige zuwartende Stellung aufgab und eine neue Fahne vortrug, indem er sagte: „Ich rufe mit Ulrich von Hutten: o Jahrhundert! Die Geister sind wach, es ist eine Freude zu leben! — Im Sturm erst ist das rechte Leben. Die Thoren, die den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchten, weil er dort ein Schiff in der Sandbank vergräbt, hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert. Es ist ihnen nicht um Andere, es ist ihnen nur darum, weil er ihr Lusthäuschen abgedeckt und die vollen Obstbäume zu sehr geschüttelt."

„Wo treibt es Sie hin?" fragte Mendelssohn.

„In die offene See, wo die Völkerzüge und beschränkenden Ansiedlungen der Menschen, die Scheiterhaufen und andächtigen Wallfahrten mit flatternden Fahnen verschwinden. Es geht ein großer heiliger Plan durch das Leben der Menschheit, wie es auf- und absteigt und doch immer bereicherter sich kundgiebt. Es mag im Plane der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts liegen, daß jeder Einzelne die Bahn durchgemacht haben muß, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, denn so erst sind ihre Ergebnisse lebendig sein Eigen. Es kann im Erziehungsplane Gottes liegen, unvollkommene Wahrheiten zuerst die Welt beherrschen zu lassen, um sie allmälig weiter zu klären —"

„Da zeigt sich aber noch kein Grund für das ewige Wesen, warum zuerst Irrthum und Halbheit walten soll, warum nicht geradezu —"

„Weil es nicht wahr ist, daß der gerade Weg der kürzeste ist. Die Vorsehung hat auf ihrem ewigen Wege so viel mit zu nehmen, so viel Seitenschritte zu thun. Die Welt ist das Leben der Mannigfaltigkeiten, der Individualitäten. Die heiligen Urkunden und Ueberlieferungen sind die Elementarbücher der Menschheit, die Offenbarungen sind die vorausgegebenen Resultate der Vernunftwahrheiten, die mit der Zeit zu solchen werden, sie sind das Facit, das der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie darnach rechnen, sie sind die Regeln, die ein Vater seinem Kinde als Gesetz gibt, damit es sie später im Leben selbst finde und aus sich bewähre. Wir müssen geduldig warten. Hüte dich, du fähigeres Individuum, daß du am letzten Blatte des Elementarbuches stampfst und glühst, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst."

„Diese Pietätsrücksicht ist schön," sagte Mendelssohn, „aber ich kann ihre Begründung nicht gelten lassen, denn glauben Sie, daß die Menschheit das, was Ihnen als Ziel der göttlichen Erziehung, wie Sie es nennen, vorschwebt, je wird erreichen können?"

Und die Hände ausbreitend rief Lessing:

„Soll die Menschheit auf die höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Laß mich diese Lästerung nicht denken, Gütiger! Es wird ein neues und ewiges Evangelium kommen für die zur

Männlichkeit gereifte Menschheit, die nicht mehr der Elementarbücher bedarf, die das Gute nicht mehr willkürlicher Belohnungen wegen, die darauf gesetzt sind, sondern um seiner selbst willen, weil es eben das Gute ist, thun wird und muß."

„Es wird mir schwer," sagte Mendelssohn, „mich Ihrer jesajanischen Begeisterung entgegen zu stellen, und doch, ich kann nicht anders. Wie im Staate der Mensch Zweck ist und die Gesellschaft Mittel, so auch in der gedachten größten Einheit. Es betreten immer neue Menschen die Bühne, und ihr Fortschritt ist nicht durch den Stand der Gesammtheit wesentlich bedingt. Ich habe keinen Begriff von dieser Ihrer Erziehung des Menschengeschlechts. Man stellt sich das collective Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor und glaubt, die Vorsehung habe sie hieher, gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grund ist das Menschengeschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Der Einzelne kommt weiter, daß aber das Ganze der Menschheit hienieden immer vorwärts und sich vervollkommnen solle, scheint mir nicht Zweck der Vorsehung gewesen zu sein, wenigstens ist das bei weitem nicht so ausgemacht und zur Rettung der Vorsehung nothwendig als man sich vorzustellen pflegt. Der Mensch geht weiter, aber die Menschheit schwankt beständig zwischen festgesetzten Schranken auf und nieder, und behält im Ganzen betrachtet in allen Perioden der Zeit ungefähr dieselbe Stufe der

Sittlichkeit, dasselbe Maß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, von Glückseligkeit und Elend, und zwar so viel als der Einzelne zu seiner Erziehung hienieden bedarf, um sich, so viel ihm beschieden, der Vollkommenheit zu nähern."

Lessing hatte sich eben gefaßt, um auf diesen die denkende Welt spaltenden Gegensatz zu erwidern, indem man einerseits die Menschheit und ihr erkennbares Gesammtleben und in ihr selbst Aufgabe und Ziel ihrer Entwicklung festhält, andererseits den Einzelmenschen als Ziel hervorhebt und seiner Entwicklung in eine unerkennbare Region nachschaut; aber — und das ist vorbedeutend für das Leben Lessings — er wurde von dem Theologen unterbrochen, denn Lavater drängte sich mit der Frage heran:

„Sie leugnen also die ewige Normgiltigkeit der Bibel und die Göttlichkeit des Erlösers?"

„Leugnen! Leugnen!" entgegnete Lessing. „O ihr Ketzerrichter! Wenn aber einer auch die Göttlichkeit der Bibel nicht gelten läßt, ist die Bibel die Religion? Die innere Wahrheit aller Religion und so auch des Christenthums besteht, wenn auch alles Aeußerliche und die Bibel selbst fällt. Wäre das nicht, so wären ja auch alle die Menschen, die viertausend Jahre vor Christo gelebt, verdammt. Christus erschien seinen Jüngern als Erlöser und Wiederhersteller des jüdischen Reichs, und erst nach seinem Tode wurde er zu dem rein geistigen Erlöser gestempelt. Das geschah nicht in absichtlich betrügerischer Weise, sondern es entwickelte sich geschichtlich natürlich. Ob Christus mehr als Mensch gewesen, ist

ein Problem; daß er ein wahrer Mensch gewesen, ist ausgemacht. Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge. Die Religion Christi ist diejenige, die er als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann — und das ist Liebe und Humanität — die christliche Religion ist diejenige, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht. Schon Spinoza legt großen Nachdruck darauf, daß die Religion unabhängig von der Bibel ist, und er weist mit Recht auf die Stelle bei dem Evangelisten Johannes hin, wo es vom ewigen Gesetze heißt: „Es war in der Welt und die Welt kannte es nicht." Welches die rechte Religion ist, das muß durch die Frucht der That entschieden werden, durch nichts Anderes."

„Ich weiß," widerstrebte noch Lavater, „Jedem erscheint das Universum durch sein eigenes Universum. Glauben Sie auf diesem Wege zur Seligkeit und ewigen Wahrheit zu gelangen?"

„Zur Wahrhaftigkeit," erwiderte Lessing, „und diese allein genügt. Tausende halten die Stelle für das Ziel ihres Nachdenkens, wo sie des Nachdenkeus müde geworden sind. Man muß sich aber eben da frisch aufraffen — unerbittlich gegen alle Bequemlichkeit der Trägheit, auf der Hut gegen gewohnte Tradition. Jeder sage, was ihm Wahrheit ist, die Wahrheit selbst bleibe Gott empfohlen. Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu

kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich die Kräfte — der Besitz macht ruhig, träge, stolz —"

„Haben Sie sich hier nicht selbst in Widerspruch gefangen?" fragte Mendelssohn mit dem Finger winkend. „Sie adoptiren mit mir die Leibnitzische Individuation im Gegensatze zur Spinoza'schen allgemeinen Substanz, und kommen doch wieder mit Ihrer collectiven oder auch einheitlichen Menschheit auf die allgemeine Substanz zurück und verlieren das Individuum. Sie wollten der Menschheit die denkliche Erreichung ihres Ziels, also die absolute Wahrheit und Glückseligkeit zuerkennen, und jetzt begnügen Sie sich mit der relativen, subjectiven?"

„Möglich, daß der Fortgang der Erkenntniß das, was wir als vollendet ansehen, nur in seiner Bedingtheit gelten läßt, jede Lebensstufe ist Uebergang und Ziel zugleich."

„Beim Spaziergang durch das Leben ist der schöne Weg Ziel," schaltet Maimon ein und Lessing fuhr fort:

„Nur Schwärmer können die Zukunft nicht erwarten. Das reife Mannesalter der Menschheit —"

„Endlich, endlich kommen Sie doch," rief Gleim aufstehend, und Aller Blicke wendeten sich nach der Thüre, „nur näher, liebe Frau Karschin; jagen Sie mit Ihrer Muse Christenthum und Judenthum und Philosophie hinaus, und lassen Sie uns fröhlich seyn wie die unwissenden Heiden."

Die anwesenden Frauen sammelten sich schnell um

die eintretende Dichterin; sie schienen, trotz aller Verehrung für die Männer und deren Worte, doch froh, der Besprechung überhoben zu sein, die sich durch so seltsame Verschlingungen bis in die unheimlichsten Gebiete der Forschung verloren hatte. Die Männer schienen dagegen jenes Mißbehagen zu empfinden, das durch das unvermeidliche Abbrechen einer mündlichen Erörterung diese immer ohne einen festen Schlußaccord enden läßt.

Lessing saß mit auf der Brust übereinander geschlagenen Armen auf seinem Stuhle und schaute nieder.

Doktor Bloch sagte in Erinnerung an ihr Vorhaben leise zu Ephraim: „Wenn ein Feldherr wie in alten Zeiten für sich allein im Zweikampfe die Schlacht entscheidet, müssen wir Troßknechte bescheiden uns zurückziehen.“

Ephraim konnte nichts erwidern, zu Vieles bewegte sich in ihm.

Nur Maimon schien inmitten von Allen seinen eigenen Humor behalten zu haben, denn er sagte: „Solche Religionsgespräche sind mir immer, wie wenn man im Traum eine schwere, mühselige Arbeit ausführt; man wacht auf, in Schweiß gebadet, müde und in allen Gliedern zerschlagen, und hat doch nichts zu Wege gebracht. Ist's nicht so? Wo sind wir nun? Wo wir gewesen sind. Der ist ein Pfarrer, Sie sind ein Doktor, Sie ein reicher Mann, und ich ein armer Schlemiehl. Die Religionsformen sind nichts als leere Nester, in denen man Wahrheiten ausgebrütet hat, die Jungen sind ausgeflogen und müssen sich neue Nester bauen.

Wo? Wie? Da laßt sie dafür sorgen. Bei mir daheim hat man einmal einen Mann in seinem Rausch in einen dunkeln Keller gethan und um ihn herum lauter Leute in Todtenkleidern; wie er aufwacht, weiß er nicht anders als er ist todt, und fragt den ältesten: Du, du mußt doch hier im Himmel bekannt sein, sag', wo kriegt man ein gut Glas Branntwein? — Was thu' ich mit all dem Philosophiren! Ich frag' auch: wo kriegt man im Leben ein gut Glas Branntwein?"

Die possirlichen Gedankensprünge Maimons brachten Heiterkeit über die ermüdeten Geister, und man fand sich wieder in der gewohnten Welt. Alles drängte sich um die Frau Karschin, denn diese war zugleich einem Jeden in ihrer Unbetheiligung an den vorangegangenen Gesprächen eine Erscheinung, die den Anstoß gab, sich auf ein anderes Leben draußen in der Welt und in seinem eigenen Sein zu besinnen.

Das seidene Gewand der Frau Karschin rauschte gewaltig bei ihren etwas bäurischen Bewegungen; ihr Antlitz war traurig und erregt, man sah die Wangen brennen, ihr Blick ruhte oft mit wehmüthiger Liebe auf Gleim, denn sie liebte ihren Thyrsis hoffnungslos.

Ephraim begrüßte sie als Bekannte aus früheren Zeiten und stand dabei, als sie gegen Mendelssohn betheuerte, seine Kritik ihrer Gedichte durchaus gerecht zu finden, nur seien die Männer zu hart, und die Bemerkung, daß „ein ungefährer Pinselstrich den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glücklich nachahmen, aber nimmer eine Rose hervorbringen kann," habe sie lange nicht verwinden können. Mit klugem Scherz

erwiderte Mendelssohn, daß es eine Eigenheit der Kritiker sei, ihre losgelassenen kleinen Bosheiten weniger im Andenken zu behalten, als die beurtheilten Dichter dies thun.

Ephraim sah Recha allein und er wendete sich rasch zu ihr und sagte, daß er sich fast schäme, inmitten der erhabensten Kundgebungen an sich selbst zu denken, und doch sehe er es als einen unaussprechlichen Segen an, jetzt in der unsichtbaren Kirche im Geiste niederzuknieen und ein neues Dasein zu gewinnen.

Er übergab Recha den Brief. Sie nahm ihn zitternd und mit niedergeschlagenen Augen und mischte sich schnell wieder in die Gesellschaft, in der nun die sorgloseste Heiterkeit herrschte.

Gegen alle sonstige Gewohnheit war Mitternacht nahe, als die Gesellschaft das Haus Mendelssohns verließ. Der Mond schien hell, die gegenüber liegenden Häuser warfen dunkle Schatten. Man sprach von dem überraschenden Zusammentreffen so vieler alten Bekannten.

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr Kuh," fragte Lessing, „Sie hatten eine äußerst liebliche Schwester, ich habe oft mit Innigkeit an sie gedacht; wie ist es ihr denn ergangen?"

„Sie ist hier in Berlin verheirathet."

„Hat sie Kinder?"

„Nein."

In diesem Augenblick huschte aus dem Schatten der gegenüber liegenden Häuser eine verhüllte Gestalt und verschwand um die Ecke. Niemand ahnte, daß es Veilchen

war, die hier gestanden und nach den hellen Fenstern hinaufgeschaut hatte; sie flog schnell durch die Straßen, sie fürchtete, Lessing habe sie erkannt und folge ihr. Erst als sie ihre Hausthüre öffnete, sah sie sich um und war doch nicht recht erfreut als sie inne ward, daß sie sich nur vor ihrer eigenen Einbildung gefürchtet hatte.

Lessing sprach mit Wärme von dem lebhaften Interesse jüdischer Frauen und Mädchen an den Hervorbringungen des Geistes überhaupt und der Erweckung einer deutschen Nationalliteratur insbesondere, und wie sich eine gleiche Antheilnahme in den entsprechenden christlichen Bürgerkreisen nur selten finde. Ephraim wies anschließend darauf hin, daß das brachliegende Gesellschafts- und Staatsinteresse hieher seine Kräfte ausströmt, die Ausgeschiedenheit von dem unmittelbaren Leben erzeuge eine gesteigerte Theilnahme für das hellere Spiegelbild desselben in der Poesie; und im Nachklange des heute Abend Verhandelten schloß er, daß die Juden vielleicht darum in jeder Beziehung wachsamer auf jeden Flügelschlag des göttlichen Genius seien, weil sie noch nach allen Seiten hin des Messias harren.

Ephraim sprach nur noch allein und er sprach um so begeisterter und freier, da ihm Niemand in's Antlitz schaute. Er enthüllte die Sehnsucht, nach solcher Offenbarung ein anderes Leben gewinnen zu können, einem Meister zu folgen und ihm zulieb Alles abzuthun, während jetzt nichts bleibe als morgen wieder die alte Lebensweise zu beginnen.

Lessing war der Einzige, der antwortete. — Der Meister, dem man jetzt folge, bemerkte er, sei der

Gedanke der Wahrheit, die Art, wie sich jetzt der Geist zeige, könne nicht alsbald eine neue Lebensänderung mit sich bringen, es gelte in einzelnen und scheinbar abgelegenen Thätigkeiten denselben zu bewähren.

Am Hause der Karschin trennte sich die Gesellschaft. Ephraim begleitete noch Lessing nach seiner Wohnung am Nikolaikirchhofe. Lessing drückte ihm still die Hand, aber noch ließ Ephraim nicht ab und klagte, wie es ihm als Sünde erscheine, jetzt sich in Schlaf zu begeben, er möchte so fort immer und ewig wachen, so fortleben bis zum Tode in ununterbrochen heiliger Wallung.

Und wie das so oft geht, daß man die begeisterte Hingebung nicht anders zu vergelten weiß, als indem man die eigenste Lebensbewegung ausspricht und sie Solchen mittheilt, zu denen sonst kein innerer Drang bestimmte, so übte auch Lessing diesen Akt unwillkürlicher Vertraulichkeit, indem er Ephraim erzählte, wie er „arbeitslos am Markte gestanden," wie er auf Zurathen seiner Freunde nur höchst widerwillig sich um eine Stelle bei der königlichen Bibliothek beworben, Quintus Icilius (Guichard) habe ihn vorgeschlagen, König Friedrich ihn aber zweimal zurückgewiesen. Lessing sprach es als eine Genugthuung aus, daß er das versucht habe, was als Lebenspflicht erschien, wie er aber befriedigt sei, nicht in die „Sklaverei des Amtes" zu kommen und wieder nun nach Hamburg übersiedle.

Lessing ging mit Ephraim noch ein Stück Weges, und dieser geleitete ihn wieder zurück.

Es war als könnte sich Ephraim nicht trennen von der Höhe des Daseins, die er heute erstiegen; und als

er endlich allein heimwärts ging, überkam ihn eine Ahnung schmerzlichster Verlassenheit. Er war einsam auf der Welt. Die Blüthe seines Lebens war aufgeschlossen und vergangen.

Aber winkte denn nicht die Liebe?

19. Selbstmord.

Das ist ein seliges Erwachen, ein kindhaftes Hineinlächeln in den morgenhellen Tag, du möchtest hinausjauchzen in das sonnig junge Licht, frische Lebenswellen wogen dir durch die Adern, du wünschest dir des Adlers Fittig, um dich hoch über der verklärten Erde emporzuschwingen, — und fragest du: was ist's, das tausend neue Leben in mir weckt, und mich, die Welt — gereinigt und neu geschaffen? Es ist die Liebe, die ihre Wonnegeister dir im Traume gesendet, daß sie ihre Harmonien dir in die Seele singen.

Wer je beseligt worden, sei es durch die Gunst des Geschickes, durch freudegekrönte That oder durch Erlösung des Innern, die die Lebenskraft zu frischer Bethätigung aufruft — der weiß es, daß der erste Augenaufschlag, die Stunde des Erwachens die Seligkeiten alle neu erschließt und einen reinen Verkehr mit der verklärten Welt in die Seele ruft.

So erwachte Ephraim am andern Morgen; die Sonne schien so hell und freundlich in das Zimmer, als feiere sie mit ihm seinen Brautmorgen. Er mußte des Tages Müh' und Arbeit Folge leisten, er that es

mit stillem Gehorsam, ja er freute sich sogar, eine äußere Beschäftigung zu haben. — Niemand im Hause merkte, was mit ihm vorging, und warum er heute so überaus munter war und bald wieder still vor sich hinlächelte, nur Mathilde ahnte das Richtige, denn sie sah, wie sorgfältig er jedes Zusammentreffen und jedes Gespräch mit ihr vermied.

Mitten in seiner freudigen Spannung war es ihm jetzt ein Trost, sich der Krankenpflege bei Emanuel zu widmen. Es war ihm wie ein Gottesdienst vor Empfang des Glückes, ein demüthiges Opfer im Vorhofe.

Als er des Abends in das Zimmer Emanuels kam, traf er einen Mann, den Emanuel stets Bruder nannte und der ihm Geige spielte. Trotz der Augusthitze trug der Fremde einen schweren, alten Militärmantel, über welchem sich ein wie im Kerker vermodertes Gesicht mit kahlem Schädel erhob; in dem Zwielicht, das in dem Zimmerchen herrschte, erschien er wie ein Nachtgespenst, und bei jedem Bogenstrich verzerrten sich seine Züge und schien sein ganzer Körper unter dem schlotterigen Mantel wie in Verzückung zu gerathen. Als der Fremde Ephraim bemerkte, legte er die Geige weg, gab Emanuel die Hand und ging.

„Es ist kein Unglück so groß," sagte Emanuel, „es giebt noch ein größeres, vor dem es sich beugen muß."

„Das heißt man Galle in den Wermuthstrank schütten, um ihn zu versüßen. Wie heißt der Mann, der hier wegging?"

„Eben von ihm rede ich, ich kenne ihn noch von alten guten Zeiten her. Hast du noch nie von dem

Mann gehört, dem Berlin zur Zeit, als es von den Russen und Oesterreichern besetzt wurde, Alles verdankte, in dessen Haus man nicht nur die Gemeindegelder niederlegte, sondern auch die Privaten zur Sicherheit ihr Besitzthum retteten, der ein wahrhaft patriotischer Bürger war, dem der Magistrat selber bezeugt hat, daß er ein Beispiel ohne Beispiel gegeben, und der doch schmählich betrogen wurde? Hast du nie von dem reichen Johann Gotzkowski gehört?"

„Ja wohl, und ich kann gar nicht begreifen, wie er noch lebt."

„Weil er noch nicht gestorben ist," antwortete Emanuel, kehrte sich nach der Wand und gab Ephraim auf keine seiner Reden mehr eine Antwort.

Am andern Morgen saß Ephraim traurig und verstört auf seinem Zimmer; er schrieb einen Brief, nicht um von Jemanden Abschied zu nehmen, sondern über sein Vermögen zu verfügen, von dem er ein Drittheil auf Emanuel und die andern zwei Drittheile auf Mathilde vererbte; die Summe, die ihm Trevirano schuldete, erließ er diesem. Er verschloß das Papier in seinem Pult und ging hinab in das Wohnzimmer seines Oheims. Mathilde saß allein am Fenster und nähte.

„Darf ich denn gar nicht wissen, was Ihnen fehlt?" fragte sie, „vertrauen Sie mir, ich kann viel thun, ich wollte für Sie gehen, so weit mich meine Füße tragen."

„Ich danke Ihnen, liebe Mathilde," erwiderte Ephraim, „ich mache diesen Gang schon noch für mich selber und allein, aber sagen Sie mir: habe ich denn

wieder einen Frachtbrief im Gesichte, daß jeder weiß, was in mir steckt? Sehe ich denn so traurig aus?"

Mathilde konnte nicht so schnell antworten; bei jenem Wort „liebe," das hier Ephraim zum Erstenmal statt seiner sonstigen Anrede „gute Mathilde" gegen sie gebrauchte, war sie plötzlich zusammen geschreckt, sie hatte sich tief in den Finger gestochen und saugte nun das Blut aus.

„Ach Gott," sagte sie endlich, „Sie sehen aus, als gingen Sie zum Tode."

„Wirklich? Das ist wahr, ich gehe auch immer zum Tode; habe ich heute gelebt? nein, ich bin heute gestorben, unser Leben ist nur ein Kriechen zum Grab. Wie wär's, Mathilde, wenn ich heute stürbe?"

Mathilde konnte nicht antworten vor Schluchzen und Weinen. „Ich verstehe nicht, was Sie vorhaben," sagte sie endlich, „aber mir ist so bang, so bang. Ich beschwöre Sie, offenherzig gegen mich zu sein."

Ephraim sah sie wehmüthigen Blickes an, dann wendete er sich ab tief aufathmend. An der Thüre blieb er stehen, als wolle er nochmals umkehren, aber schnell raffte er sich zusammen und rannte die Treppe hinab. Mathilde sah ihm nach, als er auf der Straße ging; er wandte sich um, sie glaubte aus der Ferne eine Thräne in seinem Auge schimmern zu sehen. Schnell schlug Mathilde das Fenster zu, schleuderte den Schlüsselbund, der an ihrer Schürze hing, in eine Ecke des Zimmers, warf den Mantel über und schlich Ephraim nach.

Die Dämmerung war schon längst eingetreten, als Ephraim in die Spandauer Straße einlenkte und in

das Haus Mendelssohns trat; er traf Recha und ihre Schwester nebst mehreren andern Frauen und einem muntern Mädchen von etwa fünf Jahren um den Theetisch versammelt. Recha wurde leichenblaß als sie Ephraim ansah, sie erhob sich indeß schnell, schenkte ihm eine Tasse Thee ein und begab sich in ein Nebenzimmer, aus dem sie indeß bald wieder zurückkehrte; noch unter der Thüre hauchte sie in das Taschentuch und drückte es an die Augen. Ephraim wollte bemerken, daß sie geweint haben müsse.

Die Damen waren geistreich und ästhetisch, man sprach vom Theater. Das Aschenbrödel am Hofe Friedrichs, die deutsche Poesie, wurde durch Lessing plötzlich in ihrem Glanze begrüßt. Döbbelin hatte alle Hinderungen besiegt, und es war ein unerhörtes Ereigniß, daß sechsmal hinter einander und mit immer gesteigerter Theilnahme Lessings Musterwerk „Minna von Barnhelm" auf den Brettern erschien.

Man stand unter dem bewältigenden Eindrucke des Werkes, das frisch aus dem Leben gegriffen war, wieder in dasselbe eingriff, und die Gemüther bewegte, indem es ihnen das Spiegelbild des eigenen Seins vorhielt. Man ist aber doch immer bedeutender in kritischer Haltung als in begeisterter Hingebung und so wollten auch einige Damen das Stück nicht recht „goutiren," weil nicht genug zum Lachen darin sei. Eine wohlbeleibte, eben so umfangreiche als empfindsame Dame, die sich noch nie eigenhändig ein Schuhband geknüpft hatte, rümpfte die Nase, weil in dem Stücke so viel von dem prosaischen Gelde die Rede sei; sie

spöttelte über das Ringversetzen und über die gefüllten Taschen des Wachtmeisters. Eine andere Dame lächelte auch über den Luxus an Großmuth und daneben über die Beziehung, die Lessing zu seinem Heimathlande Sachsen eingeflochten, und daß es doch wohl unschicklich sei, wie sich Minna diesem subtilen Tellheim an den Hals werfe. Eine geborne Sächsin bemerkte jedoch, daß Lessing auch den Schmerz eines Nichtpreußen in dem Grafen von Bruchsal ausgesprochen habe, daß Friedrich der Große nicht der Held aller Deutschen sei. Man ging indeß hiervon ab und besprach sich darüber, warum Lessing den Kaffee als „melancholisches Getränke" bezeichne. Eine sehr verschämt thuende Dame erklärte zaghaft: Lessing wäre dieser Tellheim selber, er habe einmal eine Gräfin geliebt. Sie that sehr geheimnißvoll und unterrichtet, behauptete aber, nichts weiter sagen zu können, da sie discret sein müsse. Noch einmal kehrte das Gespräch auf eine den Kernpunkt des Stückes berührende Frage zurück, indem man ergründen wollte, ob Lessing sich den Tellheim als gebornen Preußen gedacht habe. Recha wollte das entschieden verneinen, sie berief sich dabei auf die bittere Erwähnung Othello's und auf jene Enderklärung Tellheims, wo er sagt: „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß nicht, für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können,

aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen.“ Sie sprach mit vielem Geiste über das Soldatenthum und wie Tellheim empfindlich sein müsse, weil schließlich aus diesem Kriege nichts hervorgegangen sei als die Ehre, und keine menschenbefreiende Weltveränderung.

Ephraim lächelte ärgerlich, daß Recha jetzt auf einen fremden Gegenstand mit solcher Ruhe und Umsicht eingehen könne, jetzt, wo über Leben und Tod entschieden würde.

Er zwang sich indeß auf das Gespräch einzugehen und erklärte, daß Lessing ja ausdrücklich den Major Tellheim als gebornen Kurländer bezeichne, da der Bediente Just sage, der Major habe ihn in sechs Monaten zweimal zu seiner Familie nach Kurland geschickt.

Recha dankte mit besonderer Freundlichkeit für diesen neuen Aufschluß; sie schien voll Eifer, und als das Gespräch sich wiederum von der Dichtung auf den Dichter wendete und leise Versuche zur Bemäkelung desselben gemacht wurden, sagte Recha glühenden Antlitzes:

„Lessing vereinigt in sich die edelsten Eigenschaften: hellen Verstand und tiefe Herzenswärme; ja Leidenschaftlichkeit für seine Ueberzeugungen; ruhiges, mildes Urtheil und unbeugsame Strenge des Charakters; rücksichtslose Derbheit und graziöse Zartheit. — Ich verdanke ihm ein großes Lebenswort, das er vielleicht selbst vergessen hat, denn er sagte einst leichthin: viele Menschen halten Reizbarkeit für Gefühl.“

Gilt das dir? fragte sich Ephraim. Hält sie dir in dieser Schilderung einen Spiegel vor? — Recha wendete sich aber mit den Schlußworten jetzt an ihn:

„Ich weiß, auch Sie verehren Lessing von ganzer Seele."

Ephraim winkte bejahend und es gelang ihm, sich über die Verletztheit zu erheben, daß Recha einen Andern, wenn auch noch so hochgestellten vor ihm so sehr gelobt hatte, vielmehr schwang er sich selbst zu der reinen Andacht empor, die freudig dem wahren Geiste huldigt, und in dieser Empfindung sagte er jetzt:

„In der Heimath Lessings giebt es in den Bergwerken Männer, die man Markscheider nennt: sie verstehen, in der Teufe, im dunkeln Schacht genau zu bestimmen, wo am Licht die Grenzen vom Acker des einen und des andern beginnen, und wer ein Stück der Erde sein Eigen nennt, dem gehört es so weit es reicht Alles, bis hinauf in den Himmel und bis hinab in die unergründlichsten Tiefen."

Ephraim schaute strahlenden Auges auf Recha, und sich wiederum fassend fuhr er fort: „So auch ist Lessing ein Markscheider im Reiche des Geistes, er weiß in der nächtigsten Teufe, wo oben am Lichte eine Kirche, eine Hütte, ein Palast, wo die Grenzen eines individuellen Vermögens sind, und er scheidet gerecht."

Mit stillem Glanze ruhte der Blick Recha's auf Ephraim, und es war, als ob die beiden Liebenden sich in der gemeinsamen Verehrung eines erhabenen Menschen wie vor einem Altare fänden. Aber die Welt scheint das

Heiligthum inmitten des gewohnten Lebens nicht anzuerkennen oder gar zu verleugnen.

Nach einer kurzen Pause huschte man über alle tiefere Anregung hinweg und die Damen gelangten in ihrer „Unterhaltung" bald zu einem anderen Thema; eine derselben, in deren Hause der Professor Ramler den obern Stock bewohnte, behauptete, sie wisse jedesmal an dem Gange des Professors, in welchem Versmaß er gerade ein Gedicht mache. Alles kicherte, man sprach darauf von Voltaire und dem Marquis d'Argens, und wie man gar nicht mehr Zeit genug habe, um alles „Interessante" zu lesen, da die Haushaltungsgeschäfte so groß seien, und nun ging es ungestört auf die Wäsche über. Ephraim nahm das kleine Kind Mendelssohns auf den Schooß: „Meine süße Dame," sagte er zu dem Kinde, „lesen Sie lieber Richardson, Yorik, Klopstock oder Diderot? Sie ziehen wahrscheinlich den erstern vor, ach! und Marmontel, o und Geßner und Wieland! und Shakespeare und Lafontaine. Ich sage Ihnen, man ist so lange keine perfecte deutsche Dame, so lange man deutsch liest; deutsch versteht ja Jeder, wer wird sich damit abgeben? Ich sage Ihnen: diese Thüringische Minna von Barnhelm ist eine Barbarin; wie könnte sie sonst sagen, daß man in Deutschland mit einem Franzosen deutsch reden müsse? Sie hat gewiß einen schlechten Accent. Die deutsch Sprak ist ein plump Sprak. Mademoiselle parle français. Mais sans doute: telle que je le vois. La demande était bien impolie." Ephraim setzte das Kind rasch von seinem Schooße nieder, es flüchtete zu seiner

Mutter, die Damen lächelten über den sonderbaren Kinderfreund, nur Recha blinzte unheimlich mit den Augen und kaute an einer Ecke ihres gestickten Taschentuches. Das Gespräch kam wieder in vollen Lauf, denn alle Schleußen der Stadtneuigkeiten wurden geöffnet; Ephraim rückte verzweifelnd auf seinem Stuhle hin und her, endlich stand er auf, und vor Recha hintretend sagte er:

„Mein Fräulein, ich habe einige Worte mit Ihnen allein zu sprechen; wollen Sie mir an das Fenster dort folgen?“

„Bitte.“

„Was wünschen Sie denn?“ fragte Frau Mendelssohn.

„Ich rede mit Ihnen allein, Recha,“ antwortete Ephraim rasch, ohne sich nach der Fragenden umzusehen. „Sie müssen, Sie müssen mir meinen Wunsch erfüllen, ich habe ein Recht, das von Ihnen zu fordern.“

„Sie wollen eine Kritik Ihres Gedichtes,“ antwortete Recha zitternd, und griff in ihren Strickbeutel, „hier ist es; meine bitteren Thränen sind darauf gefallen. Der Held ist ein herrlicher Mann, den man hoch achten muß.“

„Wovon handelt denn das Gedicht?“

„Von einem neuen Archimedes, aber es ist eine zu schwere Aufgabe, daß Ein Herz die ganze Welt ersetzen soll, und der Held muß sich selber zuerst fragen, ob er in sich fest genug stehe, um nach einem Punkt außerhalb der Erde zu verlangen. Der Held ist ein edler —“

„Narr," ergänzte Ephraim und riß Recha den Brief aus der Hand, zerriß ihn in Stücke und zerbiß ihn mit den Zähnen, dann las er die Stücke wieder zusammen, steckte sie zu sich und stieß ein unbändiges Gelächter aus; es war sichtlich erzwungen, aber er konnte gar nicht zu Ende kommen, und warf in seinen heftigen Bewegungen fast den ganzen Theetisch um.

„Es ist zum Todtlachen!" rief er, „entschuldigen Sie, meine Damen, aber es ist zum Todtlachen, es ist die Geschichte von einem närrischen Bauchredner, der sich in die weibliche Stimme verliebte, die er selber nachahmte, und die superkluge Fräulein Recha hat sich Thränen erpressen lassen von einem Fetzen Papier, von einem Helden aus dem Tintenfaß; es ist zum Todtlachen!"

„Ein sonderbarer Mensch," sagte eine der Damen, als Ephraim bald darauf mit höflichen Grüßen weggegangen war.

„Ich fürchtete, er wäre toll geworden, denn das war ein tolles Gelächter," bemerkte eine Andere.

Unterdeß war Ephraim aus dem Hause getreten.

Raschen Schrittes ging er von dannen, hinaus nach der Spree, um in ihren Fluthen sein Lebenslicht zu verlöschen. Hundert Gedanken wirrten sich in ihm zusammen, er pfiff ein lustiges Lied, es war ihm, als ob eine schwere Hand ihn willenlos forttriebe, und doch schaute er oft wieder zurück, als ob ein magischer Zug ihn dahin wendete, er glaubte, sein guter Genius folge ihm und riefe ihm zur Rückkehr; ja er meinte sogar stets Tritte hinter sich zu hören. Hätte er besser

aufgeschaut, er hätte bemerken müssen, daß eine verhüllte Gestalt ihm von fern folge ... Er schlug einen andern Weg ein.

An dem Ufer der Spree wanderte wimmernd eine verhüllte Gestalt, sie kniete nieder zum Gebete, der Mond verbarg sich hinter Wolken, plötzlich richtete sie sich auf, sie horchte auf nahende Schritte, und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie in die Fluth; die Wellen schlugen über ihr zusammen, hier und dort hörte man ein Arbeiten und Plätschern in dem Wasser, bald aber war Alles still, der Mond schien hell, und ein Fischer kam, um sein Netz auszuspannen. — —

Das ist ein jammervolles Erwachen, ein wüstes Schwirren von gräulichen Fratzen vor dem Blick, du grinsest das Sonnenlicht an, das sich an dein Lager schleicht, du möchtest den Tag erblinden machen, die Schwingen deines Geistes sind geknickt, du kannst und magst dich nicht erheben, du möchtest vor deinem erwachten Bewußtsein schnell wieder die Pforten des Auges schließen, schlafen, sterben; und fragest du: was ist's, das dich so gebrochen und zerschmettert? Es ist die verlorene Liebe, sei es, daß durch Trug und Verrath, oder durch die Macht der Verhältnisse der Raub an dir begangen worden, selbst in deine Träume sendet sie ihre Pein und mordet deine Ruhe und dein Vergessen.

Wer je ein schweres Leid erfahren, sei es durch die Macht des Geschickes oder durch eigenes Verschulden, niedergeworfen und gefangen in der Lebenswirrniß — der weiß, wie beim ersten Augenaufschlage, in der

Stunde des Erwachens, das Unheil plötzlich neu und abermals hereinbricht, todt ist die Welt, todt das eigene Leben.

So erwachte Ephraim am andern Morgen. Das Dienstmädchen aus dem Hause Mendelssohns brachte den Petrarca „von der Mamsell Recha nebst einer höflichen Empfehlung." Sonst hatte er jedes Blatt und jeden Buchstaben beneidet, auf dem ihr Blick geruht, und jetzt schleuderte er das Buch in einen Winkel, denn sie hatte es berührt. Trevirano trat ein.

„Du trägst auch einige Schuld an der verteufelten Geschichte," rief er.

„Was sprichst du denn? was ist denn?"

„Nun, du weißt ja, daß das zimperliche Kammerkätzchen, die Mathilde, seit gestern Abend aus dem Hause verschwunden ist; heute Morgen hat sie ein Fischer in seinem Netz gefunden, das er in der Spree ausgebreitet hatte."

Ephraim konnte nicht antworten, was auch Trevirano sagen mochte, er blieb lautlos, bis jener endlich unwillig wegging; erst jetzt konnte er laut ächzen, ein Thränenstrom entlud seine Seele der schweren Pein, und endlich entschlummerte er ermüdet und ermattet. Mittag war vorüber, als Ephraim ausging. Er wollte die Leiche Mathildens von der Anatomie loskaufen, aber das Gesetz war streng und nicht zu umgehen. Zwar erhielt Ephraim durch die Section einen Trost, die Aerzte versicherten ihm einstimmig, daß Mathilde an einer Herzkrankheit gelitten habe, und nur noch wenige Jahre hätte leben können; das konnte ihn aber nur wenig beruhigen.

20. Abfall und Abschied.

Wochen und Monate waren vergangen, Mathilde hatte kein Grab gefunden, das ihren Namen trug, sie war mit anderen Verlorenen eingescharrt und vergessen, nur Ephraim erinnerte sich bisweilen noch ihrer, wenn er nach einer durchschwärmten Nacht Morgens mit Gewissensbissen erwachte. — Leidenschaft und Eigensinn vereinigten sich, und er überredete sich, daß er der Welt Trotz biete und sie in seiner Zerstörung erkennen lassen wolle, was sie an ihm verloren, und bot doch Niemand Trotz, als seinem eigenen besseren Ich, das die Welt stets unbekümmert zu Grunde gehen läßt. Und wie sich die Empfindung jeglichen Schmerzes immer zuerst dort kundgiebt, wo sich eine Krankhaftigkeit im Organismus festgesetzt, so auch hier. „Wäre ich ein Christ," sagte Ephraim zu seinem Freunde, „ich würde Kriegsdienste nehmen, oder sonst mich für's Vaterland und das Weltleben, für die Ehre opfern; nun mir als Juden die offene Bahn verschlossen ist, was bleibt mir? Gelderwerb? Mich lockt er nicht. Die Wissenschaft? Freilich reicht in ihr Innerstes kein Arm der weltlichen oder Pfaffenpolizei, aber ein Vergraben in die Wissenschaft ist auch ein Selbstmord, nur ein feinerer, ehrenhafterer — darum bleibt mir nichts übrig als: lustig gelebt und fröhlich gestorben! O ein Wort, das ich einst nur halb gehört und kaum verstanden, hat sich mir jetzt aufgethan und erklärt mir Alles. Ein Jude steht in einer Welt voll Contraste. Jetzt, da ich das

Wort habe, stellt es sich mir dar, als wäre es mein Doppelgänger, der hinter meinem Stuhle steht, wenn ich sitze, und vor mir her wandelt, wenn ich gehe. Sich nie harmlos in der Welt zu verlieren und wiederzufinden, immer sich fremd als Gegensatz zu wissen, von jeder Stunde, von jedem Menschen zu verlangen, daß sie ersetzen, was Jahrtausende, was die Menschheit uns angethan. Ich möchte tief im Waldesdunkel stehen, in kühler Morgenfrühe und nichts wissen als: ich bin und du Welt bist mit mir."

Trevirano lächelte innerlich über diese seltsamen Ausrufungen, und er suchte Ephraim nur thatsächlich zu beweisen, daß die Welt ihm gehöre, wie jedem Anderen.

Trevirano war ein treuer Gefährte und erfinderisch in neuen Genüssen, die er mit einer gewissen Noblesse, mit einem sichern Anstand aufzustellen wußte. Er brachte Ephraim in die Gesellschaft der italienischen Sänger, wo die Galiari und Barbarini, die Ostroa und Salimbeni durch Gesang und muntern Scherz entzückten, aber Ephraim fühlte sich doch noch mehr von der deutschen Schauspielergesellschaft Döbbelins angezogen, in welcher das lustige ungebundene Treiben mit einer gewissen Genialität überzaubert war. In Städte wo eine Verknöcherung der Gesellschaft sich herausstellt, wird man es sehr häufig finden, daß jüdische Jünglinge, nach feineren und freieren Genüssen strebend, sich dem Leben der Schauspieler anschließen. Ein, wenn auch auf verschiedenen Ursachen beruhender, doch in den Aeußerungen gleicher Widerstreit gegen den

Gesellschaftsschlendrian verbindet sie; jene widerwärtigen jüdischen Zierlinge und ästhetischen Enthusiasten, jene mit Friseursbildung ausstaffirten lauten Kaffeehaus-Aesthetiker sind ein naturgemäßes, wenn auch trauriges Ergebniß dieser Verbindung.

Ephraim hatte noch besondern Grund, sich in diesem Schauspielerleben wohl zu gefallen, da zu dieser Zeit, wo die Schauspieler als herumziehende Banden noch völlig aus der bürgerlichen Gesellschaft geschieden waren, sie sich auch noch in Nichtachtung aller ihrer Gesetze frei bewegten; leichtfertige junge Offiziere, junge Beamte, die den Studenten noch nicht ausgebraust hatten, verlebte alte Wüstlinge, kurz, Alles, was sich im Gesellschaftszwange beengt und bürgerlich ausgeschieden fühlte, sammelte sich hier. Besonders zeichnete sich ein schon ältlicher, aber äußerst anziehender Italiener aus, man nannte ihn nur schlechtweg den Chevalier, er war erst kurze Zeit in Berlin und entzückte Alles durch Grazie und Sicherheit seines Benehmens, so wie durch lebendige Erzählung seiner an das Fabelhafte grenzenden Erlebnisse.

In dieser Gesellschaft außerhalb der Gesellschaft machte sich auch die bitterste Spottlust gegen Leben und Treiben der sogenannten Philister geltend, man scherzte und lachte über die mit Schönpflästerchen gezierten Tugenden und das ganze chaotische Gewirre der Entsittlichung, Witze und Wortspiele folgten sich Schlag auf Schlag. Auch an Ephraim zeigte sich bald das Epidemische, das im bacchantischen Uebermuth sich kund giebt. Anfangs nur um nicht blöde und pedantisch zu

erscheinen, stimmte er zaghaft mit ein, bald aber überwältigte ihn die Lust solchen Treibens, und wie er sich selbst preisgegeben, ward er fortgerissen und steigerte die Andern. Er verfiel in die verzehrendste aller Stimmungen, die die Verzerrungen der Corruption mit einem gewissen Behagen betrachtet, und nicht ruht, bis sie in allen Lebensvorkommnissen den innern Schaden aufgespürt hat. Seine eigenen und fremden Witze, aus jüdischen Regionen hierher verpflanzt, überraschten durch ihre fremdartigen Schnörkel, und Ephraim galt bald auch in dieser Gesellschaft für den reichsten Witzbold.

Heimgekehrt aus dieser lustigen Gesellschaft, in stiller Einsamkeit erkannte Ephraim fast immer die ausgebrannte Oede seines Geistes; von all dem Gelächter, von all den blitzenden Witzspielen, die Schlag auf Schlag einander drängten, war nichts geblieben, das sein Inneres noch in heiterer Schwingung erhalten konnte; denn das ist die unmittelbare Rache des Geistes gegen seinen Mißbrauch, daß Reue und Leere dem Mißbrauch gespenstisch folgt.

Ein nicht unbedeutender Theil jener kleinen Gedichte, in welchen Falschheit und Treulosigkeit der Frauen scharf gegeißelt werden, schreibt sich aus dieser Zeit her; dennoch vermochte Ephraim nicht, alle seine früheren gesellschaftlichen Verbindungen plötzlich abzulösen, vielmehr trug er hier seine veränderte Lebensansicht zur Schau: er wollte als ein Menschenverächter und Lebenszerstörer gelten.

Wie der Sage nach jener finstere spanische König sich bei offenem Bewußtsein zur Erde bestatten ließ,

um die Schauer des Grabes, das Leichengepränge und die Nachrede zu erkennen, so ging Ephraim an die letzte Grenze der Selbstzerstörung. Er empfand einen eigenen wehmüthigen Genuß darin, wenn man ihn an seine geistigen Eigenschaften, an sein gutes Herz, an alle wirklichen und erhobenen Vorzüge seines Wesens erinnerte — das war Alles jetzt todt, und die Menschen sahen doch was gestorben war. Aber auch hierbei begnügte er sich nicht und suchte ein eigenes System des Epikuräismus aufzubauen, das den pflichtlosen Genuß gegenüber von Natur und Menschengemeinschaft zum höchsten Endziele erhob.

Und doch war wieder ein leises Zucken in ihm, wenn er merkte, daß man seine verwilderten Reden als Ernst und nicht mit der Verwahrung aufnahm, daß man ihn besser kenne.

Ephraim galt bei seinen Bekannten zwar schon längst für schwach und wankelmüthig, denn er trug seine Wünsche und Bestrebungen stets auf den Lippen, und nur wer die wechselnden Vorsätze und Wünsche in sich verschließt, und durch die That überrascht, gilt für stark und einheitsvoll. Diese gänzliche Umwandlung erschreckte jedoch Alle, nur Veitel lächelte ruhig: „Einmal muß man austoben," sagte der Praktische, „es ist besser, er thut's jetzt, als erst dann, wenn er verheirathet ist, das giebt noch den besten Ehemann; die paar hundert Thaler, die es jetzt kostet, kann man wohl springen lassen, wir haben doch noch genug." Er klimperte behaglich mit dem Gelde in seinen Hosentaschen.

Er war mit Ephraim jetzt zufriedener als je, denn dieser war, wie zum Hohn gegen sich und die Welt, in der alles Glück seinen Kaufpreis haben sollte, ein begeisterter Spekulant geworden, der seine dichterische Phantasie nun plötzlich auf Handelskombinationen übertrug. Veitel schwärmte mit Entzücken über die plötzliche Erweckung seines Neffen, er schrieb diese Erleuchtung seinem Einfluß zu und lachte sehr, als ihm Ephraim erklärte, er strebe nur nach Geld, weil er es verachte, weil es das Mittel sei, mit dem man lernen könne, die Menschen verachten. Ephraim wußte sich nicht zu helfen, als ihm Veitel auch darin Recht gab.

Eines Tages kam indeß Veitel zu seinem Neffen auf das Zimmer und sagte: „Du weißt, was ich auf dich halte, du kannst der größte Kaufmann der Welt werden. Du siehst auch, ich habe dir nie etwas in den Weg gelegt, du bist ein freier Herr und kannst thun, was du willst, aber vor zwei Dingen muß ich als Onkel dich warnen.“

„Die wären?“

„Erstens, gefällt mir deine Brüderschaft mit dem Treviranus nicht; mit einem Menschen, der kein Geld hat, muß man auch keine solche Freundschaft haben. Ich bin nicht bös, du siehst wie ich gegen den Emanuel bin und daß ich ein gutes Herz habe, ich weiß wohl, nicht alle Menschen sind eigennützig, aber man kommt doch damit in Verlegenheit: solche Menschen brauchen gewöhnlich mehr als sie haben, giebt man ihnen Geld, kriegt man nichts mehr wieder, giebt man ihnen keines, hat die Freundschaft ein Ende und man kommt

noch um seinen guten Namen. Also du läßt von dem Treviranо, der könnte dein und mein Vermögen und noch das von siebzehn anderen mitsammt Haus und Hof durch die Gurgel jagen. Mein Zweites ist dieses da," er deutete auf den ungeheuern Bücherschrank. „Ich hab's berechnet, da steckt für mehr als tausend Thaler Waare darin, die knapp dreißig Prozent werth ist; das ist ein Luxus für einen Fürsten, aber nicht für einen Handelsmann, der Jedem Complimente machen muß, wenn er einen Groschen an ihm verdient."

„Sie haben für eine größere Summe Gemälde in Ihrem Landhause."

„Das ist was ganz Anderes; erstlich hab' ich sie bei der Versteigerung von den Sachen Gotzkowski's billig gekauft, und kann höchstens ein paar Prozent verlieren und sogar gewinnen. Aber ich geb' sie nicht her. Die Bilder sind meine besten Freunde und Verwandte."

„Ihre Freunde und Verwandte?"

„Ja, und sagen mir nie was Böses nach, und bleiben immer was sie sind. Verstehst du denn nicht, was ich mein'? Mein Onkel Jekuf war ein Roßkamm, und mein Großvater hat ein' Stimm gehabt wie ein Commandant, aber sie hat nur in der Synagoge in Prenzlau gegolten. Wer hat mir die Bekanntschaft mit Generalen, mit Staatsmännern und den angesehensten Herrschaften gemacht? Meine Bilder. Heilige und Unheilige, Menschen und Thiere und Bäume. Tragen die Bilder nun nicht ihre Prozente? Und ganz ehrlich, ich weiß nicht wie es gekommen ist, ich hab' jetzt auch

Vergnügen an den Bildern und ich versteh' auch was davon, es sagen mir's die größten Kenner."

Ephraim schwieg, und Veitel fuhr nach einer Pause fort: „Ich kaufe auch Bücher, ich habe erst diese Woche auf die Gedichte von der Karschin subscribirt, das ist eine arme Frau, ich hab's ihr sogar fünffach bezahlt, und mein Name wird vorn unter den hohen Herrschaften gedruckt. Folge mir, und verkaufe deine Bücher, jetzt, wo sie noch neu und schön gebunden sind; später sind sie gar nichts mehr werth. Ich hab' dir's jetzt gesagt."

Ephraim gab eine ausweichende Antwort, und als Veitel weggegangen war, öffnete er seinen Bücherschrank, sein Blick ruhte mit Wonne auf den goldenen Titeln. Da stand in Reih und Glied seine Leibgarde, wie er oft scherzweise seine Bibliothek nannte, sie war vortrefflich uniformirt, blau und mit rothen Schilden; nie hat vielleicht ein König mit größerem Behagen seine Truppen vorbeidefiliren lassen, als Ephraim hier seine Bücher musterte. „Nein, nie," sagte er, „nichts soll mich von euch trennen, denn wenn Alles mich verläßt, werdet ihr mir Trost und Ruhe bieten." —

Ephraim besuchte auch Recha noch mehrmals nach jenem verhängnißvollen Abend. Das ist das drückendste Band des Gesellschaftszwanges, daß es nöthig ist, die Gestalt eines Verhältnisses ungeändert zu erhalten, während sein eigenthümlicher Gehalt sich längst verflüchtigt hat.

Wie sollte Ephraim Recha begegnen?

„Eine alte Liebschaft ist wie ein ausgespieltes Lotterieloos," pflegte Abraham Diogenes zu sagen, „früher hat

man viel Hoffnung darauf gesetzt und die Zahlen als Glücksnummern studirt, jetzt ist es weiter nichts als ein Fetzen Papier."

Seine veränderte Lebensweise gab Ephraim indeß Widerstandskraft genug, um sich unbefangen und kalt gegen Recha zu benehmen. Manchmal suchte ihn auch ein Dämon zu bereden, die bald freundlichen und bald schwermüthigen Blicke Recha's als Zeichen der Reue und stillkeimenden Liebe zu begrüßen; aber wäre auch eine Rückkehr möglich gewesen, das fühlte er, die ungetrübte Seligkeit eines ersten und reinen Erfassens war auf ewig verloren, durch gegenseitiges Zerwürfniß nicht minder wie durch eigenwillige Verwandlung und Verhärtung. Nach wenigen Wochen nahm Recha Abschied von ihren Berliner Bekannten; sie ging nach Hamburg zurück.

„Wenn Gott selber um ihre Hand anfragte, sie würde sich drei Tage Bedenkzeit ausbitten," hatte Abraham Diogenes von ihr gesagt.

Jetzt, wenn Ephraim Tage lang mißgestimmt war, flüchtete er nicht wie vordem zu seiner Schwester Veilchen, denn er fühlte wohl, daß das herrische Geltendmachen seiner Launen, das ihm hier gestattet war, diese nur zu steigern, keineswegs aber zu besiegen geeignet war: auch ward ihm der augenscheinliche und wahrhafte Schmerz seiner Schwester in dieser stillen und reinen Umgebung zu sehr zur Selbstanklage. Wiederum flüchtete er an das Krankenbette des alten Emanuel, der ihn stets mit gleichem Wohlwollen aufnahm; er war unerschütterlich fest stehen geblieben,

während Ephraim von leichten Wellen hin und her geschaukelt wurde.

„Es ist traurig, daß du keine Musik verstehst," sagte der Alte einmal, „für das Innerlichste und Tiefste der Seele giebt es keinen Ausdruck mehr als einen Kuß oder eine Thräne, aber da, wo man nicht küssen und nicht weinen kann, läßt die Musik allein uns ahnen, was tief im Innersten nach Erlösung seufzt. Wer Etwas im Leben durchführen will, bedarf Anderer dazu, sie müssen ihm helfen oder sich unterordnen, und in jeder Kunst bedarf der, der etwas schaffen will, der Gestalten und Erfahrungen aus der Außenwelt, die er frei bildet; in der Musik allein bedarf man nichts von der Außenwelt, sie quillt aus dem Innern: die Musik ist das Jenseits der babylonischen Sprachverwirrung, es ist eine Sprache, die allen Nationen gemeinsam; Musik ist der innere Heiland der Welt."

„Darum heißt es wahrscheinlich auch," entgegnete Ephraim halb scherzhaft, „daß der Messias unter Posaunenschall erscheint, um die Welt zu erlösen."

Und immer auf's Neue klagte Ephraim vor Emanuel wie er nach Ruhe lechze und sie nicht finden könne, und es schien endlich die Stunde der Weihe gekommen. Emanuel erklärte Ephraim, welch eine erlösende Berufung es sei, als Jude geboren zu sein; tausendmal zurückgestoßen und doch immer auf's Neue und unablässig bedacht, sein eigen Herz und das der Menschen in Reinheit zu gewinnen, und mit erhobener Kraft sprach er: „Nach der großen Lebensreise trete ich nun abermals vor den dunkeln Schleier, und harre des Lichts;

wie gern spendete ich dir von dem, was mir drüben wird, aber von dem, was ich hienieden empfangen, darf ich einen Strahl in deine Seele fallen lassen, damit er ewig dein Inneres erleuchte und erfreue. Siehe, durch die große, in tausend feindliche Lager zerrissene Erde zieht sich ein unendlicher Lichtgürtel, in welchen alle Guten treten. In der Hand des einen Guten, die du hältst, hältst und bist du ein Glied dieser unendlichen Kette, du kennst ihren Anfang, aber ihr Ende nicht; fern in weiten Zonen lebt eine Seele, schlagen tausend Herzen, von denselben Wünschen bewegt wie du, und siehst du auch nie diese traulichen Züge, fühlst du auch nie diese Brust klopfen, so lange dein irdisches Auge das Licht trinkt — wo du auch stehst, ist heiliger Boden, und du kannst freudig ausrufen: Gott über mir und seine Engel, gute Menschen neben mir. Wenn du einsam durch fremde Städte und Dörfer wandelst, zage nicht, laß dein Herz dir sagen: hinter diesen Mauern, unter diesem Gewühle leben Menschen, die zum Guten streben, wie du; die dich lieben, wie deine Brüder, und du wirst fröhlich sein. Je höher du dich hinaufschwingst in dieser Allliebe, in dieser Allerkenntniß, je mehr du dich als Einzelnes und Ganzes fühlst, und dich wiederum als Allgemeines erkennst, als ein Splitter im großen Weltbau, als ein Stäubchen, das sich im Sonnenlicht bewegt, um so reiner und freier lebst und stirbst du in der Gottesnähe. Siehe, das Weltleben umstellen wollen nach eigenem Wunsch und Bedürfniß, es ist nicht möglich und wäre auch nicht gut. Siehe eine einzige Stadt: Jahrhunderte haben die Geschlechter

daran gebaut, Niemand kann mehr die Straßen nach einem logischen Plane anders fügen; man muß sich freuen, wenn durch eine neue Brücke, durch Hinwegräumung einzelner Häuser ein Durchgang geöffnet wird, der den Menschenverkehr erleichtert, und die neuen Anlagen müssen das Alte, scheinbar wirklich Entstandene, als planmäßig in ihren neuen Plan einordnen. So auch ist die ganze geschichtliche Welt.

Ach! die traurigste Erfahrung meines Lebens ist die, daß kein Mensch den andern versteht, daß kein Mensch dem andern Etwas geben kann, das er ganz so fasse und sich zu eigen mache wie es gegeben ist. Jeder nimmt nur das und behält nur das, wovon er schon hat. Sieh' die Menschenseelen, die eine ist Goldgrund, die andere grau, die dritte braun und so fort; willst du dasselbe Bild auf diesen verschiedenen Grund malen, mußt du die Farben immer anders mischen, anders vertheilen. Das ist Gerechtigkeit, das ist das Höchste. — Junger Freund, du kannst es noch nicht wissen, nimm es von mir an was es heißt, am Ende des Lebensganges die gefahrvollen Irrwege und kecken Aufstrebungen zu überschauen. Wie Manches, was man so schwer nahm, hätte sich leicht bewältigen lassen, und wie oft half nur Sorglosigkeit und Leichtsinn über Gefahren hinweg; aber Alles hat dich endlich zum Ziele geführt, und es ist gut so. — Ich möchte all den Gewinn meines Lebens wie ein geschliffenes Kleinod in das Silber des Worts fassen, und dir als Erbe, als schützenden Talisman den Zauberring hinterlassen, ich stürbe lieber, wenn ich wüßte, noch für einen Andern

Trost errungen zu haben, denn mein Leben war leider ein wirrer Zickzack, auf dem ich das Ziel fast verfehlte."

Ephraim nahm diese letzte Anrufung ruhig hin, aber als er allein war, sagte er zu sich: gerade wie der Rabbi Chananel in meiner Kindheit, will jetzt Emanuel die ausständige Schuld seines Lebenskampfes auf mich übertragen, daß ich sie einziehe. Ist das die gepriesene Glückseligkeit der Wissenden, daß sie am Ende ihrer Tage sich mit dem Fortleben ihres Gedankens in dem Jenseits eines andern Menschen begnügen müssen? Ich will mich nicht so vom Leben betrügen lassen, um am Ende meines Daseins in einem Andern Trost zu suchen, ich will für mich selbst genießen, für mich selber leben und sterben.

Nach einer durchschwärmten Nacht saß Ephraim einst schlaftrunken auf dem Comtor, Veitel trat freundlich zu ihm und nahm ihn mit sich in das innere Stübchen, wo er vornehme Fremde zu empfangen pflegte.

„Ich muß endlich mit der Sprache heraus," begann er hier, „ich habe immer gewartet, bis du anfangen wirst, aber bei dir geht's wie bei jenem Kranken, der am Sterben gelegen ist und dem sein Sohn zugerufen hat: Vater wart' bis der Doktor kommt. — Ich kann nicht warten. Also frei von der Leber weg: der Maier Baschwitz aus Frankfurt a. d. O. ist hier und hat wegen meiner Zerline anfragen lassen, er ist eine herrliche Partie; der Itzig und der Sußmann hier gäben ihm Jeder gern drei Töchter für eine, ich schnaufe aber nicht; bis du mir gesagt hast, ob du sie willst oder nicht; ich habe noch Niemand meine Tochter auf den Teller

gelegt, aber bei dir mache ich eine Ausnahme, also besinne dich, oder sag' mir lieber gleich heraus: Ja oder Nein, franchement."

„Ich heirathe nie, und wüßte auch nicht, ob Zerline mit mir glücklich würde."

„Was das letzte betrifft, das sind Narrenpossen. Warum sollt ihr nicht glücklich werden? Du hast ein schönes Vermögen, und mit Gottes Hülfe mein Zerlinchen auch; aber ich will dich nicht zwingen und nicht überreden, warum? Deine Bücher sind gescheiter als ich und noch hundert andere erfahrene Männer. Bei dir trifft aber das Sprüchwort doppelt: du issest Fasanen und ächzest dabei, du hast was du willst und bist doch immer mißvergnügt — mir steht der Verstand still."

„Ich kann Zerline nicht heirathen," erwiderte Ephraim.

„Warum nicht?"

„Weil ich sie nicht liebe."

„Junge, bist du beim Theater? Von Komödianten auf dem Theater hört man solche Redensarten, aber nicht von ordentlichen Leuten."

„Ich will für mich allein leben."

„Für dich allein?" fragte Veitel kopfschüttelnd; „der Trevirano hat doch vielleicht Recht; ich sage dir, der Mensch meint's nicht gut mit dir, du bist kein Menschenkenner und wirst dein Lebtag Keiner werden."

„Verheirathen Sie Zerline, ich gratulire," sagte Ephraim unwillig, und ging an seine Arbeit. Er wußte nicht, was sein Oheim mit der Erwähnung Trevirano's

andeutete, aber er wollte seinen Freund nicht kränken, indem er einen Dritten über ihn befragte. Wie er vom Freunde eine Anschauung seiner selbst forderte, wie sie kein Anderer innehaben konnte, so wollte er auch das Gleiche dafür einsetzen und jede fremde Einrede abwehren. Den Vorwurf, daß es ihm an Menschenkenntniß fehle, glaubte er nicht zu verdienen, und gewissermaßen mit Recht; sein ganzes Dichten und Trachten ging ja dahin, das menschliche Herz mit seinem vielverzweigten Geäder genau zu erforschen, darum ließ er auch sein eigenes Seelenleben sich stets zwischen allseitig aufgestellten Reflexionsspiegeln bewegen, darum lauerte er ja selbstquälerisch auf jede unmittelbare Regung, und nun kam die lebensgewandte Nüchternheit und brüstete sich ihm gegenüber mit eingeübtem Augenmaß und mit allen jenen Vortheilen, die sich nur thatsächlich erhärten, nicht aber aus innerer Folgerichtigkeit beweisen lassen.

Ist aber der Forscher in den Tiefen des Menschengeistes nicht eben dadurch der Einzelerscheinung gegenüber der Täuschung mehr ausgesetzt, weil er für Handlungen und Charaktere nach Grundzügen sucht und Prinzipien feststellt, wo in der Regel nur zusammenhangloses Belieben sich darstellt?

Ephraim, der der erfahrungsstolzen Menschenkennerei gegenüber sich heftig abwehrend geberdete, verzweifelte doch innerlich, daß er je einen Menschen in seinem innersten Wesen zu erkennen vermöge, denn er war an jenem Punkt angelangt, wo man das, was sich als einfaches Element darstellt, noch mit der Frage betrachtet, ob nicht dennoch eine vielfache Zusammensetzung darin vorwalte.

Er wollte von jeder Thatsache, jeder Empfindung, die Vielfältigkeit ihrer Ursachen ergründen, wie jeder einheitlich sich darstellende Baumstamm doch auf vielverzweigtem Wurzelgeäste ruht und sich daraus nährt.

Das Schicksal hatte Ephraim in eine Lebensstellung versetzt, in der ihm alle feste Gewohnheit des Lebens, aller Bestand der Ueberlieferung, flüssig und in chaotischer Auflösung erschien; zwei Wege standen ihm offen, entweder in harmlosem Leichtsinn sich an einem begrenzten Dasein zu begnügen, oder hindurchzudringen durch die Wirrnisse des Denkens bis da, wo das schöpferische Werde sich im eigenen Geiste offenbart und die Welt sich neu gestaltet. Er konnte zu dem Einen sich nicht bequemen und das Andere nicht fassen.

Oft gedachte er umzukehren und sich des gegebenen Lebens zu freuen wie Tausende um ihn her, aber er konnte nicht mehr.

Zerline konnte er nicht heirathen, sie war ja die Vertraute seiner Liebe zu Recha. Wie hätte er je ohne Erröthen ihr liebend nahen, ein Liebeswort mit ihr wechseln können, da sie wußte, wie sein Herz einer Andern gehörte; oder sollte er eine Gattin ohne Liebe besitzen? Lieber wollte er untilgbaren Schmerz und gewissen Untergang auf sich nehmen.

Wenige Tage nach jenem Gespräch mit Veitel war Zerline die Braut des Maier Baschwitz; Mendel Felluhzer, der uns wohl erinnerliche, war auch hier der geschäftige Unterhändler gewesen.

„Schlag auf Schlag," sagte Veitel zu seinem Neffen, den er eines Morgens ganz früh zu sich hatte rufen

lassen, „den Emanuel hat noch zum Ueberfluß der Schlag gerührt, und den Treviranо sollte der Schlag rühren, wo er auch ist; er hat mir einen Wechsel von dreitausend Thalern, den er zum Incasso hatte, behalten und hat sich aus dem Staub gemacht; ist er dir auch Geld schuldig, der Lump?"

„Ja wohl, über tausend Thaler."

„Laß dir sie wechseln. Ich habe dich genug gewarnt, ich habe von einem deiner lustigen Kameraden gehört, daß Treviranо mehrmals öffentlich gesagt hat, er gehe nur deßhalb so vertraut mit dir um, weil du für seine lustigen Streiche mit Geld herhalten kannst. Wenn aber dein Geldbeutel so die Schwindsucht hat, kannst du dein Projekt nicht ausführen, da du nach Treviranо's Aussage ja eine eigene Fabrik gründen willst; es wird dich nichts nützen, daß du die Geheimnisse meiner Gold- und Silbermanufaktur an einen neuen Associé verrathen willst."

„Sie sind ja ein so großer Menschenkenner, was Sie glauben, muß wahr seyn," antwortete Ephraim, und ging hinauf zu Emanuel.

Todesstille herrschte hier in dem spärlich erhellten Zimmer, nur ein leises Aechzen war von Zeit zu Zeit hörbar, der finstere Mann in dem grauen Militärmantel saß am Bett und hielt die Hand seines Freundes. Emanuel reckte mit aller Macht seinen Kopf empor, seine Zunge war gelähmt, seine Hände versagten ihm den Dienst. Der Freund schien den Wunsch des Kranken an der Richtung seiner Augen abzulesen, er nahm die Geige von der Wand und spielte ein sanftes Adagio,

es waren die langgezogenen Töne einer Kirchenmelodie, nur freudiger, männlicher; Emanuel schien diese Melodie zu kennen, er dankte seinem Freunde durch mehrmaliges Winken mit den Augenlidern, ein glorienhaft durchsichtiger Schimmer schwebte auf dem Antlitz Emanuels, immer sanfter, immer zitternder klangen die Töne der Geige, bald aber auch strebten sie stürmisch und jauchzend hinan bis zum Himmelszelt, der Kranke athmete rascher, da riß plötzlich ein Fensterladen auf. „Licht! Licht!" schrie Emanuel mit letzter Kraft, er griff sich mit beiden Händen nach den Augen, noch immer klangen die Töne, die Sonne leuchtete hell herein, aber auf den Wogen der Melodie war Emanuel vom Lichte hinangezogen worden zu seinem Urquell.

„Der glücklichste Tag seines Lebens war der, an dem er starb," sagte der Finstere, drückte Emanuel die Augen zu und ging ....

Die jüdischen Glaubensrichter wollten den Freimaurer Emanuel in den Verbrecherwinkel einscharren, weil er nur alle Jahre Einmal in die Synagoge gekommen, und ohne Zuziehung der „heiligen Genossenschaft" gestorben war; der Einfluß Mendelssohns und seiner Freunde vereitelte jedoch solches Todtengericht.

Erst am Grabe Emanuels erkannte Ephraim wieder, was er an ihm verloren hatte. Hier unter den Grabhügeln überkam ihn ein eisiger Schauer in dem Gedanken, daß dies das Ende des Lebens. Bleich und schmerzvoll erhob sich die Erinnerung an eine andere Entschwundene, auf deren Grab keine Thräne fiel und

keine Blume sproßte: Mathilde war versunken wie Ephraims vergangenes Leben, spurlos noch im Tode.

Und eine Trauerklage voll unergründlichen Schmerzes bebte in seiner Seele: wie zerfällt das Leben und sinkt dahin, in uns und in anderen, die für uns lebten. Wer kann alle Kraft zusammenhalten und sie tragen und hegen bis an's Ende?

Er richtete sich endlich in dem Gedanken auf, sich fortan nicht mehr willenlos vom Schicksal treiben zu lassen. Noch war ihm eine Spanne Zeit gegeben.

Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm täglich drückender, alle Bande, die ihn hier festgehalten, waren abgeschnitten und flatterten frei in der Luft, dazu kam der Betrug Trevirano's und besonders das ungerechte Mißtrauen seines Oheims, das er, um eine stachelnde Veranlassung zu haben, gern greller ausmalte, indem er jede Entschuldigung von sich wies; er wollte sich mit aller Macht in's Leben stürzen; aber wo bietet das Leben die sichtbaren Handhaben, daß du sie fassen und in erregter Lebendigkeit alle deine Kraft als Hebel daran setzen kannst? Ueberall nichts als stille, geregelte Thätigkeit, Studiren, Arbeiten; nur im Krieger- und Seeleben mag die Vollkraft des Daseins sein, das Leben stündlich einsetzen, heißt es stündlich ganz leben; wie aber füllen sich die dazwischen liegenden öden Zeiten aus?

Und immer wieder lag das ganze Treiben der Welt chaotisch vor seinen Augen.

Ephraim beschloß zu reisen. Von Stadt zu Stadt wandernd, glaubte er die ruhelose Sehnsucht, die er als die Quelle alles seines Unglücks ansah, in sich

beschwichtigen zu können; dann glaubte er wieder, aus der häßlichen Verpuppung, in die er sich eingesponnen, würde er rein und neugeschaffen auferstehen, ein großes Gedicht, ein erlösendes Lied schlummere in seiner Seele und könne erst in der Freiheit sich herausringen; wie freute er sich mit den Tausenden nach ihm, die sich in die Schmerzen und Wonnen seines Lebens und Dichtens mit ihm versenkten!

Nichts war ihm geblieben als seine Bücher und seine Schwester Veilchen; diese besuchte er wieder öfter, sie bedurfte seines Trostes sehr, denn sie war an das Siechbette ihres kränkelnden Gatten gebannt.

„O Gott!“ sagte sie einst, als ihr Bruder von den Wonnen seiner Reise sprach, „ach, könnt' ich mit dir reisen, und hätt' ich Flügel, daß ich fortfliegen könnte, weit weg, ich weiß nicht, wohin; ach Gott, verzeih mir's, ich bin eine schlechte Person, ich vergesse ganz, daß ich einen kranken Mann und Pflichten habe.“

Veilchen war tief unglücklich, ihr Gatte kränkelte; sie fand eine Beruhigung in der sorgsamen Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, und sie war darin unablässig und voll unzerstörbarer Geduld, indem sie damit auch eine Sühne üben wollte, weil ihr innerstes Denken und Empfinden nicht ganz und allein ihrem Manne angehört hatte. Herz Helft, der die stille Hoheit seiner Frau erkannte, nahm jetzt und zu spät das reiche allzeit übersehene Glück seines Lebens wahr, ein verschütteter Geist stieg in ihm auf, und am Ende ihrer gemeinsamen Tage lernten sich die Gatten erst lieben.

Veilchen bat ihren Bruder, nur noch diesen Winter

bei ihr zu bleiben, sie wollten sich recht innig lieben und einander das Leben versüßen; Ephraim aber fürchtete sich vor seinem eigenen Wankelmuthe, daß er später den Muth nicht mehr haben könnte, die Reise auszuführen. Als er jedoch von Veilchen Abschied nahm, konnte er sich der Thränen nicht erwehren; sie schlang ihre Arme um seinen Hals und klammerte ihre Hände in einander, und wollte ihn gar nicht lassen.

Erst als er wieder auf seiner Stube war, konnte er sich aus seiner weichen Stimmung ermannen. Das gelang ihm aber erst durch seinen Oheim Veitel, der nochmals zu ihm kam, und ihn zum Verbleiben bereden wollte. Anfangs bekundete Veitel eine nicht vermuthete Weichheit und Familienanhänglichkeit; als diese aber wirkungslos blieb, sagte er: „Du willst reisen, du meinst, ich verstehe nicht, was dich quält, aber ich sage dir, wer nicht an jedem Orte glücklich sein kann, ist es nirgends. Ja, lach' nur, du hast einen heißen Kopf, es nutzt dir nichts, daß du das Kissen wendest, du hast nichts davon als den Schmerz, daß du dich heben mußtest. Drum bleib' da, ich halt' dir den Kopf."

Nicht einmal der Trost, daß er mit Abscheu von seinem Oheim gehen könne, blieb Ephraim, und doch beharrte er bei seinem Entschuß.

Nun ging's an das Büchereinpacken. Zuerst nahm er die Bibel und legte sie mit stiller Andacht in den großen Koffer, sie sollte das Bretterhaus weihen, in das er seine Freunde schloß, eine Auswahl der Griechen, Römer, Italiener, Deutschen 2c. sollte ihn begleiten. Je mehr und je länger er aber wählte, um so

ungerechter däuchte es ihn, dieses oder jenes Buch zurückzulassen. War nicht da und dort eine Stelle, die ihn so oft getröstet, erfreut, erhoben, und diese sollten nicht die Fracht werth sein, ihn nicht überall begleiten dürfen? — So füllten sich nach und nach zwei große Koffer mit seiner Bibliothek, und sein Herz war erleichtert.

Als man in dem gewohnten Berliner Kreise von dem Büchergeleite Ephraims sprach, sagte Abraham Diogenes: „Er hat es nicht zu einer eigenen Menage bringen können, nun reist er mit einer Büchermenagerie."

Man lachte, und mit diesem Witzwort war Ephraim aus dem Gedanken der Menschen, in die er sich eingelebt zu haben glaubte, entlassen.

21. Dame Aventüre.

Die Wechselwirkung, in welcher die Ereignisse oft räthselhaft erscheinende Gestalten auftauchen lassen, oder diese die Ereignisse erzeugen und bestimmen, ist schwer zu erklären.

Wir sind in der Zeit, wo kecke Abenteurer von Hof zu Hof wanderten, nach Genuß und Reichthum jagten. Das ganze Leben der oberen Schichten gefiel sich im Maskenspiel. Auch Ephraim nahm Theil daran.

Vor dem Gasthof einer mitteldeutschen Residenz stieg ein hagerer Mann aus einer wohlbepackten Kutsche; als er den Pelzmantel ablegte, konnte man seinen Anzug genauer betrachten: in der feingekräuselten Perücke glitzerten Reifperlen, auf dem blassen Antlitz schwebte Miß-

muth oder vornehme Langeweile, der Fremde hatte Mühe sich seinen Cavaliersdegen umzuhäkeln, man wußte nicht, ob er an den Fingern fror, oder ob ihm diese Tracht ungewohnt war; in der That aber war es letzteres, denn Niemand anders als Ephraim war dieser Cavalier. Er war schwer zu erkennen, und doch war er kaum in die Wirthsstube getreten, als ihm ein Bekannter voll Verwunderung entgegentrat: es war der vielerfahrene Chevalier de Seingalt, den er in Gesellschaft der italienischen Sänger in Berlin kennen gelernt. Ephraim zog ihn an ein Fenster und vertraute ihm, daß er zu reisen gedenke, daß er aber nicht an jedem Grenzpfahl erschrecken wollte, der ihn an die Entrichtung des Judenzolls und die damit verbundenen Widerwärtigkeiten mahne, er wolle einmal die Welt frei und ungetrübt anschauen; durch eine nicht unbeträchtliche Summe habe er daher von einem jungen Polizeibeamten, den er ebenfalls in jener lustigen Schauspielergesellschaft kennen gelernt, diesen Paß erhalten. Er zeigte nun den Paß, in dem er als Cesare, Marchese di Tornicola aus Macerate genau signalisirt war. Der Chevalier war hocherfreut und versprach Ephraim bei Hofe vorzustellen.

Ephraim mußte dieses Anerbieten annehmen und doch konnte er sich einer innern Verdrossenheit dabei nicht erwehren. Er hatte frei und ungebunden sich die Welt ansehen wollen, und hatte nun die Kraft nicht, der Entschiedenheit und Ueberredungskunst des Chevaliers zu widerstehen; er sah sich an einen Menschen gefesselt, der vielleicht ein Abenteurer sein konnte; sogar vor dem Mohren des Chevaliers hatte er ein unerklär-

liches Grauen. Die Unterhaltung gerieth jedoch bald in leichtern Fluß, und Ephraim, der stets innerlich lebte, und sich mit seinen Seelenzuständen herumstritt, weihte den Chevalier, fast ohne daß er's wollte, in sein Denken und Empfinden ein.

„Was reden Sie immer von der ausgestorbenen Liebe?" sagte der Chevalier einmal, „bei der Liebe besonders muß der Spruch gelten: le Roi est mort, vive le roi!"

An einer Marmorsäule in dem großen Saale der Residenz stand ein Kreuzritter, die Arme auf der Brust über einander geschlagen, und starrte hinein in den Mummenschanz, der, von tausend Lichtern beschienen, sich um ihn her tummelte. Ephraim fing an, seine Schicksale als eine poetische Verwicklung zu betrachten, und steigerte sie noch durch eine ironische Färbung, die ihm einen gewissen innern Triumph verschaffte. Das war ein lustiges Tollen und Treiben, hier und dort schoß eine Gruppe an und krystallisirte sich immer mannigfaltiger; die mit Edelsteinen reich besetzten spanischen und türkischen Trachten spiegelten die tausend Lichter in buntem Glitzern zurück, Arlequine sprangen lustig umher und pritschten darauf; die Stimmen klangen hohl und grell unter den Masken hervor. Ephraim gab sich unwillkürlich der phantastischen Ausmalung hin, wie es wäre, wenn unter diesen bunten Kleidern nichts als Gespenster steckten; aber nach und nach ward ihm dieser Gedanke zuwider, denn nur im Aussprechen gegen Andere verliert das Heraufbeschwören des Grauenhaften das Schauerliche; im Alleindenken, ohne ablenkende

Gegenrede bleibt es ein unheimlicher Dämon, der immer wieder heranschleicht. Ephraim schrack heftig zusammen, als ihn zum Erstenmal eine Maske anredete; dies Gefühl, mit Jemand in Beziehung gesetzt zu werden, der sich auf unsichtbarem Standpunkte befindet, machte ihn fast zittern; er vergaß in diesem Augenblick, daß er selbst verlarvt war. Mehrere Masken redeten ihn deutsch an, Ephraim antwortete italienisch, daß er ihre Sprache nicht verstünde; Alles lachte, nun wurde er nach seiner letzten Geliebten gefragt, in welchem Herzen er nun seine Residenz aufschlagen werde, und wurden ihm andere Schlingen gelegt. Ephraim bemerkte, daß die Fragenden trotz aller Maskenfreiheit eine ehrerbietige Haltung bewahrten, plötzlich steckten sie aber die Köpfe zusammen und verschwanden. Er nahm wieder seine feste Stellung ein, das ganze Intermezzo schien ihm sonderbar, als der Chevalier zu ihm trat und ihm erzählte, er habe einige Zeit für den Fürsten gegolten. Der Chevalier konnte es wohl am besten erzählen, denn er war es, der einer Freundin das Geheimniß vertraute, daß der Fürst als Kreuzritter bereits auf dem Ball wäre; in zehn Minuten hatte es sich als Geheimniß unter der Hälfte der Anwesenden verbreitet. Durch ein Gedränge, das plötzlich entstand, ward Ephraim von dem Chevalier getrennt: ein griechischer Götterzug drängte sich heran, Musik und tanzende Genien, in leichte Flore gehüllt, gingen voran, darauf schritt gewaltig und stark der mächtige Zeus einher, um sein Haupt flossen die ambrosischen Locken, Hebe und Ganymed, zwei lockende Mädchengestalten folgten ihm, und dann der göttliche

Reigen der Olympier, überall trat die natürliche Formenfülle ungehindert und frei zwischen dem leichten Flor hervor.

Was sich seine kühnste Phantasie ausmalte, sah Ephraim hier in glänzender Frische vor sich erscheinen. Das ist die volle Lust des Daseins! jauchzte es in ihm, und alles Andere ist nichts als ein lebendig Begrabensein. — Und doch konnte er nicht widerstehen, mitten unter der rauschenden Musik, unter Flimmern und Glitzern, sich einen Augenblick hinaus zu versetzen in die andere entlegene und eng umgrenzte Welt; er versetzte sich in die dunkle Kammer zu Rabbi Chananel, er arbeitete auf dem Comptoir, er saß bei dem alten Emanuel auf seinem Zimmer, er saß neben seiner Schwester am Krankenbette ihres Mannes, er philosophirte mit Mendelssohn ... sein ganzes Leben und das aller seiner Bekannten wollte er in Einen Gedanken zusammendrängen, um einen Höhepunkt für den jetzigen Augenblick zu gewinnen; zu viel und vielerlei wälzte sich auf ihn heran, er mußte schnell die Augen aufschlagen, um der Gedanken los zu werden. Da sah er wieder all die Pracht und das bunte Getümmel — doch plötzlich zitterte er am ganzen Leibe, er zerknitterte den Mantel in der Hand und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, dort sah er die Gestalt seines Vaters heranschleichen, das war der röthliche Frackrock, der dreieckige Hut mit der weißen Zipfelkappe darunter, die schwarz sammtnen Beinkleider, die weißen Strümpfe, die Schnallenschuhe; die Gestalt schien Jemand zu suchen und schritt jetzt gerade auf Ephraim los: „Massel tov, Rabbi Ephraim![1]

[1] Ich gratulire, Herr.

Beim Spiel, beim Becher und Streit,
Sieht man, was ein Freund bedeut'." [1]

Ephraim konnte nicht antworten, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und plötzlich, wie die Erscheinung gekommen, war sie auch wieder verschwunden. Das Zeichen zur Maskenabnahme ward gegeben, der Chevalier trat zu Ephraim, faßte ihn unter den Arm und führte ihn an das andere Ende des Saales. In einer Loge unweit der des Fürsten saß Luna, eine gedrungene Gestalt von üppiger Formenfülle. Der Chevalier führte unsern Freund näher, und stellte ihn der Gräfin Aurora v. O. vor.

Ephraim erhielt seinen Sitz neben der Gräfin, sie erschien ihm nicht mehr so jung als sie ihm Anfangs gedäucht hatte, aber die heiter spielende Anmuth und feine Lebendigkeit ihres Geistes verfehlte ihren Zauber nicht.

Die Voraussetzung weltmännischer Gewandtheit, die Ephraim entgegengebracht wurde, lieh ihm dieselbe theilweise, und er ließ sich's gefallen, daß die Gräfin das, was er mit zagender Lippe in Worte faßte, als sinnreiche Galanterie hinnahm; sie fand es „allerliebst," daß ein so gewiegter Weltmann sich die Maske eines blöden überschwenglichen Jünglings so geschickt aneignen konnte; diese Taktik war ihr neu und unterhaltend, sie hatte schnell einige Reminiscenzen aus dem schäferlichen Hofleben der vergangenen Periode zur Hand und ging so mit Leichtigkeit auf den Ton Ephraims ein.

[1] Ein Spruch der Rabbinen.

Dieser war ganz bezaubert von solcher neuen Lebenserfassung, die es als selbstverständlich annimmt, daß Alles nur Spiel und Scherz ist, und aus Höflichkeit sich eine Weile die Miene giebt, an Etwas zu glauben.

Er erinnerte sich, daß ihm einst Mathilde prophezeit hatte, Luna würde ihn zu ihrem Endymion erkiesen, er erblaßte bei dieser Erinnerung; aber schnell folgte er wieder einem neuen Gedanken auf der lockenden Fährte: wie ungerecht, dachte er, sind wir in den niedern Lebensregionen gegen die höheren. Wir vergelten Vorurtheil mit Vorurtheil, und wähnen, unter diesen glänzenden Gewändern schlügen keine Herzen, so rein und edel wie in uns; die glänzende Form macht uns irre, daß wir nur überall die Form und nichts als sie schauen. Ist es aber nicht besser, die reife Frucht vom Baume des Lebens aus goldener Schale zu kosten, als sie mühsam aus dem Staube aufzulesen? Reichthum und Macht sind die schönsten, wenn auch nicht die höchsten Güter der Erde. Die Gräfin fragte nach dieser Gedankenpause Ephraim nach seinem Aufenthalt in Madrid und am Berliner Hofe, von welchem der Chevalier ihr berichtet hatte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, als er hiervon erzählen mußte; er warf über seinen Aufenthalt in Madrid einen abenteuerlichen Schleier und ging zu dem Berliner Hof über, von dem er mehr Einzelheiten kannte. Er verwünschte im Innern den Chevalier, der ihn in diese Verlegenheit gesetzt hatte, und konnte ihm doch nicht zürnen, denn war nicht sein ganzes jetziges Leben eine fortgesetzte Lüge?

Am meisten indeß peinigte es ihn, daß er immer mehr einsah, wie er so ganz in die Hand des Chevalier gegeben war, der ihn nach Laune am Faden seiner Gunst aufrecht erhalten oder fallen lassen konnte; die Erscheinung seines Vaters schwirrte ihm bisweilen auch noch vor der Erinnerung, aber ein Blick auf die Gräfin und ihr freundliches Lächeln verscheuchte alle Pein.

Der Ball war zu Ende. Auf der Treppe harrte der Chevalier, sie fuhren nach dem Gasthof. Ein Trupp junger Hofcavaliere und Gardeoffiziere, die ebenfalls vom Ball kamen, versammelte sich noch hier; man rückte zusammen, man spielte, der Chevalier hielt Bank, er taillirte mit Gewandtheit und launiger Grazie, so daß man es wohl merken konnte, er müsse sich hierin schon oft versucht haben. Mit gleichgültiger Laune pointirte Ephraim, doch als er fünfzig Dukaten verloren hatte, zog er sich zurück; der Chevalier bot ihm seine Börse an und drang sie ihm fast auf, aber Ephraim war noch Kaufmann genug, um den Werth des Goldes zu kennen, er lehnte das Anerbieten bescheiden ab, und zog sich in eine Ecke zurück. Ephraim merkte es in seiner Arglosigkeit lange nicht, daß ihn ein junger Offizier mit artigen Neckereien verhöhnte, bis der Chevalier herzutrat; er machte dem Verspotteten kenntlich, um was es sich handle, und als dieser noch immer nicht darauf eingehen wollte, nahm der Chevalier im Namen seines Landsmannes eine Ausforderung an.

Der Chevalier blieb bei Ephraim auf dem Zimmer, der Tag graute schon.

„In einer Stunde," sagte der Chevalier, „müssen Sie sich schießen. Sie haben die Wahl der Waffen, Sie wählen Pistolen, dadurch sind Sie Ihrem Gegner gleich, Sie stellen den rechten Fuß, richten die Fußspitze schnurgerade auf Ihren Gegner, halten das Pistol hart an den Schenkel, ziehen es dann gerade und ohne Zittern herauf bis in die Brusthöhe Ihres Gegners, sehen Sie, so, vertrauen Sie mir, ich habe oft gegen eine Messerschneide geschossen und die Kugel mitten durchgeschnitten. Bei dem ersten Appell brennen Sie los. Sie thun dem guten Jungen und seinem Oheim, dem alten Baron von O., einen Gefallen, wenn Sie ihn von seinen Gläubigern erlösen."

„Ich kann mich nicht mit ihm schießen, denn wir setzen nicht das Gleiche ein," entgegnete Ephraim, „ich biete nichts als ein Leben, das mir zur Last ist, ich danke dem, der mir's abnimmt; vor ihm liegt eine hoffnungsreiche Zukunft, seine Rauflust ist nur Folge seines frischen Lebensmuthes, ich vergebe ihm, ich kann mich nicht mit ihm schießen." Der Chevalier sah hierin nur eine feige Ausflucht, und voll Zornes rief er:

„Sie müssen sich mit ihm schießen, ich sage, Sie müssen; es bliebe Ihnen nur der Ausweg, schnell die Flucht zu ergreifen, aber das sage ich Ihnen: Sie kommen nicht lebendig über diese Schwelle, denn eher steche ich Sie nieder, mein Ruf steht auf dem Spiele, wenn Sie, den ich hier eingeführt, die feige Flucht ergreifen; ich habe ohnedies schon zu viel mit Ihnen gewagt." —

Ehe der Chevalier und Ephraim in den Wagen

stiegen, ließ sich Ersterer von dem Mohren Mulei einige Tropfen Naphtha auf Zucker reichen, auch Ephraim mußte solche nehmen. Der Morgen war hell, die Kälte schneidend, als man zum Thor hinausfuhr, am Saume eines Waldes wurde angehalten, man stieg aus, Mulei trug die Waffen nach. Ephraim glaubte den Mohren eine jüdische Synagogenmelodie singen zu hören, er mußte über sich lachen, daß er noch am hellen Tage Gespenster sah: er dachte die Melodien der Mohren und der Juden müßten Aehnlichkeit haben.

Man fand den Gegner mit seinem Sekundanten schon auf dem Platz, man begrüßte sich mit stiller Verbeugung, die beiden Sekundanten maßen die Schußweite ab; der Chevalier ließ einen Mantel auf dem Schnee ausbreiten und legte zwei geladene Pistolen über's Kreuz darauf, er bat den Gegner, sich eine davon zu wählen. Ephraim stand indeß in Gedanken versunken, er dachte sich wieder plötzlich in die stille Kammer zurück, wo er bei dem Rabbi gesessen, und von all' dem Leben da draußen nichts gewußt hatte. Was würde der Rabbi denken, wenn er ihn jetzt hier sehe! Mit ironischem Lächeln sah er auf, als ihn der Chevalier aufforderte, sich bereit zu halten; der Gegner, dies Lächeln für Spott erachtend, warf schnell das Collet ab, und stand im bloßen Hemde da, unser Freund mußte gleichfalls seinen Rock ausziehen. — Jeder faßte ein Pistol, Mulei tritt hinzu und schüttet Pulver auf, die Sekundanten führen die Gegner auf ihre Stelle, sie treten zur Seite; Ephraim hielt sich in sich fest und kniff die Zähne übereinander, daß man sein Zittern nicht

bemerken sollte, auf ein Zeichen der Sekundanten drückte er zuerst los und im Nu darauf der Gegner. Niemand war getroffen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte Mulei abermals geladen, und abermals traf kein Schuß. Zum Drittenmal hielten die Kämpfer die Pistolen in der Hand, Ephraim feuerte, aber wiederum fehl, dem Gegner versagte das Pistol; er fluchte über den vermaledeiten Mohren, der ihm kein Pulver aufgeschüttet; Ephraim mußte nun hier harren, bis Alles wieder in Ordnung war, da fühlte er plötzlich die Kugel des Gegners, er griff sich nach dem Kopfe, eine Locke war ihm weggesengt. —

Die beiden Gegner traten nun auf einander zu und reichten sich die Hand zur Versöhnung, der Chevalier umarmte Ephraim. „Nun sind Sie in allen Ehren ein Cavalier comme il faut," sagte er ihm leise. Ephraim glaubte noch zu hören wie Mulei beim Einpacken vor sich hinbrummte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Fechtschule zu Breslau so gute Schüler ausstellt." Der Schwarze wurde immer räthselhafter, und sonderbar! an die silbernen Ohrringe Mulei's glaubte Ephraim Vermuthungen knüpfen zu können.

Bei dem bestellten Imbiß hielt sich Ephraim nicht lange auf, er bedurfte des Schlafes; er war nun plötzlich so vornehm geworden, daß er die Zeit auf den Kopf stellte, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht umwandelte.

Eine Erinnerung hielt Ephraim stets von dem letzten Abenteuer fest, er hatte dem Tode wirklich und wahrhaft in's Antlitz geschaut, und keine Furcht in sich

verspürt; zwar gestand er sich, daß es fast nur Gleichgiltigkeit gegen das Leben war, was ihm dem Kampfesmuth lieh, wer mag indeß bestimmen, wie viele gepriesene Heldenthaten unter derselben Rüstung vollbracht wurden? Immerhin mochte er sich also die Zuversicht daraus schöpfen, daß er für ein edles Ziel freudig in den Tod gehen könne.

Des andern Tages fuhr er zur Gräfin Aurora. Sie befand sich noch im Bade, hatte indeß den Auftrag gegeben, daß, wenn der Marchese di Tornicola käme, er eine Weile im Empfangssaale warten möge. Voltaire's Candide lag an einer besonders anziehenden Stelle aufgeschlagen auf dem Tische. Ephraim durfte dies als eine offene Ansprache betrachten, er las und sein Athem zitterte. Bald wurde der Marchese in ein inneres Kabinet geführt, die Gräfin entschuldigte sich wegen des Wartens, sie habe sich aber das Vergnügen nicht versagen können, ihren tapfern Ritter jetzt zu sprechen. Sie war überaus liebreich.

Tage des heitersten Genusses verlebte unser Marquis, er war der ausschließlich sogenannten Gesellschaft willkommen, denn er hatte den Ehrenhandel — wie man die Sache nannte — so ritterlich ausgefochten. In der Gesellschaft traf er die Gräfin stets, aber nach ihrer klugen Instruktion durfte er sich hier nur wenig mit ihr unterhalten.

Eine solenne Saujagd wurde vom Hofe veranstaltet, mehrere Hundert leibeigene Bauern mußten bei der grimmen Kälte in ihren leinenen Kitteln umherspringen, um den hohen Herrschaften das Wild vor

den Stand zu treiben; unser Marquis zog sich unter dem Vorwand eines Unwohlseins zurück, er hatte nie zu Pferde gesessen und verstand nichts vom edeln Waidwerk.

Nach und nach begann ihm indeß auch diese Lebensweise schon zuwider zu werden. An ein Leben mit stetiger Thätigkeit gewöhnt, sah er in dieser neuen Lebensweise immer nur die Vorbereitungen zu Festen und Genüssen, und diese Vergnügungsbeschäftigung konnte ihn nicht wach erhalten. Sogar die Dichtung verließ ihn, die Stoffe, die um ihn her lagen, konnte er nicht bewältigen und verarbeiten, er war zu plötzlich aus seiner kleinen in diese große Welt hineingeschleudert worden. Ein sonderbares Gemisch von Lebensliebe und Lebensverachtung gährte in ihm. „Welch ein armseliges Ding," sagte er einmal zu dem Chevalier, „ist doch das Leben und Mühen der Menschen! All das Musikgeklimper, Jagdhalloh, die Tanzsprünge und das Hazardiren mit Geld und Leben ist nichts als eine Betäubung für das schreiende Bewußtsein, daß man in jedem Augenblick stirbt; man will den Todeswurm nicht hören und sehen, der im Stillen pickt. Was heißt am Ende: die Menschen befreien? Ihnen die Freiheit geben, fröhlicher zu sterben. Man sollte entweder an der Scholle haften, oder den ganzen Umkreis der Erde schauen, kennen, genießen, ehe man davon scheiden muß. Noch mehr, man sollte entweder ewig oder gar nicht leben."

„Ich habe vieler Menschen Städte und Länder gesehen," erwiderte der Chevalier, „aber Sie bleiben mir

ein Räthsel, ich glaube, Sie reflectiren, wenn Sie das Fleisch im Munde haben, noch, ob es recht und dem Menschen erlaubt ist, ein Rebhuhn zu schießen, und ob es nicht besser wäre, wenn man ohne Speisen leben könnte. Ich sage Ihnen, kauen Sie zu, denn es bietet sich Ihnen gesundes wildes Fleisch. Ich denke fast nie oder selten an den Tod; ist abgespeist, dann wischt man sich den Mund. Giebt's aber noch eine Soiree bei anderem Licht, so bin ich lieber bei Seiner Majestät von Gottes Ungnaden, König der Unterwelt: da ist die feinste Gesellschaft, die schönsten Weiber, die lustigsten Pfaffen, da muß es paradiesisch amüsant, bei den Betschwestern und Heiligen im Paradiese muß es höllisch langweilig sein."

Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt, denn unser Marquis merkte bald, wie der Chevalier so zu sagen kein Organ für diese Art Erörterung hatte; er war gewohnt, den perlenden Schaum vom Liebeskelche zu schlürfen, ohne viel zu grübeln und zu sinnen, darin wollte es ihm unser Marquis auch nachthun.

Die rosenfingerige Göttin Aurora bot ihm die Hand zu diesem Aufschwunge. Die Huld der Gräfin mußte einen Mann, wie unser Marquis war, auf's glühendste entzünden. Alle Schätze von zarten Gefühlen, die er in der Liebe mit Mathilden und Recha empfangen und errungen hatte, alle jenen frischen Blumen der Liebe holte er wieder hervor; oft schalt er sich über diesen Verbrauch, aber nach und nach sah er eine Rechtfertigung darin, da ihm die Gräfin den Kummer über ihre jetzige Lage andeutete und ihn ahnen ließ, daß sie

ein schmuckloses Liebeleben all dieser glanzvollen Trauer vorziehen würde. Dieß war genug für unsern Marquis, um hundertfältige Liebesplane daran zu knüpfen; er hatte die Gräfin schon mehrfach gebeten, statt der Anrede „Herr Marquis" ihn nur stets Cesare oder bei gar keinem Namen zu nennen, er durfte noch nicht erklären, wie schwül es ihm unter der Maske war, und wie es ihm eisig durch die Seele schnitt, wenn er ihre trauten Worte unter lügenhafter Adresse empfangen mußte.

Ephraim sprach einst mit der Gräfin von Titeln und Standesbezeichnungen und erklärte: „Diese Titel sind doch eigentlich nur der Nennwerth, das Gepräge, das dem Golde gegeben ist, seinen eigentlichen Werth trägt es in sich; wir müssen den Muth haben, das edle Metall wieder einzuschmelzen und nur den Gehalt gelten zu lassen, da scheiden sich alle Legirungen mit unedlem Metall aus, das die Souveräne der herkömmlichen Begriffe darunter gemischt."

Die Gräfin nahm diese Ausführung nur als eine seltsame aber doch unverkennbare Huldigung; der Marquis lobte ihre innere Bedeutung. Ephraim konnte der Anmuthung nicht widerstehen, die auch in der nicht beabsichtigten Ausdeutung eines Ausspruches liegt, und schon war er in Gefahr, abermals sich sein eigentliches Leben verzaubern zu lassen, aber er zwang sich zur Entscheidung und lenkte zurück, indem er erzählte, daß er, wenn auch mit großem Widerwillen, eine Zeitlang mit der Geldprägung sich beschäftigt habe. Die Gräfin wollte wieder nur ein Sinnbildliches darin finden,

behauptete aber auch zugleich, daß sie an die Goldmacherkunst glaube, und warnte den Freund nur vor gefährlichen Experimenten.

Ephraim sah sich in immer neuen Masken gefangen und mit der äußersten Anstrengung betheuerte er nun, wie er entschlossen sei, sich und die Geliebte aus dem Lügenleben zu retten, und daß er sich zwingen wolle, eine andere Religion zu bekennen. Er faßte die zarten Hände, bedeckte sich damit die Augen und sprach in dumpfem Tone vor sich hin: „denn ich bin ein Jude, ich war es, wenn Sie gebieten."

„Das ist ein unwürdiger Scherz," erwiderte die Gräfin, ihm die Hände entziehend.

„Es ist kein Scherz."

„Und wie nennen Sie sich denn auf ebräisch?" fragte die Gräfin lachend.

„Ephraim Moses Kuh."

„Sie sollten sich einen wohlklingenderen Namen andichten."

„Ich dichte mir ihn nicht an."

Ephraim mochte betheuern und beschwören so viel er konnte, die Gräfin blieb dabei, sie glaube ihm nicht; sie scherzte unaufhörlich, aber in ihren Blicken lag eine unheimliche Flamme und ihre Lippen bebten. Plötzlich klingelte sie nach dem Arzte und bat den Marchese sich zu entfernen, aber kaum war dieser weggegangen, als sie nach dem Chevalier schickte.

Ephraim saß in seinem Zimmer, von Mißmuth und Reue gequält. Wie einst in seiner Liebe zu Recha die Poesie, so hatte er jetzt auch sein innerstes Heiligthum,

den Glauben in die Schanze schlagen wollen, ohne eines gewisseren Erfolges sicher zu sein; wie konnte er fortan Ruhe und Erhebung an den Altären suchen, die er im Gedanken schon so feig verlassen hatte? Der Bediente der Gräfin Aurora trat ein und übergab einen Brief von dem Chevalier, Ephraim erbrach ihn und las:

„Mein Herr Marquis! Sie haben mir Ihren Stand verhehlt, wie ich so eben von der Gräfin Aurora erfahre, meine Klinge würde sich weigern, Ihnen im Ehrenkampfe zu begegnen; Sie verstehen die Kaufmannssprache, ziehen Sie also nach Sicht von hier ab. Wenn Sie heute Abend noch hier sind, können Sie mit Ihrem falschen Passe den Weg nach dem Gefängnisse finden, die Sache wird ruchbar. Nehmen Sie Ihre Bücher mit, und vergessen Sie den Don Quixote nicht. Grüßen Sie Ihren Vetter Ahasver, wenn Sie ihm auf seinen Wanderungen begegnen.

Casanova de Seingalt."

Fast eben so plötzlich als er in dies Leben hereingeschleudert worden, wurde Ephraim demselben wieder entrissen.

22. Empfindsame Reisen und der Prophet.

Den Rest des Winters verbrachte Ephraim in stiller Zurückgezogenheit in einer norddeutschen Universitätsstadt; die wissenschaftliche Atmosphäre, in der man sich hier bewegte, war erfrischend. Ephraim holte ein Stück

verlorener Jugend nach, indem er sich dem sorglosen Studententreiben anschloß, aber doch fühlte er oft, daß er innerlich zu alt war, schon zu Vieles erlebt hatte, um noch ganz die tolle Jugendlust zu erwecken. Er übersetzte hier einen großen Theil der Epigramme Martials, aber kaum sendete der Frühling seine ersten Boten, als die Reiselust neu erwachte. Im klaren Musenquell der klassischen Dichter hatte er sich die Augen rein gewaschen, und nun konnte er die Welt wieder frei und frisch betrachten; bald aber gerieth er abermals in jene empfindsamen Nebel, die damals über ganz Deutschland hingen. Man stand am Vorabende einer weltgeschichtlichen Krisis, das Blut stockte schwer und voll, der Geist der Menschen irrte fieberisch bald in der abenteuerlichsten Sucht nach Geheimnissen, bald in keckster Entblößung des bisher heilig Verhüllten, umher, und durch Alles hindurch zog sich eine Schwermuth, eine Bangigkeit der Gemüther, eine selbstquälerische Grübelei, es war wie der stille Schauer vor einem hereinbrechenden Gewitter.

„Du hast den Fehler so vieler Juden begangen, die sich unmittelbar von der Judengasse in die Paläste der sogenannten höheren Stände drängen,“ sagte Ephraim zu sich, „da droben kann es nur Hofjuden geben, denen man in gnädigem Spaße die Brosamen der Duldung zuwirft; wie sollen wir hier eine Gleichheit hoffen, die den niederen Ständen der eigenen Nation nicht zuerkannt wird? An das Volk, das kernig und mit gesundem Sinne, wohl verblendet, aber nicht geblendet ist, da müssen wir uns fest anschließen, die Thränen-

taufe über den gleichen Druck der Gewalthaber und des verjährten Vorurtheils einigt uns, und dort allein ist noch ungebrochene und unverdorbene Naturkraft."

Ephraim war bis zum Süden des deutschen Vaterlandes vorgedrungen, er gewöhnte sich wieder daran, all sein Denken und Empfinden in die Dichtung einzulenken; er lebte jenes erhöhte Doppelleben, das mit dem eigenen Dasein ein anderes still verborgenes in sich nährt. Er hatte den Plan, nach dem Muster Tasso's ein großes Heldengedicht: „die Zerstörung Jerusalems" zu dichten. Gestalten, groß und kräftig, stiegen vor seiner Seele auf, der Todeskampf einer Heldennation stürmte gewaltig vor seinem Auge. Wie kleinlich und nichtig waren ihm jetzt all die Sorgen und Kümmernisse seines Lebens, die von den Blicken eines Mädchens und dem Lächeln ihrer rothen Lippen ausgegangen waren; fernhin nach dem Osten zu den Trümmern Salems wollte er wallfahrten, dort am Sarge einer großen Nation, der noch über der Erde steht, von Niemand zur Ruhe gesenkt, dort wollte er ein Grablied singen, daß die Engel im Himmel mit ihm weinten, und die Menschen sich verstehen und lieben lernten; auf den umgestürzten Säulen Zions wollte er den tiefsten Schmerz aus seiner Seele hauchen und sterben oder zu erneutem Leben sich erheben.

Gelang es ihm, Schmerz und Klage um Zertrümmerung seines Volkes, um seine endlosen Qualen in melodische Worte zu fassen, so sollte dieser Jammer und mit ihm sein eigenes banges Herz erlöst sein; aber diese Vorkost eines sich zum Höchsten hinan-

schwingenden Lebens und Dichtens war auch Alles, was er eroberte, er konnte nicht mehr seine ganze Geisteskraft zu einer einzigen That in sich sammeln, er hatte sich zu sehr daran gewöhnt, den kleinen Begegnissen des Lebens etwas abzutrotzen; sein Schmerz war nicht ein einheitlich gewaltiger, blutig klaffender, er blutete aus den tausend Nadelstichen eines kleinlichen Schicksals. Wie oft überredet man sich bei mangelnder Kraft einem großen Vorsatze nachzukommen, diesen selbst nur als eine Vorstufe zu anderen Ausführungen zu betrachten, und wo die That zurückbleibt, sich an einer gewonnenen Erkenntniß zu erfreuen.

Ephraim wollte im Ausdenken des Planes die Befreiung von dem Schmerze, als Jude geboren zu sein und zu leben, gewonnen haben, und es erschien ihm als genehmer, daß er sich wieder dem unmittelbaren Leben zuwenden wollte.

Nach dem Vorgange Montesquieu's mit seinen persischen, Voltaire's mit seinen englischen, und d'Argens mit seinen jüdischen Briefen, wollte er ebenfalls jüdische Briefe schreiben, er wollte sich einen ganz freien poetischen Standpunkt dafür schaffen: ein Jude aus der Zeit Christi oder gar aus der Zeit Davids bereist die christlichen deutschen Länder, und berichtet über deren Sitten und Einrichtungen. Das war eine glückliche Anlage zur vielseitigsten Ironie.

Das doppelt gewahrte Versteck, aus dem sich nun Ephraim das Weltleben betrachten konnte, gab ihm ein Vollgefühl der Freiheit, und er hoffte mit allen Begegnissen frei spielen zu können; sie beherrschten

ihn nicht, sie mußten ihm dienen, alle Verwirrung und alle Sinnesbeschränktheit berührte ihm nicht; er wollte wie ein Zauberer mit all den bunten Lebenserscheinungen walten.

Das Reisen im Wagen war mißlich: stundenlang einen Gedanken festhalten, ohne ihn durch Aufzeichnung abgelöst zu haben, machte Schwindel. Ephraim ließ seine Bücher in einer kleinen Residenz, und durchschwärmte zu Fuße Berge und Thäler.

Eine Bettlerin ging barfuß in die Stadt, sie trug die Schuhe in der Hand, um das Leder zu schonen, sie bat um eine „christliche Gabe," Ephraim griff in die Tasche und gab ihr ungezählt eine Hand voll Geld mit den Worten: „das ist eine jüdische Gabe, denn ich bin ein Jude." Wie freute er sich, ein armes Weib von dem Vorurtheil eines an sich unschuldigen Ausdruckes erlöst zu haben.

In der Regel war es eine Eigenthümlichkeit Ephraims, daß er gern einen Lasttragenden oder Nothleidenden, der stille vor sich hin ging, mit einer Gabe überraschte. Er that das lieber und reichlicher, als wenn er um Beistand angesprochen wurde.

Ein Trödeljude kam die Straße entlang, den Quersack auf dem Rücken, bunte Tücher hingen am Arme, ein runder gelber Fleck war auf die linke Seite seines Rockes genäht, und er schien im Gehen ein Gebet zu verrichten. Das Herz Ephraims pochte laut, als er ihn demüthig grüßen sah, er gesellte sich zu ihm und es that ihm wohl, wenn auch durch eine Täuschung, dem abgehärmten Manne das Wohlwollen eines

vornehmen Mannes zu zeigen; er fragte daher den Trödler freundlich nach Handel und Wandel. „Die Aufklärung sollte untergehen," sagte der Trödler, „der Bauer wird zu gescheit und durchtrieben, es ist nichts mehr mit ihm zu handeln." Ephraim suchte zu beweisen, daß die Aufklärung der Messias der Juden sei, dann kämen auch bessere Zeiten, wo man keinen gelben Lappen mehr auf dem Herzen zu tragen brauche. „Das ist mein Ordensband," sagte der Trödler, „mir ist es lieber als ein Generalsorden vom Kaiser, drüben in der andern Welt gilt dieser Orden mehr, vielleicht haben ihn andere Leute auch einmal getragen und haben ihn mit Scheidewasser wegputzen lassen." Der Trödler sah Ephraim scharf an, denn er hielt ihn für einen getauften Juden, er fragte ihn indeß doch, ob er nichts zu handeln hätte, und trennte sich, als dieses verneint wurde, bald von ihm.

In das Leben jedes Baumes, der am Wege stand, versenkte sich Ephraim; er sah ihn keimen, wachsen und sterben, in jede Hütte, vor der er vorüberkam, drängte sich sein Geist, und schloß sich an das Leben derer an, die darin wohnten; aber in seinen unablässigen Todesgedanken begrüßte er all das Schöne, all die Berge und Thäler, wie zum Ersten= auch zugleich zum Letztenmal, er nahm mit der ersten Wahrnehmung als ein Sterbender auch zugleich Abschied von allem diesem.

„Lachend oder weinend trabe
Ich doch ohne Rast zum Grabe"

schrieb er einst nach einer entzückenden Ausschau von einem Berg in sein Taschenbuch.

Dieser eigenthümliche Lebensüberdruß ließ ihn darum die Genüsse dieser Reise nicht in ihrer freien Frische kosten. Da stand er im Nußbaumschatten an den Ufern des grünen Rheines, sah die Burgen auf den Rebenbergen, sah die Städte und Dörfer, die sich so lichtglänzend im Spiegel des Stromes beschauen, und von all den Wundermären, die aus der Vergangenheit herüberklingen, von all der Weineslust, die durch das frische Leben zieht, wollte nichts die Müdigkeit seines Seins beleben.

Wie ein Kranker, den man von seinem Lager in die volkreichen Straßen hinaustrüge, staunend und verwirrt in das Treiben und den Lärm des Lebens hineinstarrte, so fühlte Ephraim sein Sinnen schwer bedrückt und er vermochte nicht die Last abzuwälzen. Da stand er hoch oben im frischen Lebensathem der Berge, und er schaute trüb hinab, denn er gedachte des Elends, das in den Bergesfalten versteckt liegt, und mitten in dieser Welt voll Majestät und Freiheit erblickte sein inneres Auge nichts als einen keuchenden und mißhandelten Juden. —

Weg mit diesen Jammerbildern! sagte er hundertmal zu sich, aber sein Herz kehrte immer wieder dahin, und er grüßte freundlich, wenn er durch eine Stadt oder ein Dorf fuhr, wo die Juden festlich geschmückt am Wege standen, ihren Sabbath feiernd; er freute sich, daß ihnen doch noch Sonnenschein und Luft gegönnt war und daß sie sich festlich schmücken mochten in einem Leben voll Gram und Verfolgung. Bei den Wirthen erkundigte er sich stets auf vielen Umwegen,

ob auch Juden hier in der Stadt wohnten; wurde er von Jemand scharf beobachtet, so glaubte er sich entdeckt, besonders fürchtete er dieß, wenn ihn ein Jude ins Auge faßte, denn es ist ein eigenthümlicher Zug, daß sich zwei Juden alsbald erkennen, oft nur durch die Art des gegenseitigen Anschauens. — In jener wühlenden Neugier und Zudringlichkeit vieler Juden, die dich bald nach der ersten Begrüßung nach Haus und Hof und Allem, was um und an dir ist, fragen, in allem diesem sah Ephraim, so oft es ihm begegnete, nur einen gemüthlichen Familienzug, der die Leidenden sich erkennen und einander anschließen läßt und ihnen ein Recht gibt, den familiären Anschluß von jedem Zugehörigen zu fordern. Er fühlte sich geneigt, ihm nachzugeben, als zwei Begegnisse ihn wieder auf den allgemeineren Standpunkt führten.

Durch die Judengasse einer volkreichen Stadt Mitteldeutschlands wanderte Ephraim; da war nichts als dumpfer modriger Brodem, ein lärmendes Rennen und Jagen, Handeln und Streiten in dem engen Raum, den die beiden Häuserreihen mit den hohen Giebeln einschlossen, kein Sonnenstrahl leuchtete frei herein; er schaute hinauf nach den zahllosen Fenstern, hinter denen Hunderte ihr Kummerleben fristeten, er schaute um sich her: in den Erdgeschossen, die sich in dunkle Höhlen verloren, war der bunteste Trödelkram durch einander gewürfelt. Da sah er einen stattlichen Greis, schneeweiße Locken bekränzten seinen Scheitel, unter den aufgesträubten Brauen blickte ein schwarzes Auge hell hervor. „In dem Glanze dieses Auges liegt ein Strahl

aus dem ewig schaffenden Geiste Gottes," sagte Ephraim zu sich, „aus anderm Stande hervorgegangen, wärst du vielleicht als Dichter, als General oder Staatsmann hochgeehrt." Er schuf ihm plötzlich seinen ganzen Lebensweg um, der Alte bemerkte schnell, daß er ein Gegenstand der Forschung geworden war, und freundlich Ephraim zunickend, rief er: „Nichts zu handeln, Herr Graf?" — „Nein," antwortete dieser, und verließ schnell die Judengasse.

In einem kleinen Städtchen sah er ein Getümmel vor dem Zollhause, als er näher kam, hörte er, daß seit Kurzem ein Glaubensgenosse den Judenzoll gepachtet habe, und nun mit unerhörter Tyrannei verfahre, um guten Profit herauszubringen; während er so mit den andern redete, trat der Zolleinnehmer an den Wagen und rief: „Du mußt mir auch bezahlen!" Ephraim fuhr rasch davon.

Dieses Wuchern mit der eigenen Schande empörte ihn am meisten, er wollte sich ganz von diesem ekeln Treiben lossagen, und verfiel selbst in den Fehler, den er so oft getadelt hatte, einzelne Freche und Niedrige zum Urbilde zu machen und der tausend Edeln und Guten zu vergessen.

Auf einer Fußwanderung begegnete er einem jungen Bauern, der sich sitzlings auf dem Pferde hielt, das den Pflug heimwärts zog; hell und kräftig sang der Jüngling in den Abend hinein, und seine Jodler hallten von den Bergen wieder. Ephraim gesellte sich zu ihm, der Anblick dieses blühenden freien Jünglings ergötzte, wie wenn man frische Bergluft einathmet. Der

Bauer fragte unsern Wanderer, ob er der morgigen Kirchweih wegen hergekommen sei, und als dieses verneint wurde, bemerkte er stolz, daß oft viele hohe Herrschaften kämen und bei seinem Vetter, dem Adlerwirth, gut beherbergt wären. Ephraim versprach auch zu bleiben, und der Bauer riß sich im Vorbeireiten ein Blatt vom Baume, steckte es zwischen die Lippen und blies die lustigsten Ländler damit, um den Vorschmack von den morgigen Freuden zu kosten.

Hier nun endlich wollte Ephraim allen Staub aus den Büchern und von den Trümmern Jerusalems von sich abschütteln.

In einer bukolischen Erinnerung schrieb er das Gedicht:

Heil euch Erlen, Eschen, Linden!
Berg' und Thäler, seid gegrüßt!
Laß mich hier die Freuden finden,
Die ich in der Stadt vermißt.

Nehmt mich auf in eure Hütten,
Ihr beglückten Schäfer ihr!
Ihr von unverdorbnen Sitten,
Welch ein Leben führt man hier!

Brüder kränken keine Brüder,
Und des Stolzes ehrnes Joch
Drücket nicht den Kleinen nieder;
Goldnes Alter herrscht hier noch.

Prunkwerk und erzwungne Freuden
Kennen unsre Städte nur;
Aber hier auf euren Weiden
Lachen Freuden der Natur.

Nicht lange nachdem Ephraim in die Wirthsstube getreten war, hörte er, wie ein Bauer, der mit einem Andern würfelte, ausrief: „Sieben wie ein Jud! Wär' doch eher dem Teufel sein bestes Paar Hexen verreckt, als daß ich auch noch den Schoppen verlieren muß.“ —

„Du bist verloren wie des Juden Seel, Christoph,“ sagte ein hinzutretender Schmarotzer, welchem der Gewinnende sein volles Glas reichte. —

Ephraim wurde über und über roth, als er jene Redensarten hörte, ein neckischer Dämon schien ein grausames Spiel mit ihm zu treiben. Als nun der Verlierende aufstand, und sein ausgeleertes Glas auf den Tisch schlug, rief ihm der Dorfschütze zu: „Warum schon fort, Christoph? führst du Juden, dein Annamarei möcht' balgen (zanken), weil du ein Schöpple trunken hast? Ich glaub' du mußt wie des langen Jörgs Peter dein Weib auch anhauchen, wenn du heimkommst, damit sie riecht, was dir durch die Gurgel gelaufen ist.“ —

„Ich glaub', der Schulz hat dir das Krautmesser da umgehängt, damit du einem Ehr' und Seel' abschneiden kannst, sonst hast du doch nicht viel zu schneiden, du Hungerleider, du bist ja ein Kerl, wenn du einen Batzen im Sack hättest, kaufte ich dich nicht einmal für einen Groschen.“ — So erwiderte der Gereizte.

„Na, na, keine Händel,“ riefen die Anderen, „zeig' du jetzt den Meister, Christoph, und bleib' noch da.“

„Nein, ich muß jetzt zum Schulmeister, er soll mir meinen Jud 'runter putzen, man kann sich in so einem Bart morgen bei der Kirchweih doch nicht sehen

lassen.“ Christoph ging, und die andern folgten ihm bald.

Ephraim saß noch lange, den Kopf in beide Hände gestützt, einsam und nachsinnend in der Wirthsstube. Nur ein kleines Mädchen war noch da, das sich an das andere Ende des Tisches stellte und den Fremden neugierig betrachtete. Ephraim rief das Kind zu sich, setzte es auf seinen Schooß und küßte es.

„Wie heißt du?“ fragte er.

„Mathilde.“

Er setzte das Kind wiederum leise nieder, er verhüllte sein Antlitz und es sprach in ihm: „Wozu noch ein Jude, ist es nicht jämmerlich genug, ein Mensch zu sein, ein Halbling, gebunden und gefangen mitten in dieser nichtsnutzigen Welt?“ Er konnte von der Flasche, die vor ihm stand, keinen Tropfen genießen.

Glockengeläute weckte ihn am andern Morgen, er lächelte darüber, daß er sich durch bloße Redensarten hatte verstimmen lassen, die bald verschwinden können, denn im Leben der Menschheit wie im Leben der Menschen findet es sich, daß herrschende Begriffe als sprüchwörtliche Redensarten eine Zeit lang im Umlauf sind, sodann aber eingeschmolzen und mit den Herrscherbildern der Gegenwart neue geprägt werden, das Volk liebt die alte Münze sehr und gewöhnt sich nicht so leicht an neue.

Ephraim ging mit der frommen Menge zur Kirche, er wollte zu Gott beten in stiller Andacht; da stand im schwarzen Talare ein kleines Männchen auf der Kanzel, und predigte in näselndem Ton „von denen falschen

Pharisäern und denen verdammeten Juden, die den Heiland gekreuziget haben." Fast die ganze Rede war aus Bibelversen bunt zusammengestückelt. „An dieses Heraufbeschwören einer verjährten Sünde der Juden," sagte Ephraim zu sich, „heftet sich der Dämon des Hasses, an welchen sich die Unterdrückung und Verschlechterung und die daraus folgende Geringschätzung anschließt, wann wird das enden?" Er erinnerte sich jenes alten in der Kindheit vernommenen Volksgebrauches, daß man ein Richtschwert, mit dem hundert Köpfe abgeschlagen wurden, zur ewigen Ruhe stellen muß, und die Frage regte sich in ihm: wann wird dieses Richtschwert des Glaubens und der gegenseitigen Verdammung zur ewigen Ruhe gestellt? Hat es nicht schon Tausende und Tausende gemordet?

Nach der Predigt wurde das Aufgebot verlesen, daß alle männlichen Insassen vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre, kommenden Dienstag, mit Hacke und Schaufel versehen, auf das Schloß des gnädigen Herrn zur Frohn kommen müssen.

„Wann wird das enden?" sagte Ephraim wieder zu sich. „Einst werden die verjährten Frohnen miteinander aufhören."

Nach der Mittagskirche war Scheibenschießen nach altem Brauche mit der Armbrust, ein Türke wurde als Zielscheibe aufgesteckt, man zielte nach der Agraffe an seinem Turban. Nach diesem wurde ein Jude aufgesteckt, ein wieherndes Gelächter begrüßte die abenteuerliche Fratze mit dem langen Barte, der bis auf die Mitte der Brust hinabreichte, wo ein schwarzer Fleck als Centrum

bezeichnet war; von allen Seiten hagelte es Spott und Witz. Ephraim entfernte sich still.

Der Reiche und der in Achtung Geborgene mag es lächelnd mitansehen, wenn man öffentlich über seine Armuth oder sein geringes Ansehen und in vertrauten Kreisen sogar über seine Person sich lustig macht, aber der, welcher nach Anerkennung ringt und an tausend Schranken anprallt, fühlt sich durch Spott im Innersten angegriffen und entmuthigt, daher die Empfindlichkeit so vieler Juden, die in öffentlichen und traulichen Beziehungen eine Rücksichtsnahme erheischt, wie sie von fröhlichen Menschen nur selten geboten werden mag.

Weit leichter war es Ephraim geworden, sich von den sogenannten höheren Ständen zu trennen, in seinem Unmuthe sah er dort nur Menschen, die von der Modescheere verschnitzelt und verpfuscht waren; hier sah er das Volk in Laufbändern sich mit der klimpernden Kinderrassel vergnügen. Er gedachte des Mannes mit der großen Seele und der gewaltigen Hand, der die Laufbänder in der Erziehung des Kindes und des Volkes entzwei schnitt, und laut forderte, daß man sie frei sich bewegen lasse; wohl schrien die Großmütter und trippelnden Tanten Zeter und Wehe über diese Neuerung, und betheuerten, das Kind würde sich den Kopf zerschmettern, wenn man es ohne gepolsterten Fallhut und ohne patriarchalische Bonne allein laufen ließe, aber es half nichts.

Ephraim überwand seine grämliche Verzweiflung immer mehr und mehr. Da theilte er die europäische

Menschheit nicht mehr in Juden und Christen, sondern in Herren und Knechte ein, da schien das Volk kein Kind mehr, es war ein Unterdrückter, — der sich eine Minute frei zu sein dünkt, weil es noch einen Niedreren giebt, den er unterdrückt und verhöhnt; die leibeigenen Bauern drückten die Kammerknechte des Kaisers, die Juden.

Auf den Alpen dort war Sinai und Golgatha, dort wandelte der Prophet, in einer Wallfahrt zu ihm gewann das Leben und die Reise Ephraims wiederum Ziel und Zweck, nun flatterte er nicht mehr wie ein verscheuchter Vogel in der Irre umher.

Mit freudegeschwelltem Herzen saß Ephraim in einem Nachen, um nach der Petersinsel, dem Asyle Jean Jacques, überzufahren. Es war ein frischer Herbstmorgen, die Nebel verzogen sich nach und nach, und wie aus einer Wolke stieg die liebliche Insel mit dem röthlichen und gelblichen Kranze ihrer Baumgruppen vor dem Blicke auf. Ephraim traf Rousseau botanisirend, dieser sah scheu auf, als er den Fremden bemerkte.

„Sind Sie der Mann, einem Juden vorurtheilsfreies Gehör zu geben?" fragte Ephraim, ihm keck in den Weg tretend.

„Ich freue mich der besonderen Bildung jeder Blume," antwortete Rousseau lächelnd; er betrachtete eine Blume, die er in der Hand hielt, blickte hin und wieder auf und beobachtete den Ankömmling scharf. „Salem aleikom," schloß er dann.

Ephraim lächelte über diese Schlußbegrüßung, bei welcher ihm Rousseau die Hand reichte, denn er hatte

nicht erwartet, wie der Erzvater Abraham empfangen zu werden.

„Ich komme nicht aus den patriarchalischen Hütten," begann er wieder, „mich treibt mein Stiefvaterland hieher, das mich ausgestoßen und mich verkümmern läßt; überall, so weit ein Kirchenglockenton vernehmbar ist, höre ich Verachtung, Haß und Verfolgung mit ehernen Zungen mich, den Juden, schmähen. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß Alle, die bedrückter Seele sind, im Tempel Ihres Herzens die Weiheopfer und Abbilder ihrer Leiden niederlegen. Zu Ihnen bin ich gewallfahrtet, ich umfasse Ihre Kniee und danke Gott, daß er mich einen Menschen finden ließ."

„Ich bin es wieder, seit man mich genöthigt, aus dem Gifthauch der Städte zu fliehen," entgegnete Rousseau. „Je geselliger ein Mensch wird, um so schlechter wird er. Die Intoleranz, der Fluch der Menschheit, lastet aber nicht allein auf den Juden, auch ich bin verbannt von der Tyrannei der Menschengesellschaft, weil auch ich mich weigere zu denken und zu fühlen, wie Priester und Könige es vorschreiben; aber ich halte dennoch fest an dem leitenden Gedanken meines Lebens: es ist mitten in der Verkehrtheit und Verderbtheit der Welt möglich, es muß möglich sein, nach eigenem festen Grundgedanken, nach den Gesetzen der Vernunft sein Dasein zu gestalten."

„Und ein Jude?" fragte Ephraim.

„Ein Jude?" fuhr Rousseau nachdenklich fragend fort. „Vor alten Zeiten habt ihr Juden euren Jehova neben Chamos gestellt; lehren die Rabbinen von

Amsterdam noch, daß auch außer eurer Kirche Heil zu finden sei?"

„Die Gerechten aller Nationen haben Theil an der ewigen Seligkeit, lehren unsere Kirchenväter," erwiderte Ephraim.

„Duldsamkeit allen denen, welche Duldsamkeit üben, denn eine ausschließliche Nationalreligion kann im reinen Gesellschaftsvertrage nicht bestehen."

Ephraim faßte die Hand Jean Jacques und küßte sie inbrünstig; dieser sah ihn verwundert an und zog seine Hand schnell zurück, indem er sprach:

„Daß doch die Erbärmlichkeit der Menschen die herabdrückt, welche berufen sind, frei und stolz das Haupt zu tragen und Niemand sklavische Verehrung zu bezeigen." Und verschwunden war er in den Gebüschen.

Ephraim stand selbst wie verloren da, und er empfand nur die Einsamkeit seines Herzens; aber aus der Tiefe erhob sich der Gedanke, daß es vergebens ist, in der Außenwelt, in einem Andern, ein Heilthum zu suchen, nur wer einen Tempel in sich hat, wird solchen in der Welt finden, nur wer den Frieden mitbringt, dem kommt er entgegen.

Ephraim wollte fortan nur die Frucht seiner eigenen inneren Thaten.

Eine alte Erinnerung tauchte wieder in ihm auf, er war aus dem Geleise des gewöhnlichen Lebens herausgetreten und konnte nicht mehr einlenken; nach Otaheiti, in's Eldorado der Einfalt, dorthin, wo die unverdorbene reine Menschennatur sich entfaltet, zog es ihn mit magischen Banden.

Mit neuer Seelenerhebung las er aber- und abermals die lockenden Schilderungen von jenem gelobten Lande, die damals die ganze Jugend entzündeten, und sie mit Rousseau das Ideal des Menschen in dem Wilden, dem sogenannten Naturmenschen jenseits der Bildung, erkennen ließen; der Vorsatz befestigte sich immer mehr in ihm. Der Winter nahte, er beschloß, ihn im Kreise seiner Angehörigen zuzubringen, und dann auf ewig von ihnen Abschied zu nehmen; mit dem Frühling wollte er einem neuen Frühling seines Lebens entgegensteuern.

23. Der Landstreicher.

Die Riegel rasseln, die eiserne Thüre dreht sich ächzend in ihren Angeln, wir treten zu Ephraim in den Kerker. Da sitzt er in sich versunken, und wälzt wie Sisyphus in sich die schwere Bürde seines Geschickes hinauf bis zur Sonnenhöhe der Ruhe und Erkenntniß, aber noch vor dem Ziele rollt die tückische Last immer wieder in den dunkeln Abgrund.

Die Ereignisse des letzten Tages schwirrten noch ruhelos in seinem Kopfe, er konnte seine Tollkühnheit nicht begreifen, daß er es wagte, auf seiner Reise nach der Heimath nochmals in jener Residenz zu übernachten, wo er sich in das üppige Hofleben gedrängt hatte. Er sah hier in dem Gasthofe Trevirano am Tische sitzen und Bank halten, ein großer Haufe Goldes lag vor ihm; Ephraim trat hinzu und heftete den Blick auf

Treviranv, dieser fragte ihn fremd und barsch, was er wolle, und Ephraim erwiderte, er werde es ihm am andern Morgen sagen. Am andern Morgen wurde er aus dem Bett geholt und in den Kerker geführt, wie man ihm ankündigte, wegen Defraudation des Judenzolls. Fast willenlos folgte er, denn er sah es als gerechte Strafe des Himmels an, daß er gerade hier, am Orte seiner Sünde, verhaftet werden mußte.

In dem halbrunden Gemache, wo das Tageslicht durch ein zwiefaches eisernes Gitter verkreuzt war, hier saß er nun schon seit drei Tagen und fühlte all die Schauer eines lebendig Begrabenen.

Wir wissen es selten, wie die Menschen, Blumen und Vögel um uns her gleichsam Hände, Kelche und Flügel ausgestreckt halten, und uns in Wonne und Schmerz tragen. Aber plötzlich, abgeschnitten von all dem, das du nicht kanntest, da es dein war, und nun mit dir und deinem Bewußtsein allein, versteint in der Einsamkeit, während Schall und Licht dir das Leben draußen verkünden: da fühlst du, daß du mitten aus dem Lebensstrome herausgerissen, noch triefest von seinen Wellen, und bald nach dem ersten Frösteln und Schaudern wirst du es versuchen, in dein Innerstes und in das der Welt vorzudringen.

Ephraim lag auf der Pritsche, er betrachtete seine Hand, ihre Poren und vielverzweigten Einschnitte, und dachte daran, wie er diese Hand so lange erhalten müsse, bis sie den Würmern zum Fraß diene, wie sonderbar es sei, daß diese Summe von Erlebnissen, Gefühlen und Bestrebungen nur da ist, wo diese Hand

und dieser Körper hingeschleppt werden; er versenkte sich nun in die bewegende Kraft alles dieses, die Seele. Bis zur Verwirrung wirbelten die Gedanken wieder in ihm zusammen, er half sich dadurch, daß er zu singen begann, er überschrie das Getöse in sich. Plötzlich horchte er auf: aus dem untern Kerker drang eine Stimme. Er legte sich auf den Boden, er vernahm eine jüdische Kirchenmelodie, sogleich stimmte er ein, der Untere legte der Melodie die Frage unter, wer denn über ihm wäre. Ephraim schrack zusammen, es war ihm wie damals, als er auf dem Maskenball zum Erstenmal von unsichtbarem Munde angesprochen wurde, und doch, wie verschieden war die Lage von sonst und jetzt; er antwortete indeß schnell in derselben Melodie, was ihm räthlich schien, denn er zweifelte noch, ob er vor dem Richter sein Judenthum eingestehen solle, und fürchtete daher von einem Spion ausgeforscht zu werden. Jüdische Melodien absingend unterhielten sich nun die beiden Gefangenen, der Wächter konnte kein Arges hieran nehmen, die Gefangenen durften ja nach Lust und Laune singen. Der Mitgefangene Ephraims war aus gleichem Grunde wie er verhaftet worden. Noch hatten sich die beiden Eingekerkerten in ihrem Recitativ keine volle Stunde unterhalten, als sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Wir wissen es in der Freiheit nicht, welch einen mächtigen Einfluß es auf die Unterhaltung übt, daß die Unterredenden sich in's Antlitz schauen können, ein Blick, ein Mienenspiel, die ganze äußere Erscheinung mit ihren unmittelbaren Eindrücken belebt das Gespräch immer wieder von neuem; die beiden Gefangenen, die

sich nicht sehen konnten noch je gesehen hatten, mußten daher bald verstummen. Jeden Morgen fragten sie sich gegenseitig, wie man geschlafen, ob noch kein Urtheil gefällt wäre, und dann überließ sich jeder seinen eigenen Gedanken. Ephraim vermißte vielleicht die Menschen weniger als seine Bücher; so im Halbdunkel dasitzen, sich nicht in Leben und Denken eines Andern versetzen und sich seiner eigenen Gedanken weder durch Gespräch noch durch Aufzeichnung entledigen zu können, das ist eine Qual, die sich in die Gehirnfasern eingrabt. Eine Nachricht seines Mitgefangenen machte Ephraim stutzig: er erfuhr, daß der Aufseher des Gefängnisses ein getaufter Jude wäre; dieser Gefangene unter ihm konnte der Kerkermeister selber sein, er gab ihm keine Antwort mehr. Der Kerkermeister war ihm zuwider durch sein schmunzelndes Freundlichthun und durch die jüdischen Redensarten, mit welchen er ihn begrüßte; diese Christen mit dem jüdelnden Jargon waren Ephraim in der Seele zuwider, denn in dieser scheinbaren Anbequemung liegt meist nur Spott und Neckerei versteckt; zudem war Ephraim beleidigt, daß man ihm wie einem Schacherjuden begegnete, er war stolz und wortkarg.

Von nun an begann er indeß freundlicher gegen den Kerkermeister zu werden; diesem Schelmengesicht mit den wollichten grauen Haaren und den silbernen Ohrringen glaubte Ephraim schon einmal begegnet zu sein.

„Hab' ich Euch nicht schon einmal gesehen?“ fragte Ephraim einst.

„Einmal? zehnmal,“ erwiderte der Kerkermeister, „ich habe die Kuh gekannt, wie sie noch ein kleines,

unschuldiges Kalb gewesen ist, nehmt mir's nicht übel, ich mein' nur so."

Ephraim wendete sich zornig ab, denn nichts ist widriger, als eine Witzelei über den Familiennamen, den der Träger sein ganzes Leben nicht ablegen kann; der Kerkermeister fuhr indessen fort:

„In Breslau, in Berlin und hier haben wir uns schon gesehen, aber ich will euch meine Geschichte von Aleph an erzählen. Mein Vater, wo er jetzt wohnt, weiß ich nicht, aber früher hat er in Wieliczka in Polen gewohnt; er hat große Geschäfte gehabt, viel zu thun, daß er sich fortbringt, von Morgens bis Abends; Morgens ist er auf den Markt gegangen und hat den Höckerweibern in's Gesicht gegähnt, daß sie ihm alle haben nachgähnen müssen; Abends, sobald es Nacht geworden, ist er in der ganzen Judengasse herumgelaufen und hat gleicher Erd' allen Leuten die Läden zugemacht, wenn er dann heimgekommen ist, hat er sich noch durchschlagen müssen mit meiner Mutter; sie und wir Kinder haben das Brod verdienen müssen. Als Kind von acht Jahren war ich Schulklopfer, Ihr wißt's ja, da muß man täglich dreimal an alle Judenhäuser mit dem Klöppel schlagen, damit man in die Synagoge geht; in den kalten Wintertagen ist mir der Hammer fast an die Hand gefroren, ich hab' oft gar nicht mehr gewußt, daß ich Hände habe, so abgestorben waren sie, und dann noch mit leerem Magen so lang in der Synagoge stehen, ich habe mich über den Gott geärgert, daß ich ihm Reveille schlagen muß für seine Soldaten; einmal, als gar Niemand mehr in der Synagoge war,

habe ich alle Pulte über einander geworfen, um den Herrgott zu erzürnen, und bin schnell davon gesprungen. Als mein Vater gestorben ist, hat meine Mutter aufgepackt und ist mit uns nach Deutschland gegangen; unterwegs ist sie gestorben, denn sie hat sich geärgert, meinem Vater allein Ruhe zu lassen, wo er ist. Ich war der älteste und hab' mich als Knecht verdungen bei der Roßlieferung im ersten schlesischen Krieg; weil ich einen Schnurrwichs getragen habe, hat mir ein Schwab aus Augsburg den Namen Schnauzerle angehängt. Später bin ich mit Frau und Kindern oft nach Breslau gekommen, ich bin in Breslau so bekannt wie in meiner Hosentasche."

„Wo ist denn jetzt Ihre Familie?" fragte Ephraim.

„Beim Großvater."

„Beim Großvater?"

„Nun ja, droben oder drunten, es thut ihnen kein Finger mehr weh. Mein Mathele allein kann ich noch nicht vergessen, es war ein so liebes, herziges Kind, man hat mir gesagt, daß sich das dumme Ding das Leben genommen, weil sie ein Leben zu viel in sich gehabt, aber ich glaub's nicht, ich glaub's nicht." Schnauzerle wurde plötzlich nachdenklich und kaute an seinem Rockärmel, Ephraim freute sich, noch ein Band zu finden, das den alten Gesellen in ein zartes Leben hinüberzog. Hätte er gewußt, wie nahe ihn selber die Trauer dieses Mannes um sein todtes Kind anging — da Mathilde die Tochter Schnauzerle's war — er hätte den Trauernden nicht, um ihn zu trösten, auf andere Gegenstände gelenkt; nun aber fragte er ihn weiter

nach seinen Lebensschicksalen, und wo er ihm zuerst begegnet.

Schnauzerle fuhr fort: „Wißt ihr noch, wie man am Osterabend Euern Vater in ein frei Logis geholt hat? Damals bin ich mit am Tisch gesessen. — Ich habe schon als Kind einen Schnurrantengeist in mir gehabt, ich bin immer nur mit reicher Leute Kindern umgegangen, denn, hab' ich bei mir calculirt, wenn du einmal als Bettler zu ihnen kommst, kannst du sagen: denkst du daran wie wir da und da mit einander gespielt und der Gudula die Zwiebel vom Dach gestohlen haben? Und dann müssen sie mir doch mehr geben als einem Andern. Wem einmal im Betteln der Stock in der Hand warm geworden ist, oder wer einmal ein paar Stiefel auf dem Schnurrantenweg zerrissen hat, dem brennt der Stock in der Hand und die Sohle an den Füßen, bis er wieder mit ihnen denselben Weg macht. Ich hab' alles Mögliche versucht, meine Frau und Kinder sind mir einmal abhanden gekommen, ich weiß nicht wie; weil ich auf dem Gaul sitz' wie eine Katze, war ich auch bei englischen Reitern, aber dabei bleibt Einem nichts übrig als ein alter Zaum und scheckige Kleider; wie mir's am allerschlechtesten ging, hab' ich die Baßgeig' gespielt, des Tages für vier gute Groschen."

„Die Geige? sind Sie denn auch musikalisch?"

„Ja, die Geig', die Säge ist der Fidelbogen, das Holz die Saiten und der Bock der Geigenkasten, das war das allermiserabelste, für vier gute Groschen Verdienst und für zehn gute Groschen Durst; ich war

immer Liebhaber von einem guten Trunk, das hält Leib und Seele zusammen; dann war ich eine Zeit lang Pfarrer."

„Ach, Sie halten mich zum Narren."

„So wahr ich Victor Nepomuk Baptist Schnauzerle heiß', ich war Pfarrer; was ist denn ein Pfarrer anders als ein doppelter Bauchredner? Er macht die Stimme von einem Andern nach, damit er was in seinen Bauch kriegt."

„Wer ist denn unter mir eingesperrt?" fragte Ephraim, denn er glaubte jetzt Sicherheit zu haben, daß er durch die Bauchrednerei Schnauzerle's getäuscht worden war.

„Das ist ein Ger, [1] Chulicki heißt er, er muß morgen den Karren ziehen, weil er die Straf' nicht bezahlen kann, der ist so stettig und hartmäulig wie ein närrischer Gaul. Ei, Ihr müßt ja von ihm wissen?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Nun, so will ich Euch auf die Spur helfen. Der Rabbi Chananel war ja lange bei Euch im Haus, gerade an dem Chulicki hat er ein Wunderwerk gethan, er hat ihn in Einem Tag um ein paar tausend Jahre älter gemacht."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich verstehe ihn auch nicht," lachte Schnauzerle, „den Chulicki hat der Rabbi Chananel vom Christen zum Juden gemacht. Auch ein schönes Geschäft. Der Chulicki kennt alle unsere Religionsgebräuche, aber eins

[1] Jude gewordener Christ.

geht ihm nicht in seinen Dickkopf, er kann sich nicht ducken, und das ist doch das Erste."

Ephraim war tief ergriffen, hier den Proselyten seines Lehrers zu finden, und wollte, daß Schnauzerle ihm dies alsbald ankündige, aber Schnauzerle war einmal im Erzählen und fuhr fort: „Ich war auch die ersten zwei Jahre vom siebenjährigen Kriege bei der Kavallerie, aber ich habe mich bald davon gemacht, denn ich hab' gesehen, daß man es den invaliden Soldaten macht, wie dem Metzgerhund, der für die großen Herren das Kalb in die Metzge bringt, sich abjagt, daß ihm die Zung' heraushängt, und am Ende kriegt er nicht einmal einen abgenagten Knochen."

„Hatten Sie denn schon die Religion gewechselt?"

„Siebenmal für einmal, das war eine Zeit lang ein gutes Geschäft, die Preußen, die lecken alle Finger nach einer Judenseel', aber sie bezahlen schlecht, zehn Thaler und höchstens noch ein paar Thaler, die in den Opferstock fallen; am besten hat mein letzter bezahlt, das war mein Jesuit, durch den ich auch mein jetziges Dienstchen hab'."

„Macht Ihr Euch denn gar kein Gewissen daraus, so mit der Religion zu spielen?" fragte Ephraim.

„Wenn unser Herrgott mich da oder dort in den Diensten hätt' haben wollen, so hätt' er auch daran denken sollen: um's Geld kauft man die Butter; der andere Gott hat mir doch wenigstens etwas Handgeld gegeben. Ich hab' meinen Judenzoll auf Einmal bezahlt, bin Christ geworden, und hab' noch Geld herausgekriegt. Man muß das Brett bohren, wo es am

dünnsten ist. Wenn mit dem Sultan ein gescheites Wort zu reden wär', ich thät meinetwegen Türk oder Heiduk werden."

„Ihr habt Euch also nie Vorwürfe darüber gemacht, das Judenthum zu verlassen?"

„Sich um die jüdische Religion annehmen," erwiderte Schnauzerle lachend, „heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen; die jüdische Religion ist ein ausgedientes Campagnepferd, es ist marode, man soll's in Ehren halten, aber brauchen kann man's nicht mehr."

„Und an ein künftiges Leben denkt ihr nie?"

„Das jetzige Leben ist baar Geld, das andere, na, das ist eine Schuld auf bloßes mündliches Versprechen oder eine Handschrift ohne Hypotheke, kann sein, es wird bezahlt, kann sein, auch nicht. Ich bin doch jetzt in der dritten Meßwoche — wenn man in den Sechzigern ist, ist doch die Zahlwoche — mein bester Handel ist fertig, ich habe keinen Schluß mehr auf dem Gaul, meine Kniee sind nicht mehr fest, ich könnte mich doch jetzt an die Religion halten, aber die Religion ist nichts als ein Kappzaum für das gemeine Volk, die hartmäulige Schindmähre ließe sonst keinen Reiter mehr aufsitzen, wenn man sie nicht gewaltig in der Trense hielte, die Pfaffen, das sind die besten Sattelknechte."

„Sie sagten ja, wir hätten uns auch schon hier gesehen?"

„Ja wohl, aber ich war maskirt. Erinnert Ihr Euch des Mohren Mulei bei dem Chevalier? Das war ich. Erinnert Ihr Euch der Maske Eures Vaters auf dem Carneval? Das war ich; ich habe Euch genug

gewarnt, aber es giebt Leute, die, wenn man ihnen hundertmal sagt: hier liegt ein Stein, es nicht glauben, bis sie selber darüber gestolpert sind. Bei der Lotterie ohne Treffer, bei dem Pistolenduell, war ich auch dabei, und hab' als Mohr das Waisenkind gespielt; war ich nicht ein schöner Mohr? Ich habe meine Kleider noch alle, soll ich sie holen?"

Ephraim nickte bejahend, sein Kopf wirbelte ihm von dem vielen Gerede Schnauzerle's, er war seit mehreren Tagen nicht gewohnt, sich mit einem Menschen zu unterreden, und nun sah er plötzlich ein scheckiges Vagabundenleben irrlichterirend vor sich hertreiben und so vielfach seinen Lebensweg durchkreuzen. Ephraim, dem allzeit ein Mißverhältniß zwischen seinem Wesen und seiner Stellung vorschwebte, pflegte auch in Andern solches zu suchen, und rückte Jeden willkürlich aus der gegebenen in die ihm passend scheinende Lage; so versetzte er auch Schnauzerle wieder in eine andere Abkunft und sah ihn mit literarischem Ruhm als eine Art Rabelais oder Voltaire in den Salons glänzen. — Als Schnauzerle in seiner Mohrentracht wiederkam, traf er seinen Gefangenen weit nachdenklicher als zuvor, denn das ist das Eigenthümliche in der Unterhaltung eines Spaßvogels, daß sie abständig wird, sobald sie durch eine Pause ruht und nicht unausgesetzt immer neue Kunststücke aufgetrieben werden.

In wenigen Stunden hatte Schnauzerle sein Wesen und seine Schicksale dargelegt, alles Weitere konnte nur Wiederholung oder Variation sein. Als die Dämmerung eintrat, entfernte sich Schnauzerle.

Ephraim durchmaß in kleinen Schritten den engen Raum seines Kerkers, plötzlich hielt er inne und zählte die Glockenschläge von der nahen Thurmuhr, es schlug acht, von einem andern Thurme schlug es abermals, Ephraim zählte wieder, so auch von einem dritten; das war eine Plage, deren er sich nicht erwehren konnte, seitdem er hier gefangen saß, hier, wo es ihm gleichgiltig sein konnte, um welche Stunde es war, hier zählte er unwillkürlich jeden Hammerschlag, durch keine Ueberlegung, und nur wenn er mit Tisch und Stuhl polterte oder laut aufschrie und sang, konnte er sich aus diesem Zählen herausbringen. Vielleicht konnte er sich dieses Eindrucks nicht erwehren, weil es in der lautlosen Stille der einzige Ton war, der zu ihm drang.

Die burlesken Sprünge Schnauzerle's stimmten Ephraim eigenthümlicherweise nur zur Wehmuth. Er stellte den Stuhl auf den Tisch, stieg hinauf und lugte hinaus in die sternenhelle Nacht. Gerade über ihm glänzte der Jupiter mit seiner bläulichen Flamme. — „O diese Sterne, sprach er fast laut, sie sind Welten, bewohnt wie unsre Erde, und noch viel größer als sie; siehe, dort schweben Millionen Welten, und unsere Erde ist nichts als ein Tropfen im Meere, in dem sich ein Häuflein Würmer tummelt, das man die Menschheit nennt; ich steige von Stern zu Stern, von Welt zu Welt. Halte fest mein Geist und zittre nicht vor der Unendlichkeit, siehe, hier stehst du und blickest hinab auf den Erdhaufen, wo sie sich in Nationen und Religionen streiten, bis der Tod sie abschüttelt wie die Blätter von einem Baume; sieh, da und dort haben

sie ihre Hütten zusammengestellt, wie sie rennen und jagen, sich erlustigen, hassen und lieben, hungern und prassen, dort, am zahllosen Sande des Meeres, dort unter einem winzigen Kiesel liegt eine Fliege gefangen, wie sie wimmert und sich grämt! der Kiesel, das ist dein Kerker und die Fliege bist du; jauchze, meine Seele, hoch über den Welten, du bist frei — o Ewigkeit! unendliche, würden dich die Menschen erkennen, sie würden sich liebend in die Erde theilen, da will aber jeder allen Raum für sich; wann wird das Leben beginnen und Friede und Freiheit? Tod, du bist der einzige Heiland!"

Lange saß Ephraim hier und grub sich hinein in den Mittelpunkt des Weltdaseins, er hielt die Hand auf die Stirne, seine Besinnung schien zu wanken, seufzend schloß er das Fenster und legte sich auf die Pritsche.

Des andern Tages kam Schnauzerle und holte ihn zum Verhör ab. Schon seit den zehn Tagen seiner Gefangenschaft hatte sich Ephraim darauf vorbereitet, er wollte dem Richter mit Trotz und Schärfe darthun, wie nicht er allein, sondern die meisten Christen falsche Pässe hätten, da ihre Taufscheine auf den Namen Christi ausgestellt wären u. s. w., als er aber jetzt vor den Richter kam, da fühlte er plötzlich ein unbezwingbares Zittern und Beben. In Gedanken hatte er schon hundertfach die vernünftige Gültigkeit der Staatsgewalten, ja die ganze Weltordnung in Frage gestellt; der sich den Staatsgewalten trotzig entgegenstemmte, stand hier niedergeschlagen und demüthig, denn er stand hier

zum Erstenmal in seinem Leben vor einem Richter, in offenbarem Widerstreit mit der Staatsgewalt, der Fälschung angeklagt; zudem war Ephraim von Jugend auf gewöhnt, jeglichen Beamten mit Demuth und Ehrfurcht zu betrachten, und selbst in diesem vorgerückten Alter hatte er den Muth nicht, keck aufzutreten.

Der Richter hatte einen Rattenkönig von Verbrechen ausgeheckt, und ängstigte Ephraim damit; da waren Eingriffe in die Adelsrechte, Fälschung, Defraudation u. s. w. und ein inquisitorisches Nachforschen nach Zweck und Veranlassung der Aufzeichnungen in seinem Taschenbuche. Es war beim Vorhalten seiner Bemerkungen, als ob eine eindringende Kriegerhorde schlummernde Kinder aus dem Bette riß. Ephraim sah voll tiefen Mitleids mit sich selbst sein eigenstes tief verborgenstes Leben zur Verantwortlichkeit an's Licht gezerrt: was er in stillen Weihestunden empfunden und was er im kecken Uebermuth und Kampf gegen die Welt zum Pfeile geschliffen, das Alles sollte er rechtfertigen und ausdeuten. Er sah sich bei lebendigem Leibe unter dem Secirmesser des Anatomen. Er benahm sich mit einer völligen Muthlosigkeit, er gestand Alles, denn er wünschte seine Haft bald zu enden und seine Strafe anzutreten; auch überredete er sich im Innern, daß er lächelnd auf das kleine Getriebe da unten herabschauen könne. Der Richter schien befremdet über diese freiwilligen Zugeständnisse.

Nur darin blieb Ephraim standhaft: er verschwieg den Namen dessen, der ihm den falschen Paß ausgestellt, und verlangte mit Entschiedenheit, daß ihm

Trevirano, sein Verräther, gegenüber gestellt würde. Der Richter behauptete, von keinem Menschen dieses Namens etwas zu wissen, auch seine Bücher, um welche Ephraim flehentlich bat, wurden ihm nicht gegeben.

Hundertfach schwül und dunstig schien Ephraim die dumpfe Einsamkeit, als er nach dem Verhöre wieder in seinen Kerker zurück gebracht wurde; er rannte wie rasend darin umher, aber am Ende mußte er sich doch wieder beruhigen, er konnte keinen eignen freien Gedanken mehr finden, es war ihm, als ob sein ganzes Seelenleben an einer Kette gefesselt läge, deren letzte Enden draußen in den Gerichtsacten eingenietet waren.

Schnauzerle kam nun öfters, Ephraim wollte ihn nicht verstehen, da er mehrfach bemerkte, alle Menschen wären blind und stumm, wenn man ihnen Gold auf Auge und auf Zunge lege.

Eines Morgens wurde Ephraim wieder in das Verhörzimmer gebracht, Fußschellen lagen auf dem Gerichtstische, der Richter trat ein und verkündete dem Inquisiten, daß er mehrere hundert Thaler Strafe nebst den Untersuchungs- und Gefängnißkosten bezahlen, und ein Jahr lang die Karre ziehen müsse; hierauf übergab der Richter Schnauzerle die Fußschellen, um sie Ephraim anschmieden zu lassen. Ephraim stand da, die Augen weit aufgerissen, sich mit der Hand nach der Stirn fahrend, dort war es als ob eine Natter plötzlich ihre giftigen Zähne in das Gehirn einhackte, aber wie mit Blitzesschnelle fing er wieder plötzlich an laut zu lachen, er hatte sich mit seinem Bewußtsein hoch über sich gestellt, und schaute nun verklärt herab auf die seltsame

Verschlingung eines Lebensfadens, der ihm fremd gegenüberlag: da stand ein Mensch, der irr und wirr sich in der Welt umherschleppte, der in mancher Nacht mit Dämonen gerungen und obgesiegt hatte, da stand er nun und sollte in Fußeisen eingeschmiedet werden! War das nicht eine seltsame Erfindung des dichterischen Geistes? Er dachte sich in noch seltsamere Verwicklungen hinein, er wußte nicht mehr, ob er Arzt oder Kranker, Dichter oder Gedicht, er wußte nicht mehr, wer er war.

Der Richter nahm dieses seltsame Starren und dieses irre Gelächter Ephraims für einen Anfall des Wahnsinns, von welchem ihm Schnauzerle schon Kunde gegeben hatte. Ephraim wurde wieder in sein Gefängniß zurückgebracht. Auf sein Verlangen erhielt er hier die Erlaubniß, seine Angehörigen brieflich von seinem Schicksale zu benachrichtigen, Schnauzerle aber machte ihn abermals darauf aufmerksam, „daß die Leute nur so lang eine Faust machen, bis man ihnen Geld in die Hand geben will, dann machen sie sich schön auf;“ endlich ging er mit der Sprache frei heraus, und Ephraim gab ihm Vollmacht, alle seine Habe für Bestechung u. s. w. anzuwenden, er verlangte nichts als seine Bücher und den Ueberrest des Geldes, um mit der Post nach Breslau zurückzukehren.

Gegen Abend kam Schnauzerle triumphirend mit einem Laufpasse nach Breslau zu Ephraim in das Gefängniß, er verrechnete alles Geld und betheuerte, keinen Heller für sich behalten zu haben. „Der Criminalrath war criminalisch zäh,“ sagte Schnauzerle, „wenn

aber ein Regent bestechliche Beamte haben will, soll er nur tyrannische Gesetze geben, da giebt Einem das Gewissen Absolution, wenn man durch die Finger guckt." Ephraim antwortete keine Sylbe, die Gefängnißthüre war offen, er beharrte darauf, noch diese Nacht hier zu bleiben. Nur mit Wehmuth schied er am andern Morgen von diesem Orte, zweimal kehrte er, als er schon auf der Treppe war, wieder zurück, und betrachtete die Mauern und die Möbel, auf denen sein Blick so lange geruht hatte, er gedachte der unzähligen Nachfolger, die gleich ihm hier wimmern würden, und jetzt erst zerdrückte er eine Thräne in seinen Wimpern.

Die erste That Ephraims, nachdem er befreit war, bestand darin, daß er auch seinen Mitgefangenen Chulicki auslöste. Es war ein wunderliches Verhältniß, als er nun dem Manne, mit dem er sich ungesehen und singend unterhalten hatte, Aug in Auge gegenüberstand. Chulicki war eine verwilderte Natur, und als er mit einem Gemisch von Stolz und Unterwürfigkeit für seine Auslösung dankte, entgegnete Ephraim:

„Es ist besser, gar nichts haben als nur einen elenden Rest." —

In der That hatte Ephraim jene Lust der Verschleuderung, die sich dessen bemächtigt, der sich verloren sieht und nun im Unmuthe jede verbliebene Stütze von sich wirft, um ganz entblößt dazustehen. Chulicki wollte sich ihm anschließen, aber Ephraim wies ihn lachend ab.

In Begleitung seiner Bücher saß Ephraim in dem Wagen auf dem Wege nach Breslau; an einer Quelle, die am Wege floß, stieg er aus und starrte lange in

den hellen Spiegel, er hatte seit langer Zeit seine Gesichtszüge nicht mehr gesehen; er wendete sich mehrmals ab und schaute wieder in den Wasserspiegel, es war ihm als ob er einen alten Mann mit fremdem Antlitz darin sähe.

24. Heimkehr.

Nach einem Zeitraum von mehr als zehn Jahren stieg Ephraim abermals in dem uns bekannten Wirthshause zu Deutsch-Lissa ab. Gleich beim Aussteigen bat er den Gastwirth, dem Postillon einstweilen das nöthige Post- und Trinkgeld zu übergeben. Der Wirth maß den Ankömmling von oben bis unten mit verwundertem Blicke und setzte schnell die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, trotzig wieder auf; schnell eilte er hinzu, um die großen Koffer in das Haus bringen zu helfen, er legte selbst Hand an, und freundlich schmunzelnd wog er die Schwere derselben. In der Wirthsstube verlangte der Fremde schleunigst Schreibmaterialien und einen Boten, der nach Breslau ginge.

„Gut Wetter zum Reisen,“ sagte der eintretende Wirth zu seinem Gaste, „jetzt ist jeder schöne Tag geschenkt, das Sprüchwort sagt: nach Michaeli ist unser Herrgott dem Deutschen keinen schönen Tag mehr schuldig.“

„Das ist er eigentlich das ganze Jahr nicht,“ antwortete Ephraim.

„Ist der Herr schon einmal in der Gegend gewesen?“ fragte der Wirth wieder.

„Ja, vor vielen Jahren.“

„Nicht wahr, man kennt das Schlesien kaum mehr? Die Straßen, so sauber und gut zum Fahren wie der Tisch, denn bei den Beamten, Herr, da heißt's aufgepaßt! Das geht nicht mehr wie in den österreichischen Zeiten, da hat's Himmel und Geld gekostet, und ist gar nichts geschehen. Gottlob, daß wir preußisch sind. Von Anfang haben wir unserm alten Fritzen nicht recht trauen wollen, weil wir geglaubt haben, er wird uns Katholische wie Stiefkinder behandeln, aber: denkt was ihr wollt und zahlt was ihr sollt, ist sein Sprüchwort; dem ist Alles gleich.“

„Ja, im Steuernbezahlen,“ entgegnete Ephraim, „und da fügt es sich gerade, daß diejenigen am wenigsten Rechte haben, die am meisten bezahlen müssen.“

„Unter uns gesagt,“ fuhr der Wirth fort, ohne auf diese Entgegnung einzugehen, „er hat eigentlich gar keine Religion, er ist seit seines Vaters Tod nicht zu Gottes Tisch gegangen; aber was geht das uns an? Es muß jeder seine Haut selber zu Markt tragen. Das bleibt ausgemacht, das Land hat ihm viel zu verdanken. Der Kartoffelsalat, den Sie da essen, nicht wahr, es sind gute Kartoffeln? ganz wie Mehl; vor sechs Jahren hat man noch nichts davon gewußt, da haben Sie gleich ein Exempel, was wir ihm zu verdanken haben. Die dummen Bauern haben Mordjo geschrien, wie man vor sechs Jahren auf des Königs Befehl die Kartoffeln hat pflanzen müssen: da sei lauter Gift in den Klumpen: und man wolle sie arm machen. — So ist das Volk, man muß ihm trotz allem Schreien den

Vortheil in's Maul schmieren wie einem Kind den Brei. In dem vergangenen gräßlichen Hungerjahr haben sie tausendmal Gott gedankt, daß man Kartoffeln hat, wie viele Tausende hätten sonst verhungern müssen. Wer mir was gegen meinen König sagt, hat's mit mir zu thun," schloß der Wirth, schenkte sich ein Glas Kartoffelschnaps ein, und trank es auf einen Zug aus.

Ephraim übergab dem harrenden Boten den Brief, der Wirth eilte dem Boten nach, traf ihn auf der Hausflur und las die Adresse: „An Gebrüder Kuh in Breslau." „Holla, da kann man schon borgen," schmunzelte er vor sich hin, ging wieder zu seinem Gaste, setzte sich mit stolzer Herablassung zu ihm und erklärte: wie er durchaus nicht nach dem Scheine urtheile, überhaupt nicht vorurtheilsvoll sei, das habe auch dem großen Fritz, der auf seinen Revuereisen zweimal bei ihm abstieg, so sehr an ihm gefallen; ihm sei Christ und Jud, Türk und Heid gleich, es seien ja alle Menschen. Die Juden seien auch mitunter brav, und Menschen wie Andere.

Ephraim verlangte nach seinem Zimmer.

„Wissen Sie auch schon," sagte der Wirth, indem er seinem Gaste die Treppe vorauf ging, „daß man sich in's Ohr sagt: weil so große Hungersnoth war, haben die Potentaten auch einen langen Magen, drum haben sie sich einen polnischen Salat angemacht, der eine hat Essig, der andere Oel zugeschüttet, der dritte Pfeffer daran gethan, jetzt wird's noch untereinander gemacht, dann portionenweise gegessen; Spaß apart, das unruhige Polen soll zerrissen werden, der Russ'

und der Oestreicher nimmt Jeder ein Stück davon, und wir, wir gehen auch nicht leer aus, das Sachsen essen wir dann noch wie eine Buttersemmel, und wenn erst der König von Preußen Kaiser ist — — Befehlen Sie noch was?"

„Nein," antwortete Ephraim und verschloß sich in sein Zimmer. — Die heiße Stirn an die Fensterscheiben gedrückt, starrte er hinaus auf die Straße, er dachte an die traurige Art seiner Rückkehr. Schnell schweifte sein Geist durch all die Häuserreihen und schaute hinaus zu den Fenstern; er sah sich selber niedergeschlagenen Blickes einherwandeln, er wußte Alles, was sie hier an den Fenstern zischelten und klug redeten — den Kopf zurückwerfend wandte er sich schnell um, und wandelte das Zimmer auf und ab; vor seinen Koffern stand er still, betrachtete dieselben einige Sekunden, schloß auf, nahm ein Buch und warf sich auf das Bett. Lange und emsig las er in den abgegriffenen Blättern, bis das Buch seiner Hand entfiel und er einschlief. —

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen, als er plötzlich an die Thüre klopfen und seinen Namen rufen hörte; er sprang auf, öffnete, und lag seinem Bruder Nathan in den Armen; aber schnell, als ob ein verscheuchender Gedanke ihn aufschreckte, riß er sich los, setzte sich still auf das Bett und starrte gläsernen Blickes seinen Bruder an.

„Wie heißt du jetzt?" fragte Ephraim.

„Ich bin dein Bruder, was kümmert's dich, welchen Namen ich im Kirchenregister führe?"

„Du bist nun auch bei der Gesellschaft, die den Judenzoll einkassirt, stehst du dich gut dabei?“ — —

Nur leise und mit den behutsamsten Worten vermochte es Nathan, den Bruder zur traulichen Darlegung seiner inneren und äußeren Lebensschicksale zu bringen. Täuschungen, Kränkungen und Mißhandlungen aller Art erzählte Ephraim mit einer kalten Gleichgiltigkeit, mit einer innern Folgerichtigkeit, daß man sah, er wollte dafür gelten, daß er die begeisterten Gefühle für Freundschaft und Liebe, Menschenbeglückung und Menschenvertrauen schon längst zu Grabe bestattet habe, und wandle nun kalt und rührungslos an ihren eingesunkenen Leichensteinen vorüber.

„Ich erhebe als Bettler die Bruderhand zu dir,“ schloß er, „gieb mir ein Kleid und Geld, das so lange hält, bis ich zu den sogenannten Wilden gelangt bin, dort brauch' ich euer gemünztes Geld und euern gemünzten Glauben nicht mehr; oder bist du auch schon so weit in euerm Christenthume, daß du fühllos bist für mein unnennbares Leid? Hast du auch Schadenfreude und Bosheit im Herzen gegen den Juden, der dein leiblicher Bruder?“

„Du willst immer, Andere sollen vergessen, daß du ein Jude bist, und du vergissest es selber nie,“ entgegnete Nathan barsch, und fuhr dann traulicher fort: „Sieh' doch in den Spiegel, du bist krank, komm mit nach Breslau, da wirst du gesund werden.“

Fast willenlos ließ sich Ephraim bewegen, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

„Wie wär's," sagte er zu Nathan, als er mit ihm im Wagen saß, „wie wär's, wenn wir den Pferden die Zügel in die Hand gäben und uns selber vor den Wagen spannten?"

„Da müßten wir ein anderes Riemenwerk haben," versetzte Nathan lächelnd und seinen Bruder scharf in's Auge fassend.

„Ja, eine andere Religion," erwiderte dieser; er wollte eine Prise nehmen, machte aber die Dose verkehrt auf und verschüttete den Tabak; er fing an laut zu lachen, Nathan heftete abermals einen scharfen Blick auf seinen Bruder und schüttelte den Kopf.

Kaum waren sie eine Strecke gefahren, als Ephraim plötzlich aus dem Wagen sprang und den Weg zurück rannte; Nathan rief, aber Ephraim hörte nicht darauf, bis er plötzlich über einen Steinhaufen fiel, Nathan eilte zu ihm, hob ihn auf, das Blut rann Ephraim von der Stirne, die scharfen Steine hatten ihm das Gesicht zerschunden. Nach einer Weile sprang Ephraim abermals aus dem Wagen, Nathan kehrte sich nicht daran, knallte mit der Peitsche und fuhr davon; Ephraim setzte sich in den Graben am Wege und sah seinem Bruder mit Thränen in den Augen nach; als er die Staubwolke nicht mehr sah, rannte er ihm nach, weinend und schreiend, aber Nathan hörte nicht. Jetzt ging es bergauf, Ephraim strengte seine letzte Kraft an, schrie und rannte; keuchend kam er bei Nathan an, der ihm, ohne ein Wort zu reden, die Hand reichte und ihn in den Wagen hob.

„Meine Frau freut sich sehr auf deine Ankunft,"

sagte Nathan endlich, „sie kennt dich von alten Zeiten her, wie sie sagt, erinnerst du dich der Rosa Petzholdt, der Tochter unseres Schreiblehrers? Das ist meine Frau."

Ephraim preßte die Lippen übereinander. „Ich will bei unserm Bruder Maier absteigen," sagte er, und mit ganz heller Besinnung fragte er nach einer Pause:

„Fühlst du dich nun ganz al pari mit einem Christen?"

„Vollkommen," erwiderte Nathan Friedrich.

„Ich konnte mich nie dazu bringen," fuhr Ephraim fort, „noch in der besten Vertraulichkeit fühle ich mich wie begnadigt, durch Rücksicht und Dank gebunden. Ich möchte mich einmal mit einem Christen balgen. Thu du's mit mir, du bist ja ein Christ."

Wieder sah Nathan traurig auf seinen Bruder bei diesen seltsamen Absprüngen und suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen.

Vor dem Thore stand eine weibliche Gestalt in Trauer gekleidet, sie trug einen auf dem Kopfe befestigten Flor, und über die Stirne, fast bis in die Mitte der Augbrauen legte sich eine herzförmig zugespitzte Schneppe von schwarzem Krepp; sie streckte beide Hände nach den Ankommenden aus. Nathan hielt still, Veilchen stieg ein, ein Schmerzensschrei und sie lag ihrem Bruder Ephraim weinend an dem Hals, dann streichelte sie ihm Stirne und Kinn und blickte ihm treuherzig in das unstete Auge.

„Woher ich so zerschunden bin, fragst du?" begann Ephraim, „ich bin auf meinem Wege über Steinhausen gefallen, warum trägst du aber Trauer?"

Veilchen erzählte nun, daß sie seit einem halben Jahre als Wittwe in ihre Heimath zurückgekehrt sei; sie bat mit den innigsten Worten ihren Bruder, bei ihr zu wohnen; sie wollten sich ein friedliches Leben auferbauen, heimisch und still mit einander ihre Tage verbringen; sie beschrieb ihm, wie sie sein Zimmer eingerichtet habe, sie malte in den lockendsten Farben, wie sie für ihn sorgen, ihn pflegen wolle, Alles wollte sie für ihn thun. Ephraim aber antwortete kalt:

„Es ist am gescheitesten, du heirathest wieder, Veilchen; ich will nicht, daß die Leute auf unsere Wohnung deuten und sagen: dort wohnen zwei bankerutte Wittwen; nein, nein, auch bleibe ich nicht hier."

Als sie zum Thore hineinfuhren, nahm Ephraim die Hand seiner Schwester und sagte:

„Erinnerst du dich noch der Geschichte der Ruth aus der Bibel? Als die edle Mutter verarmt von der Auswanderung nach Bethlehem heimkehrte, staunte die ganze Stadt und sagte: ist das Amorosa? sie aber sprach: nennt mich nicht mehr Amorosa, nennt mich Dolorosa, denn der Herr machte mir bitter und wehe. Wenn ich nur auch Aehren lesen dürfte, wie Ruth, barfuß in den Stoppeln. Ich stehe hier als Bettler, laßt mich nicht verhungern, Hiob ist mein Name."

Alles schwieg.

Die erste Nachricht, die Ephraim auf der Schwelle seiner Vaterstadt erhielt, war die Kunde von dem Tode seines ältesten Bruders Maier, der schon vor drei Jahren gestorben war.

25. Werthers Leiden.

Mehrere Tage lag Ephraim zu Bett und nahm keinen Besuch an; in der Breslauer Judengemeinde wechselten die fabelhaftesten Gerüchte über Schicksal und Aussehen Ephraims. Am Ausgange der Brodyer Synagoge sprach man besonders lebhaft darüber, und Heymann Lisse machte Alles lachen, indem er bemerkte, es gäbe Kühe, die man nicht melken könne, weil sie sich selber die Milch aussaugen, wenn man sie nicht kurz an die Krippe anbinde.

Solches Gespötte ahnte Ephraim, darum wollte er Niemand sehen, nur als Philippine sich anmelden ließ, lächelte er wieder und bat, daß man sie eintreten lasse.

„Wie gefällt dir mein Gesicht?" fragte Ephraim, „nicht wahr, das sind modische Schönpflästerchen."

„Du wolltest ja zu den Wilden, und hast dich vorher comme il faut tätowirt," erwiderte Philippine.

Mit dieser einzigen Antwort war Ephraim plötzlich wieder in das ganze alte Verhältniß zu seiner muntern Cousine versetzt; die vielen Jahre, seitdem er sie nicht gesehen, hatten wohl ihre äußere Erscheinung ganz und gar, aber ihr eigenthümliches Wesen auch nicht im Geringsten verändert, sie war von behäbigem Aussehen, hatte aber noch immer dieselbe graziöse Unruhe, dieselbe kecke Laune.

„Was siehst du mich so an?" fragte sie, „willst du mich ganz genau mustern? Siehst du, so bin ich." Sie drehte sich auf dem linken Fuße im Kreise herum, und machte einen Knix.

„Du siehst recht respektvoll aus," bemerkte Ephraim.

„Ach Gott, schweige mir davon," erwiderte Philippine, „es hat mich genug geärgert, daß ich nicht mehr Würde, mehr aplomb, wie Täubchen sagen würde, habe; da behandeln mich die Leute noch immer, wie wenn ich sechzehn Jahre alt wäre, und wenn ich etwas Ernsthaftes sage, oder bedeutungsvoll auftreten will, lachen sie. Ich habe mir eine Zeit lang viele Mühe gegeben, majestätisch und ruhig einherzutrampeln, siehst du so, und mit der Hand nur so leise eine Bewegung zu machen, oder huldvoll zu lächeln, aber da ist's mir bald zu eng geworden, ich hab' all die Bänder heruntergerissen und jetzt ist mir's wieder wohl; es giebt nichts Langweiligeres, als die sogenannte Würde, ich kann mir sie nicht aneignen und jetzt will ich sie nicht mehr. — Ich will dich auch um etwas bitten, lieber Vetter."

„Nun?"

„Wenn du verstimmt bist, thu' der Welt den Gefallen nicht, daß sie dich trösten darf. Da kommt ein Jeder und will seine Portion Schmerzgesicht; schick' ihn mit Lachen fort. Wenn du was hast, bring's mir, ich bin ein guter Schrank."

Ephraim glaubte, daß seine Cousine ihre natürliche Laune gern noch steigerte, um ihn aufzuheitern. Die Stadtgeschichte, das heißt die Geschichte der Judengemeinde aus den letzten zehn Jahren, bot reichen Stoff; in die Erzählung Philippinens mischte sich trotz aller Gutmüthigkeit doch eine gewisse Spottsucht; aus dem Kreise der Stadtgeschichten gelangte man bald wieder in den Mittelpunkt der Familiengeschichten.

„Was sagtest du dazu," fragte Philippine, „daß deine Schwägerin Täubchen mit einem Todtenkopfe[1] davon geflogen ist? Es war ein schöner Offizier, ein Mensch „wie ein Andonis." Solche Art „Morgen- und Abenteuer" gehören auch in das Nécessaire einer Dame der haute volée. Täubchen hatte auch reiten gelernt, und ihren Stallmeister einmal gefragt, ob das Pferd auch religiös wäre — sie meinte nämlich: fromm. — Sie gab auch große Gesellschaften, und die „Herren Christen" spotteten über sie, wenn sie sich bei ihr vollgegessen hatten; nie lud sie einen Juden ein, denn: ich bin responsable für ihre Verstöße gegen den bon ton, pflegte sie oft zu sagen, und die „Herren Christen" sollten auch in ihrer Umgebung nie merken, daß sie eine Jüdin war. Deine Schwägerin Rosa, die ist so lieb, zum Küssen, so gut und herzig; ich beneide Rosa oft, sie ist so still und glücklich und macht Jeden glücklich, mit einem Blick, mit einem Lächeln, mit nichts. Rosa ist die beste Blumenzüchterin, jedes Pflänzchen gedeiht ihr, und ich, ich liebe Blumen doch auch, aber ich vergesse sie immer zu pflegen, und sie verkommen mir; Rosa hat eine wahrhafte Blumenhand. Da mach' einmal ein Gedicht drauf."

Ephraim schwieg, und Philippine fuhr nach einer Weile fort:

„Da ist dagegen bei deiner Schwägerin Täubchen nichts als Hochmuth und Schminke. Es ist schade, daß Täubchen nicht mehr hier ist, denn sie hat mir viel Spaß gemacht, und ich war ganz allein „en faveur"

[1] Ziethen'scher Husar.

bei ihr. Ich kann ihre Bildung mit nichts Anderem vergleichen, als, sie ist so, wie wenn eine Schauspielerin auf einem Backen geschminkt auf die Bühne käme. Sie hat halbe Tage mitten auf dem Sopha ganz allein gesessen, dekoltirt und den Schooßhund auf dem Arm, und hat sich eingeübt, wie man eine recht vornehme Attitüde einnimmt. Aber Eines ist, um das ich Rosa am meisten beneide."

„Und das ist?"

„Denke dir, sie hat nie Langeweile und ist doch so gescheit. Sie ist zufrieden wie ein Baum im Garten, sie kann wochenlang still glücklich sein, wenn gar nichts geschieht, wenn sie nicht vom Fleck kommt; und ich, ich vergehe vor Unruhe, wenn ich einen Tag nichts erlebe und nichts zu erwarten habe. Am meisten Mitleid hatte ich mit deinem Bruder; dem guten Chajem Achilles war es wind und wehe in den vornehmen Gesellschaften, wo er selber den Vornehmen spielen mußte; wenn er zu mir kam, athmete er wieder frei auf; jetzt ist er mit Täubchen nach Paris gereist."

Als Philippine endlich wegging, schaute ihr Ephraim mit schwerem Blicke nach.

Den ersten Ausgang machte Ephraim zu seinem Bruder Nathan, der vor dem Oberthore in einem Garten wohnte; er traf seinen Bruder allein, die Schwägerin war ausgegangen.

Nathan zeigte nun Ephraim mit dem Behagen des ruhigen Besitzes sein Haus, die bequeme Einrichtung, die Gartenanlagen u. s. w.

„Komm her, Ludwig," rief Nathan einem schönen Knaben von ungefähr sechs Jahren zu, der auf der

Hausflur sein Steckenpferd ritt, „gieb dem Herrn eine Hand, das ist der Onkel Ephraim."

„Hast du mir auch was mitgebracht, und darf ich mit dir in deinem Wagen fahren?" fragte der Knabe.

Das Angesicht Ephraims verfinsterte sich, das Bewußtsein seiner Armuth fiel ihm schwer auf's Herz, er konnte nicht einmal diesen Knaben beschenken, er küßte ihn auf Stirn und Mund, es war die Stirn und der Mund seiner Mutter, der Knabe ritt davon. Nathan führte seinen Bruder im Garten umher, plötzlich blieb Ephraim stehen, fuhr sich mit der Hand über die Augen und stampfte auf den Boden.

„Sieh', Bruder," sagte er, „du stehst hier auf eigenem Grund und Boden, ein Stück von der großen Erde ist dein, bis hinab in die tiefste Tiefe, bis hinauf zur Himmelshöhe ist es dein, du hast festen Fuß auf der Erde, und ich? Ich kann mit Christus sagen: ich habe nicht, wo ich mein Haupt niederlege. Das Blatt, das ich vom Baume, die Blume, die ich von der Wiese pflücke, sind sie mein? Nur eine Hand breit Erde möcht' ich zu eigen haben, draußen, wo Frühling und Winter, Sonne und Sturm auch über meiner Erde aufgehen; ich bitte dich, Nathan oder Friedrich, wie du jetzt heißest, verzeih', ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, ich bitt' dich, gieb mir ein kleines Gartenstückchen, ich will dir einen Zahn aus meinem Munde dafür geben, welchen du willst, der ist noch mein eigen; lache nicht; ich bin kein Kind, und doch, zeigt sich nicht schon darin, daß die Kinder gern umzäunte Gärtchen für sich haben, eine tiefe Bedeutung? Sieh', Bruder,

der Grundgedanke ist der Gedanke auf Grund und Boden, auf Besitz, nicht wahr?"

„Du kommst zum Einkauf, wenn der Markt sich schon verlaufen hat," erwiderte Nathan Friedrich, „du gelangst etwas zu spät zur Einsicht von der Nothwendigkeit und Annehmlichkeit des Besitzes; zum Grundbesitz hättest du, wie du ja wohl weißt, in deiner jetzigen Verfassung nicht gelangen können, betrachte das Meinige als dein Eigen. Soll ich dein Lehnsherr sein?" —

„Aha! ich verstehe," unterbrach ihn Ephraim, „ich kann als Jude keinen Grundbesitz haben, verzeihe, ich hatte vergessen, daß das eine christliche Sonne ist, die über uns scheint, da sind ja christliche Vögel, die da fliegen, lauter christliches Gras und Blumen." —

Man hörte die Gartenthüre gehen. „Meine Frau," sagte Nathan; Ephraim schrack zusammen, zu keiner unpassenderen Zeit hätte er Rosa wiedersehen können, als eben jetzt, da der schrillende Mißklang der Glaubensunterschiede noch in seinen Ohren gellte.

Rosa reichte ihrem Schwager die Hand und hieß ihn herzlich willkommen; Ephraim wagte kaum die Augen zu erheben und die reizend-majestätische Gestalt Rosa's zu betrachten. Nach und nach verlor er indeß immer mehr seine Schüchternheit, er forschte in ihren Zügen, es waren noch dieselben, die sich einst in seinen Jugendtraum eingeprägt hatten; und doch waren sie wieder ganz anders; die heitere Freundlichkeit Rosa's überließ ihn nicht lange seinen Grübeleien. Es lag so viel besonnene Ruhe und Klarheit, so viel Weisheit in ihrem ganzen Wesen, daß man sich unmittelbar

angezogen und in eine klare Atmosphäre versetzt fühlen mußte; auch dem zarten Scherze huldigte Rosa gern, doch mit einem gewissen ruhigen Lächeln, wobei man nicht aus würdevoller Haltung kam, ihre Rede ermangelte des Witzes und war doch des Scherzes voll.

„Ich habe auch noch eine Reliquie von Ihnen," sagte sie unter Anderem zu Ephraim, das „A B C, das Sie mir in der Schreibstunde bei meinem seligen Vater vorzeichneten, habe ich lange Zeit in meinem Gesangbuch liegen gehabt, bis ich's einmal auf dem Kirchgange verlor; als ich es wieder fand, habe ich's besser aufbewahrt, ich will es Ihnen einmal zeigen. Es waren doch schöne Zeiten, da wir noch so jung waren."

„Wenn nur der Vater nicht so stark auf die Finger gesehen und geklopft hätte," bemerkte Nathan Friedrich lächelnd.

„Es ist doch sonderbar," sagte Ephraim zu Rosa, als er mit ihr allein war, „das Schicksal hat uns so seltsam auseinander gerissen und Sie mir jetzt wieder als Schwester zugeführt."

„Ich begrüße Sie mit Freuden als Bruder," erwiderte Rosa ihm nochmals die Hand reichend.

Ephraim sah still vor sich nieder.

„Sie machen, wie ich höre, so schöne Gedichte," begann Rosa leichthin, „darf ich mir etwas ausbitten?"

„Alle, alle, wenn Sie wollen."

„Nein, nicht das, ich bin nicht so unbescheiden, daß ich das verlange, nur um dieses bitte ich Sie: versprechen Sie mir auf Ihr Manneswort, daß Sie nie ein Gedicht auf mich machen, weder zum Lob, noch

zum Tadel. Wenn Sie mir das nicht versprechen, so könnte ich kein Wort frei reden und mich nicht unbefangen gehen lassen, wie es sich unter Verwandten gehört, immer müßte ich denken: jetzt hat er dich wieder weggefangen. Also Sie versprechen mir's?"

„Da Sie es wollen, so verspreche ich's gern."

Rosa erging sich noch mit ihm in theilnahmvollem Gespräche, sie war so heiter und frei wie Philippine, nur ruhiger, man möchte sagen logischer.

Einsam und gedankenvoll lebte Ephraim für sich hin, er mußte mehr als je und mitten unter den Seinigen ein in sich verschlossenes Dasein führen.

Ein Schmerzensschrei rang sich plötzlich von den Lippen vieler deutschen Jünglinge und Jungfrauen los, der Pistolenschuß des jungen Jerusalem weckte hundertfache Echo's, da und dort knallte eine Pistole im verborgenen Gebüsch, da und dort grub sich ein Dolch in ein armes oder verarmtes Herz, und eine schmerzvolle Seele verröchelte.

Mit feuchtem Blick und zitternden Pulsen las, verschlang Ephraim die „Leiden des jungen Werther," er war schon so alt, weit über die Jünglingsjahre hinaus, und doch war ihm jedes Wort, jeder Hauch aus der Seele gestohlen, das war eine Macht der Leidenschaft, in der das Herz erbebte, das war ein ungeahnter Zauber der Sprache, der die gewohnten Worte vernehmen ließ, als ertönten sie plötzlich melodisch von einem geliebten verehrten Geiste. Ephraim fühlte sich beklommen, als würden ihm seine ureigensten Lebensgedanken und Schicksale entwendet, und größer, tiefer vor die Augen

der Welt, und dann wieder verzerrt in fremde Beziehungen gesetzt; er zürnte dem Dichter, der ihm dies Alles geraubt, er, nur er selber durfte und mußte vor der Welt den Verband von seinen Wunden reißen und verbluten, oder frisch auferstehen, erlöst, mit dem Lorbeer gekrönt. Bald aber stieg er hinauf zu dem Reinmenschlichen, da verdoppelten sich die Schläge seines Herzens, er dankte dem Dichtergeiste, der in weiter Ferne ihm die leisesten Zuckungen seines Gemüths nachempfunden, vorempfunden hatte; als ob ihm nach und nach die Kehle zugeschnürt würde, so las er immer weiter bis zum Schlusse, und mit einem tiefen Seufzer schlug er das Buch zu — er hatte seinen Doppelgänger gesehen, er mußte sterben. — —

Fast die ganze Familie war in dem Garten Nathan Friedrichs versammelt; man sprach von einem jungen Offizier, der sich vergangene Nacht eine Kugel mitten durch die Stirn geschossen, die Leiden des jungen Werthers hatten aufgeschlagen auf seinem Tische gelegen.

„Der Mensch hatte schon ein verbranntes Gehirn und hat es nun noch einmal verbrannt," bemerkte Nathan Friedrich.

„Das Buch ist tief ergreifend," seufzte Veilchen, „aber die Männer halten für Stärke, was eigentlich nichts als Schwäche ist; es ist weit stärker, ein Leben zu ertragen, als es von sich zu werfen."

„Ich habe nur mit der Lotte Mitleiden," warf Philippine dazwischen, „Lieber Gott! was wäre das gräßlich, wenn man für alle die Leute verantwortlich wäre, die sich in Einen verlieben wollen und verliebt

haben; man könnte sich ja nicht mehr drehen und wenden, ohne zu fürchten, daß man einem Liebhaber auf den Fuß tritt. Jetzt wird es Mode werden, daß man sich à la Werther kleidet: blauer Frack, gelbe Weste, weiße Pantalons, die Farben tönen nur nicht recht in einander, zu gelb und weiß gehört nothwendig ein lichtbrauner Frack, und kein blauer."

„Nichts ist abgeschmackter als die Nachäfferei," bemerkte Nathan abermals, „wenn Einer den salto mortale machen will, soll er ihn wenigstens originell machen, und auch seinen Erfindungsgeist zeigen. Warum kneifst du die Lippen übereinander und schüttelst den Kopf, Ephraim? Was meinst du zu der Spekulation, wenn man jetzt blauen Merino à la Werther fertigen ließe? Ich glaub', er ginge reißend ab."

Ephraim antwortete noch immer nicht. Rosa trat indeß zu ihm und fragte in traulichem Tone:

„Warum so verstimmt?"

„Und verstummt?" ergänzte Philippine.

„Halten Sie uns für unwürdig, Ihre Ansicht zu hören?" fuhr Rosa fort.

„O nein!" antwortete Ephraim lächelnd; er hatte nun gehört, wie man eine solche „Nachäfferei" beurtheile, er schämte sich selber dessen, und wollte nun jeden Verdacht der Nachahmung in der Meinung seiner Angehörigen zerstören, darum sagte er jetzt:

„Ich sehe in dem ganzen Buche nichts als den letzten Nachzügler des überschraubten Minnethums: ein thatenloser und eingeengter Mensch sucht all sein Glück und seinen Lebenszweck in der Liebe, und weil

die Liebe allein nicht befriedigen kann, ist er unglücklich, hat immer einen Fuß in der Luft und weiß nicht, wo er ihn hinsetzen soll. Dieser Werther ist eine ohnmächtige Natur von einer übermächtigen Leidenschaft besessen; wir sehen alle Stimmungen in ihm blosgelegt; wir verfolgen ihre Strömungen, wie man nach einer Sage an einer deutschen Kaiserbraut den rothen Wein, den sie trank, durch ihren Hals rinnen sah. — Hätte nun aber Werther die Lotte geheirathet, er wäre noch viel unglücklicher gewesen, denn dann hätte er erst recht gesehen, wie noch gar viel Leeres in seinem Leben ist und „wie viel Kräfte in ihm ruhen, die alle ungenützt vermodern.“ Weil wir uns nirgends hin frei entfalten können, uns nirgends in der Vollkraft unseres Wesens, sei es vom Weltganzen oder vom Staatsleben, frei getragen fühlen, suchen wir all das Heil unsers Daseins in einer Turteltauben-Idylle, und werden schmählich betrogen, müssen schmählich betrogen werden. Im griechischen Alterthume fehlte die Liebe auch nicht, aber sie saugte nicht alle Lebenssäfte des Jünglings auf; Vaterland, Freiheit, Ruhm, die öffentlichen Unterredungen der Weisen und die öffentliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten, dieses Alles beschäftigte Herz und Kopf des Jünglings wie des Mannes, da konnte man nicht zu jener Raserei gelangen, zweier braunen oder blauen Augen wegen die Welt auf den Kopf stellen zu wollen, und Alles zu durchwühlen und zu verzerren. Diese Liebesepidemie, an der die meisten tiefer fühlenden Zeitgenossen siechen, ist nichts als eine Folge der engherzigen Beschränktheit und Verrenktheit unserer Lebens- und

Staatsverhältnisse; weil wir nirgends hin unsere Hände frei ausstrecken können, klammern wir uns mit ihnen um den Hals eines Mädchens und wollen in feigem Egoismus dort Alles finden, was nur ein allseitig erfülltes Leben bieten kann. Es ist eine gewaltige Gährung überall, es ist mir immer, als ob die ganze Welt aus der Haut fahren möchte, so unbehaglich ist es Allen; mit Liebesgirren wird nichts gethan, die Trauringe an den Händen der Männer und Frauen sind nichts als Ringe einer großen Kette, an der die ganze Menschheit gefangen liegt." —

„So sagen die Leute alle, die mit leeren Fingern in der Luft herumgabeln," bemerkte Philippine.

„Ich wollte weiter nichts damit sagen," fuhr Ephraim fort, „als daß dieses kleinherzige Drängen und Treiben um eine einzelne Person oder um einen engen Kreis daran Schuld ist, daß die Welt von Pfaffen und Soldatenkönigen niedergehalten ist, in ihrem Käfig sind sie dann froh, wenn ihnen die hohen Herrschaften ein Stückchen Zucker in den Draht stecken. Es muß wieder eine Zeit kommen, wo frei und ungezwungen, in ebenmäßiger Entfaltung aller seiner Lebenskräfte ein Jeder sich getragen fühlt in der Harmonie eines großen Ganzen. Liebe und Familienleben ist Wurzel und Gipfel aller Daseinsfreude, in der Freiheit wird es weit weniger unglücklich Liebende geben, denn die Liebe wird nicht mehr das Va banque des Lebens sein, und ist's verloren, so sind noch Bahnen des Handelns und Genießens genug eröffnet. Auch Verzweifelnde mag es noch geben, aber wie himmelweit ist der Selbstmord

eines Cato von dem Werthers verschieden! Ach! wer doch schön sterben könnte!" Ephraim wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nur um Gotteswillen nichts vom Selbstmord," sagte Veilchen, mit beiden Händen in die Luft schlagend, als wollte sie das Uebel abwehren, „ich kann mir nichts Gräßlicheres für die Ueberlebenden denken, als wenn einer der Angehörigen selbst Hand an sich gelegt hat; stirbt Einer in Krankheit, so ist das schon traurig genug, und doch will's gar nicht in den Sinn, daß er nun nicht mehr da ist; er hat ja erst vor einer Stunde noch gesprochen, Medizin genommen und nun todt. Man ist sich selbst feind, daß man noch lebt, man ist allem Leben feind. Wie ergreifend ruft Lear bei der Leiche Cordelia's: ein Hund, ein Pferd, eine Maus soll Leben haben und Du nicht einen Hauch? — Ist der Tod schon so schrecklich, nun gar der Selbstmord, nun gar plötzlich mit dem vollen Leben todt — es ist mir immer, wenn ich so etwas denke, als ob man mir mit einem brennenden Eisen im Hirn herumwühlte."

„Sie haben sich sehr erhitzt," sagte Rosa, mit einem Glas Zuckerwasser zu Ephraim tretend, „trinken Sie; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so gütig waren, uns Ihre Ansicht mitzutheilen; ich kann mir's denken, daß man solches nicht immer und nicht zu Jedermann äußern kann. Sie sind so gut, daß sie gewiß noch recht glücklich werden."

Ephraim nahm lächelnd das Glas Zuckerwasser: Nathan ging im Garten auf und ab, Philippine, der

das Gespräch zu ernst war, lenkte es bald auf andere Gegenstände. — —

„O Wankelmuth, Wankelmuth," sagte Ephraim zu sich, als er wieder allein war, „unter der Maske, mit der ich Andere täuschen wollte, schaute ich tiefer in mich und fand die Wahrheit, denn es ist Wahrheit, daß die Liebe vergänglich und die Freiheit ewig ist. — Haben aber die Philister Recht, wenn sie behaupten: nur die, welche am Leben auf irgend eine Weise bankerott geworden, seien die Freiheitsschreier? Nein, wohl ist die Selbstsucht ein niedriger Hebel, aber er kann uns auch zur Wahrheit emportragen, und wen das Leben emporgeschnellt, daß er los und ledig außer und über demselben stand, der mag es freier und ungetrübter betrachten und in das Räderwerk einzugreifen versuchen. Ich bin alt und will nichts mehr für mich."

Mit einer sonderbaren Mischung von Gefühlen reihte Ephraim die Leiden des jungen Werthers unter seine Bücher.

26. Der alte Junggeselle.

Ein ruhiges und ausgetobtes Leben hat der Annehmlichkeiten und Aufmerksamkeiten noch gar manche: man weiß den Thermometerstand des Tages genau, man kennt die Anzeichen der Wetterveränderung, man harrt der neuen Aera der Gemüse, die der nächste Monat bringt, man muß nachsehen, welch eine neue Uebung die Rekruten heute beginnen, man weiß, wie

viel heute und gestern an dem neuen Hause auf der Riemerzeile gebaut wurde, wie die öffentlichen Spaziergänge gereinigt werden, und wer gestern bei dem Commandanten gespeist hat — das sind lauter gute zeitvertreibende Dinge, und dann noch die Familienneuigkeiten, und wenn man einem Neffen seine Schulaufgabe corrigirt, oder ihm seine Gellert'sche Fabel abhört — es ist schade, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat.

So lebte auch Ephraim Jahre lang im stillen Einerlei eines Junggesellen; mit größerer Beruhigung als je arbeitete er jetzt einige Stunden des Tages auf dem Comptoir seiner Brüder, denn er erwarb sich dadurch seinen Unterhalt, und seine Geschwister boten Alles auf, ihm ein sorgloses und heiteres Leben zu bereiten. Es war ein wehmüthiges Bekenntniß, das er einst seinem Bruder Nathan Friedrich ablegte: „Ich sehe jetzt erst, daß ich eigentlich dazu geschaffen war, mir mein Leben von Anderen bestimmen zu lassen; auf einer vorgezeichneten Bahn fortgehen, das ist für mich. Ach, und ein Jude muß mit sich die Welt neu beginnen. Ich erwache am Abend, ich habe die beste Lebenszeit verträumt, vergrämt, ich will guten Morgen sagen und es wird Nacht."

Jetzt in der Ruhe wurde Ephraim sich vieler Uebel und des Schwindens seiner Kräfte bewußt, und jetzt, da ihm das Leben nichts mehr bot, mußte er die höchste Sorge zu dessen Erhaltung aufwenden; er machte aber daraus seine eigene Philosophie und erklärte sie gegen Philippine mit den Worten:

Ich fange wieder an, das Leben zu buchstabiren,

ich zerlege mir die Worte des Daseins in Silben und Buchstaben, ich will nichts mehr von Tagen, Jahren und großen Zeitperioden, ich halte mich an die Minutenblüthe, die allein ist unser. — Dieser Gedanke ist die Eisentinktur, die ich meinem Geiste gebe, und das thut noch besser als diese hier aus der Apotheke."

Die Eisentinktur, die ihm sein Arzt verordnet hatte, trug er stets bei sich, um sie zur festgesetzten Stunde nehmen zu können, und als er einst zu Philippine kam, nahm sie schnell den Schlüsselbund von ihrer Schürze, „denn," sagte sie, „ich muß fürchten, daß der Vetter Eisenfresser mir noch einmal alle meine Schlüssel verschluckt."

„Ich fürchte nichts so sehr, als den Wahnsinn," sagte Ephraim einmal zu ihr, und setzte sich auf den Boden, „mit geknickten Gelenken als ekler breiiger Wust im Leben herumgeschleppt zu werden, pfui! das muß gräßlich sein. Warum schießt man nur tolle Hunde und nicht auch tolle Menschen todt? Jedes Dorf und jede Stadt sollte ein Invalidenhaus haben, wo alle alten Menschen, Männer und Frauen, ohne Unterschied, reich und arm, hinkommen, da kann dann Jeder nach Bequemlichkeit und Vermögen leben und sterben, und die Jungen genießen frei und froh des Lebens, kein dürrer Knorren steht inmitten der grünenden und blühenden Welt, der Jugend gehört das Leben und die Welt, warum stirbt man nicht wie die Blume, wenn man geblüht hat? — Oft, wenn ich allein bin, irren und schwirren Millionen dämonischer Gedanken um mich her, und krampfen sich in mein Gehirn ein, mir schwindelt, ich taumle, ich muß schreien — vor

meiner Stimme fürchten sie sich dann wie die Mäuse und schlupfen in ihre Löcher. O, wie ist die Nacht so lang und bang; wenn sich Leib und Seele vergebens nach dem Schlafe sehnen, da steigen auf die Gespenster vergangener Tage, verfehlter Plane aus der Vergangenheit, und Alles ist so todt, so lebendig. Ich schreite hinweg über alles Abgeschiedene, ich will Zukunft; Vorsätze, Hoffnungen, Wünsche, kommen und grüßen, und Alles, Alles ist verloren. Wenn ich Nachts im Bette liege, ganz ruhig, ohne mich irgend zu bewegen, die Augen geschlossen, ich sehe gar nichts, da schweift denn die Phantasie ruhelos, ziellos umher, oft fühle ich mich weit, weit getragen, ich denke über Religion, Gott, Tod; da ist es mir denn, als ob ich plötzlich an eine eiserne Decke anprallte oder in's bodenlose Nichts versänke, ich muß fliegen, zerschmettern, wie eine hohle Eierschale, ich weiß mir dann gar nicht mehr zu helfen, ich sterbe fast vor Angst und Unruhe. Kennst du das auch, wenn eine kläffende Meute von bösen Geistern plötzlich auf die Seele losgelassen wird? Ueberall hacken sie sich ein und zerren sie blutig; wenn ich einen Gedanken ruhig verfolgen will, kommen die Hunde plötzlich und zerren und würgen, ich muß dann die Augen aufreißen, um doch wieder Etwas zu sehen, das mich anderswohin hetzt und erlöst; ich sehe das fahle Licht durch mein Fenster scheinen, das thut mir wohl, ich zähle die Scheiben, ich werde wieder ruhiger, ich werfe einen Stuhl um und stelle ihn wieder auf, das bringt mich immer auf andere Dinge, ich stehe dann oft auf und sehe zum Fenster hinaus; ich sage

dann zu mir: siehe, dort wohnt der Lippmann Maier, dort wohnt der Färber, und daß ich dies noch weiß, ist mir Bürgschaft, daß ich noch im Geleise der gewohnten Vernunft bin; — aber Liebe, ich bitte dich, wirf mich nur gleich die Treppe hinab, wenn ich einmal wahnsinnig zu dir herauf komme; fasse meine Stirn an, wie sie brennt, in dem beinernen Topf kocht und brodelt mein Gehirn, ich fürchte, ich fürchte, es läuft noch über."

„Nichts ist widerwärtiger, als wenn Jemand mit einer geladenen Pistole spielt, ich bitte dich, steh' auf," erwiderte Philippine, ohne ihre Fassung zu verlieren, „es ist nicht artig von dir, mich so zu ängstigen, du quälst dich und mich." Sie legte ihre Hand auf die Stirne ihres Vetters, der durch diese Berührung plötzlich umgewandelt schien. „Ich glaubte, du wärest ganz glücklich und heiter," fuhr Philippine fort.

„Ich habe ja Alles verloren."

„Das thut nichts," lächelte Philippine, „wenn man mir heute einen Arm abnimmt, freue ich mich morgen mit dem noch übrigen, ich hätte mir's ja auch müssen gefallen lassen, wenn mich Gott nur mit Einem Arm in die Welt geschickt hätte. Wenn ich nur alle Menschen auch so vergnügt und zufrieden machen könnte. Hör' einmal zu, du glaubst gar nicht wie gescheit ich geworden bin: weißt du, warum sich die Kinder beim Fallen nicht beschädigen? Man sagt, weil sie ein Genius beschützt. Der Grund ist aber einfach der: Kinder verlassen sich nicht auf ihr Stehen und wehren sich also nicht dagegen, wenn sie fallen; sie plumpsen hin und stehen wieder heil auf. Und so müssen wir's auch machen,

und wir können, wenn wir wollen. Eine kleine Beule schadet nichts."

Ohne einen Uebergang zu machen nahm Philippine ihre Laute und sang das damals vielbeliebte: „Ausgelitten hast du, ausgerungen" aus dem vielgelesenen „Sigwart, eine Klostergeschichte," aber kaum hatte sie eine Strophe davon beendet und dabei ein ernstes Gesicht gemacht, als sie laut auflachte und rief: „Das ist eine dumme Welt, wo man immer im Mondschein auf dem Kirchhof spazirt und sanfte Thränen vergießt über den Tod, der gekommen ist und noch kommen wird. Du steckst auch da drin, wenn du's gleich nicht haben willst. Hilf mir doch den Vers anders machen: hinausgeritten, hinausgesprungen . . . in's frische Leben . . . Hilf mir. Ich sage dir, ein tombackner Spaß ist mehr werth als alle in Reime gefaßten Thränenbrillanten." Und schnell sang sie mit heiterer Laune ein altes Lied von der Zufriedenheit. Diese Töne, diese Worte träuften Himmelsthau auf die verschmachtenden Lebensgeister Ephraims; mit verklärtem Antlitz saß er da und erzählte, wie er äußerlich das gewöhnliche Leben eines alten Junggesellen zu führen scheine, daß aber sein Innerstes stets erregt und jugendfrisch sei, er zehre von seiner Vergangenheit. Das sei es, was ihn oft an den schwindligen Rand des Wahnsinns führe, manchmal aber pflücke er hier auch eine kleine Blume, ein kleines Epigramm.

„Du weißt doch," setzte Ephraim hinzu, „daß „Epigramm" ein griechisches Wort ist, ursprünglich Aufschrift heißt, und von Denkmalsinschriften gebraucht

wurde. Gerade darin, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu reizen und durch überraschende Wendung die Neugierde zu befriedigen, liegt der Hauptreiz. Verstehst du das?"

„Kommst du mir wieder mit deinem Kathederton, dann lauf' ich dir gleich davon," erwiderte Philippine, „zum Beweise aber, daß ich dich verstehe, erlaube ich dir, so viel Epigramme, als du nur willst, auf mich zu machen, im Gegentheil, ich bin dir recht dankbar dafür, denn ich sähe mich gern auch einmal in diesem Spiegel. Aber ich kann mir doch nicht recht denken, wie man so ein Gedicht macht," schloß sie schalkhaft.

„Da kann ich dir vom letzten Sonntag das beste Beispiel bringen," entgegnete Ephraim. „Ich sehe Morgens zum Fenster hinaus, es regnet furchtbar, man läutet eben zur Kirche, da bemerkte ich, wie das Nachbarstöchterchen am Fenster drüben zum Himmel hinauf sieht, und dann wieder an ihrem feinen schönen Sommerkleid zupft; ich dachte an ein Gespräch mit meiner Schwester Veilchen, die vor vielen Jahren die Wonnen einer christlichen Kirchgängerin so überschwenglich geschildert hatte, aber schnell juckte mich der Spott, und indem ich mich in die Sinnesweise meines Nachbarstöchterchens versetzte, dichtete ich:

„Das fromme Mädchen.

Wenn Gott doch gutes Wetter gönnte,
Daß man zur Kirche gehen könnte!
Man lebet ärger als ein Heide. —
Wer sieht mich hier zu Hauſ' in meinem neuen Kleide?"

Philippine schien nicht sehr erheitert durch dieses Gedicht, denn sie bemerkte:

„Es geht mir auch oft so, ich versetze mich gern in das Denken und Treiben der Menschen. Wenn ich über die Straße gehe, möcht' ich immer wissen, was all die Leute denken, die da Holz spalten, Waare führen, spaziren fahren; vielleicht geht da Einer zur Brautwerbung und neben ihm Einer zur Ehescheidung, da Einer zu Wohlthätigkeit und dort ein Anderer mit Mordgedanken; meistens, besonders aber Sonntags, kommt mir's vor, als ob die ganze Welt nießen möcht' und nicht kann, weißt du, da prickelt's und kitzelt's so im ganzen Gesicht, und ist einem doch nicht recht wohl. Aber was geht mich die Welt an?" fuhr Philippine sich im Kreise drehend fort, als wendete sie auch damit ihre Gedanken um. „Der leidende Werther kriegt mich nicht. Meine Minna von Barnhelm sagt das gescheideste Wort: was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf! — Das ist mir lieber als alle Gebetbücher mit Silberspangen. Ich habe deiner Schwägerin Rosa vorgeschlagen, diese Worte mit goldenen Buchstaben in ihren neuen Tanzsaal schreiben zu lassen." — —

Der Umgang mit Philippinen war für Ephraim stets erheiternd, auf den Ernst wie auf das Tollste und Abenteuerlichste, was er vorbringen mochte, ging sie immer gutwillig ein, ließ aber Beides auch bald wieder fallen, ihre muntere Lebensanschauung, so wie die mannigfachen Artigkeiten, die er ihr sagte, gaben ihm Anlaß zu vielen kleinen Gedichten, und er war glücklich, als

er ihren Namen Philippine in den classischen Phyllis umgewandelt hatte, der sich seiner Versart besser fügte. —

„Ach ich habe gar nichts Poetisches in meiner Umgebung," sagte einst Philippine, „nichts als meine Katze. Die Menschen und die Poeten besonders thun an diesen Geschöpfen katzenschreiendes Unrecht, man nennt sie falsch und räuberisch, das ist ihre Natur, eine Katze bleibt ewig wild und wird nie zahm."

Ephraim ging lächelnd weg und des andern Tages brachte er Philippinen folgendes Gedicht:

An Phyllis von ihrem Kätzchen.

Dein Kätzchen, Phyllis, soll ich singen?
Thalia, laß mein Lied gelingen!
Klug ist dies Kätzchen, schön gebaut,
So weiß von Fell, wie Phyllis Haut;
Es spielt, liebkoset, küsset, streichelt,
Auch weiß man, daß es öfters heuchelt.
O zürne nicht! ist dies nicht auch
Bei schönen Mädchen im Gebrauch?

Bei Veilchen, seiner Schwägerin Rosa und Philippinen verbrachte er wechselsweise seine meiste freie Zeit, er vermied gern den Umgang mit Männern und behagte sich fast nur hier bei den Frauen, wo man seine Reizbarkeit gelten ließ; die Kronrechte der Genialität, die er in früherer Jugend schon einmal genossen, suchte er sich wieder anzueignen, er wußte nicht, daß man ihm Vieles gewährte, nicht weil man es seiner Uebermacht, sondern weil man es seiner Schwäche hingehen

ließ. Außer den Frauen ging er am liebsten mit Fremden um; in solcher flüchtigen, blos gefälligen Berührung hatte Niemand das Recht noch die Gelegenheit, in sein inneres Versteck vorzudringen, und ihm dort seine liebgewordenen Eigenheiten anzutasten. Dazu kam, daß er gegen seine Angehörigen leicht voll Mißtrauen und Furcht war, er suchte geflissentlich nach erfahrenen Verletzungen und war dem Arzte gram, der ihn davon heilen wollte. Dieser erschrack als ihm Ephraim einst einen Ausspruch des Thalmuds erwähnte: „Wenn wir wüßten, welche Dämone beständig um uns her in der Luft spuken, wir könnten nie frei athmen und kämen von Sinnen."

Nathan erblaßte, als ihm der Arzt eine Befürchtung über Ephraim mittheilte. Dieser schien indeß munterer als je; denn gleich einem Vogelsteller war es seine besondere Freude, Witzspiele oder andere geflügelte Gedanken einzufangen. Mit Trauer bemerkte er aber das Schwinden seines Gedächtnisses, im Nu war ihm das, was er festhalten wollte, davon geflogen und er konnte es nicht mehr erreichen; dieses Bestreben, jede fremde und eigene hervorstechende Bezeichnung festzuhalten, mordete selbst seinen Schlaf. Wenn er im Bette lag, und wie das Auge sich geschlossen, sich nach und nach auch eine magische Decke über das Auge seines Bewußtseins auszubreiten begann, stieg plötzlich ein überraschender Gedanke in ihm auf, er wollte ihn festhalten und doch seine Ruhe nicht stören; fest drückte er ihn in seine Seele ein, um ihn nie zu vergessen, aber in das süße Vergessen des Schlafes war dieser Gedanke

wie ein ruhescheuchendes Gespenst eingebannt, ermattet wachte er auf, er suchte den Gedanken, und fand nichts als einen Gemeinplatz, einen dürren Strauch, untauglich eine Blüthe zu treiben.

Eines Morgens erwachte er, es war ihm, als ob ein goldener Lichtgedanke sich durch sein Traumleben hindurchgezogen hätte, er riß alle die in süßen Schlaf eingewiegten Erinnerungen von ihren Schlummerpfühlen, verstört blinzten sie ihn an, er aber stieß sie von sich, er suchte jenen Lichtgedanken, der aber war verschwunden — mit Fieber und Schwindel stand er auf und war den ganzen Tag verstört und gereizt. Wie die Lottospielerin sich Morgens in ihrem magern Bette aufrichtet, sich die Augen reibt, sich hin und her besinnt und quält und fast rasend wird, sie erinnert sich genau, daß sie ihre Glücksnummern geträumt, aber die Ziffern! die Ziffern! wer findet sie? endlich findet sie diese und jene, aber sie glaubt nicht recht, daß dieß die geträumten sind, nein gewiß nicht, und doch, doch; sie setzt sie — so begnügte sich auch Ephraim mit irgend einem Gedanken, der ihm durch die fieberhafte Anstrengung seines Gedächtnisses aufschoß.

Stundenlang stand oft Ephraim vor dem Spiegel und starrte sein Abbild an. Als ihn einst Philippine darüber zur Rede stellte, sagte er: „Nur so, wenn ich durchaus keinen fremden Gegenstand, und nur mein eignes Abbild betrachte, das mit meinem Schauen zusammenfällt, nur so kann ich mich am leichtesten von allen Gegenständen der Welt abziehen, und mich in das allgemeinste und reinste Dasein versenken, du kannst

dir kaum denken, welch ein Hochgenuß das ist, nicht mehr diese Person, der Ephraim, sondern blos überhaupt zu sein."

„Du hast Recht, ich kann mir's nicht denken und will auch nicht, ich bin zufrieden in meiner Haut und warte ruhig bis ich einmal als Geist in der Welt herumfahre; aber ich bin auch eine Spiegelfreundin, ich glaub', es wäre mir unmöglich, einen ganzen langen Tag in einem Zimmer zu sein, in welchem kein Spiegel ist; nicht aus Eitelkeit, aber es fehlt mir Etwas; ein Zimmer ohne Spiegel ist blind. Das Erste, womit man ein Zimmer möblirt, ist, daß man einen Spiegel hineinhängt, dadurch wird es sogleich wohnlich, man denkt: da waren oder sind Menschengesichter, die sich darin beguckt haben. Der jüdische Trauergebrauch hat mich immer am meisten gerührt, daß man im Trauerhause die Spiegel auf's Gesicht hängt; weißt du, warum in den Kirchen und Synagogen keine Spiegel hängen?"

Ephraim folgte nun endlich mit freundlicher Hingebung den unsteten Geistessprüngen Philippinens; sie erzählte ihm, daß sie jedesmal, wenn sie aus einer Gesellschaft nach Hause komme, fast unwillkürlich eine Zeit lang in den Spiegel sehe, ohne ihren Anzug zu verändern, „denn," sagte sie, „man muß doch auch nochmals wissen, wie man von den Leuten angesehen worden ist; früher, in meinen schlanken Tagen durfte ich mir immer sagen: du warst doch recht nett, aber jetzt bin ich schon in die Zeit der Spiegelfechterei vorgerückt, ich meine immer, das Glas müßte Fäden haben, weil sich kleine Einschnitte im Gesichte zeigen, es will mir

gar nicht in den Kopf hinein, daß man auch alt werden muß. Wenn's vom Sommer in den Herbst und in den Winter übergeht, will man's gar nicht glauben, es soll nicht sein, daß die grünen hellen Tage vorbei sind, bis man einmal Morgens aufsteht und der Herbstreif ist da und die Blätter sind gelb, und da sagt man: ach, so ein frischer Herbst ist auch schön; und wenn's schneit, heißt es: ich hab' den Winter sehr gern, und es ist auch wahr. Man muß sich nur nicht wehren gegen das, was einmal nicht zu ändern ist, dann ist Alles recht und gut."

Ephraim erkannte, wie ungerecht es wäre, diese harmlose Seele in den Wirrwarr innerlicher Grübeleien hineinzuzerren, er verhehlte daher seine zweite Absicht bei jener Versenkung in das allgemeine Sein, denn es schwindelte ihm selber davor, daß er diese Absicht erreiche. Durch das Anschauen seiner äußeren Erscheinung wollte er einen Standpunkt außer und über sich erobern, dann erst glaubte er frei zu sein und sich über sein zeitliches Ungemach erheben zu können, wenn er sein zweites Ich wirklich und wahrhaft, auch als äußern Gegensatz errungen, daß er sich selber wie einen Fremden erschauen konnte; darum betrachtete er stundenlang alle diese Züge, diese Augen, diese Stirne, und stellte sie gegenüber dem andern Ich, welches dieses Alles betrachtete. Einmal gelangte er so weit, daß er diese ganze Erscheinung verlachte und gegen sie die Zähne knirschte; plötzlich fühlte er sich mit dämonischer Gewalt wie von hinten gepackt, er fiel ohnmächtig zu Boden.

Nie konnte Ephraim mehr ohne Schauder in den Spiegel sehen.

In diesem Leben voll fieberhafter Zuckungen und gewaltsamer innerer Zerfaserung fehlte es indeß auch nicht an lichten Momenten, in denen Ephraim sich des harmonischen Zusammenklangs aller seiner Lebenskräfte, der geistigen wie der körperlichen, bewußt war; das war dann die reine und unmittelbare Freude des Seins, wenn er, die Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, nichts hielt als sich selber, an keine fremde Brust, an kein Ereigniß, an keine Idee und keinen Wunsch sich lehnte. Ephraim freute sich über seine Freude, und ermunterte sich dann im Innern das Leben noch zu genießen; diese Freude über das Bewußtsein jugendlicher Empfindung war dann auch der eigentliche Genuß und die Erhebung, denn selten gelang ihm in der Wirklichkeit, was er im Geiste erkannte und wünschte.

„Es ist mein Glück und mein Unglück," sagte er einst zu Philippine, „daß ich nicht alt werde. Sonst hat das Alter sein Eindämmern, wie das Kindesleben sein Aufdämmern, bei mir ist das nicht; ich bin zu meinem Unheil noch immer jugendlich erregt. O wie süß ist die Abenddämmerung des Lebens, die uns die Dinge nicht mehr in bestimmten Umrissen fassen läßt. So wieder einschlafen, gleichgiltig leben wie das Kind ... Aber ich will jung sterben."

In einer solchen Stimmung schrieb er einst das Gedicht:

Der Geburtstag.

Meinen fünfzigsten Geburtstag
Bringen mir die Horen heut,

Und wer weiß, ob mich die Parze
Einen mehr erblicken läßt.
Drum so laß mich eilig leben,
Eh' mir dieses Licht verlischt;
Eh' das Alter meine Stirne
Tiefer pflügt, und Lilien
Ueber meinen Scheitel streuet.
Eilig laß mich jeden Gram,
Der am Leben nagt, verscheuchen:
Sorgen für die Folgezeit
Schnellen Winden übergeben
Und mich ganz der Freude weih'n.
Knabe gieb mir frische Rosen! u. s. w.

Dieses horazische Bacchanalienwesen mit seinen überkommenen Formen konnte nie die wahre erlösende Macht der Dichtung auf den Dichter ausüben; nie hatte sich Ephraim sein Haupt, das ein schön geflochtener Zopf schmückte, mit Rosen bekränzt, und wenn er einen Becher Weins trank, taumelten seine Sinne; das war aber die Zeit, in welcher der weinselige Gleim „nüchtern die Trunkenheit sang." In den Grundzügen mögen jene Aussprüche und Zurufe Ephraims wahr sein, weil er sie aber nur mit dem olympischen Zubehör in die Dichtung versetzen konnte, so blieb diese ewig von seinem Leben getrennt, er konnte nicht das Unmittelbare und Ureigne seines Lebens darstellen und in der Dichtung verklären; diese ganze klassizirende Kunstpoesie wurde vom Leben tagtäglich Lügen gestraft.

Oft sang daher auch Ephraim seinen „Abschied von den Musen oder Schwanengesang":

Meine Haare
Grauen schon,
Fünfzig Jahre
Sind entfloh'n.

Meinen Busen,
Welch' ein Schmerz!
Fliehen Musen,
Witz und Scherz.

Musen! Leiden
Bracht ihr mir,
Seht wir scheiden
Für und für.

Es ist aber längst bekannt, wie diese Scheidebriefe der Dichter an die Musen gemeint sind. Die Untreue gegen solchen ausgesprochenen Vorsatz ist so süß und reizend und kann sich eben so gut als Treue geltend machen, daß man mit reuigem Lächeln gern und oft wiederkehrt.

27. Herüber und hinüber.

Die Zuvorkommenheit und Anschmiegsamkeit Ephraims gegen Fremde und Empfohlene war in der Gemeinde zu Breslau fast sprüchwörtlich geworden; in das Einerlei seines Alltagslebens kam durch Ankunft eines Fremden plötzlich ein frischer Windhauch, in der Anschauungsweise eines Fremden gewann das Gewöhnte eine neue und frische Färbung; seine Freude bestand meist nur

noch darin, daß er Andere erfreut sah. In dem genau umschriebenen Kreise des Familienlebens hatte seine Liebe nicht Befriedigung gefunden, er dehnte nun die Grenzen aus, so weit er konnte.

Er hatte bei dieser Fremdenliebe noch ein besonderes Interesse: nicht daß er seine Kenntniß vieler Städte und Länder zur Schau stellen wollte, sondern er horchte überall leise hin, um die Stimme der Zeit in ihrem unmittelbarsten Ausdruck zu vernehmen; nichts war ihm zu gering, das er nicht der Aufmerksamkeit für würdig hielt, und die Leute liebten seinen Umgang und priesen seinen tiefen Geist, denn nie sind die Menschen dankbarer, als wenn man ihnen Gelegenheit gibt, ihre Erfahrungen und Anschauungen an den Mann zu bringen, und sie dabei das Vergnügen und den Triumph des Belehrens genießen zu können.

So verworren und dumpf das Leben Ephraims war, wenn er sich in seinen Grübeleien und Selbstquälereien verfing, eben so geläutert und licht wurde es, wenn er aus sich heraus trat, sich den Menschen um ihn her und der Allgemeinheit anschloß, und doch fühlte er wieder die Schwäche, die darin lag.

„Weißt du, wer der ärmste Mensch ist?" sagte er einst zu Philippinen, „Wer nicht allein sein, Andere nicht entbehren kann, wer ein trauriges Denken in der Einsamkeit nicht zu überwinden vermag und Zerstreuung suchen muß."

„Nein, du bist zu gut, du brauchst Anschluß, du gehst viel sicherer und gerader, wenn du mit Jemand Arm in Arm gehst."

„Nenne es nicht Güte, es ist Schwäche und Unglück,“ wehrte Ephraim, „von der Außenwelt Etwas erwarten und bedürfen, das dem eigensten Sehnen und Verlangen entsprechen soll, das ist das größte Unglück und Schwäche zugleich. Ich bin vom Barometer im Gesicht eines jeden Menschen abhängig. Ich weiß, woher das kommt.“

Ein neuer Ankömmling beschäftigte die ganze Aufmerksamkeit Ephraims. Lustig und guter Dinge trat eines Abends Maimon zu ihm ein, legte seinen Knotenstock auf den Tisch und erklärte, daß er nun in Breslau bleiben wolle, da es ihm in Berlin nicht nach Wunsch ergangen war; Ephraim mußte ihm einstweilen einige Groschen geben, damit er mit etwas Branntwein und Schwarzbrod „sein Uhrwerk,“ wie er seinen Körper nannte, wieder aufziehen könne.

„Wie steht's jetzt mit Ihrer Philosophie?“ fragte Ephraim, und Maimon erwiderte:

„Bei meiner ersten Ohrfeige.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich auch nicht, aber wie gesagt, es bleibt bei der ersten Ohrfeige. Wie ich als kleiner Junge zuerst das Chumesch (Bibel) bei meinem Vater gelesen habe, da les' ich: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — ich frag': wer hat Gott erschaffen? Da giebt mir mein Vater eine tüchtige Ohrfeige, und das ist bis jetzt die einzige Antwort, die ich auf meine Frage bekommen habe, es hat mir keine Philosophie eine andere gegeben.“

Maimon war eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die sich in der ersten Entpuppung des Judenthums

zeigten. Aus den dumpfesten Klausen der polnischen Orthodoxie entsprungen, trieb er sich unstet in den Wissenschaften wie in den Städten umher, sein gewandter Geist fand sich von allen Wissenschaften angezogen und nirgends festgehalten; gleich einem bezähmten Wilden machte er plötzlich alle Pädagogik zu Schanden, und setzte mit thalmudischer Dialektik über alle Schranken der Ordnung im Leben und in der Wissenschaft hinweg. Mit hingebender Emsigkeit sorgte Ephraim für ihn und verschaffte ihm durch seine Bekannten bald die Mittel zu seinem Unterhalt und zur Fortsetzung seiner Studien. Ephraim war nun selber auf jener Stufe angelangt, die er ehedem so sehr verschmäht und bemitleidet hatte: er betrachtete sein eignes Leben als verfehlt, und fand nur noch Beruhigung darin, für Andere, seien es Einzelne oder Genossenschaften, zu sorgen.

Durch Maimon ward Ephraim auch in das Wirthshausleben gezogen, das ihm bisher fast ganz fremd geblieben. Die deutschen Juden unterscheiden sich von den polnischen sehr durch ihre Nüchternheit, Maimon folgte seinem Nationalhang in genialer Ungebundenheit. Hier sprach er auch am liebsten von seinem höchsten Interesse, der Aufklärung seiner Glaubensgenossen.

„Die Mathematik allein kann zuerst diese krummen Köpfe hobeln," behauptete Maimon, „darum bearbeitete ich die Wolfische lateinische Mathematik in rabbinischer Sprache; aber die Herausgabe kostet zu viel Geld, und die wenigen Freunde der Aufklärung sind schon genug in Anspruch genommen."

Ephraim bedurfte stets nur eines frischen Hauches,

daß die Gluth in ihm zur Flamme aufloderte; von nun an war sein Dichten und Trachten dem großen Werk der Aufklärung gewidmet. Er sprach einst mit Maimon davon, daß die frommgläubigen Beschränkungen die höchste Sünde gegen Gott und die Menschheit wären, denn „jegliche Entziehung einer Lebensfreude und eines Genusses ist die höchste Sünde gegen den Zweck der Schöpfung und des Daseins."

„Ein polnischer Edelmann kommt einst nach Warschau," erzählte Maimon in seiner seltsam abspringenden parabolischen Weise, „da der Edelmann nichts besseres zu thun hat, geht er die Straßen auf und ab spaziren. Er sieht allerhand Lebensmittel zum Verkauf ausgestellt, ihn hungert, er greift in die Tasche, aber da ist es wüst und leer. Nun fängt er an, auf die Residenzstadt los zu schimpfen: co to so mjasto niemam saco pirogi Kupicz! (Was zum Henker ist das für eine Stadt, wo man nicht einmal hat, wofür man Semmel kaufen kann!) Gerade so machen's auch die frommen Rabbinen."

„Ich verstehe nicht, wie Sie das hier anwenden."

„Die Anwendung liegt ja auf der Hand," entgegnete Maimon, „wenn die Leute keine eigene Vernunftmünze im Kopfe haben, schimpfen sie auf Jerusalem und Babylon. — Aber ich sage Ihnen, die ganze Geschichte des Judenthums und alles dessen was daraus hervorgegangen, liegt in einer einzigen Legende aus dem Thalmud. Es verstehen sie heutigen Tages nur zwei Menschen, und Einer davon bin ich."

„Und was erzählt die Legende?"

„Die Juden haben einmal nach der Rückkehr aus Babylon den Dämon Jezer-Hara (sinnlicher Trieb) gefangen und haben ihm ein Aug' ausgestochen, und ich sag, das bedeutet: seitdem haben sie keinen Sinn für Freudigkeit, für die Kunst überhaupt. Der Thalmud erzählt aber weiter: sie haben dem Dämon aber auch das zweite Auge ausstechen wollen, und da hat kein Huhn mehr ein Ei gelegt. Wollen Sie der dritte sein, der die Bedeutung dieser Legende begreift?"

Ephraim nickte bejahend und er erkannte mit vieler Beruhigung, wie das Ende seines Lebens doch wieder in seinen Ausgangspunkt umbiege. Aus der jüdischen Beschränkung hatte er sich emporgearbeitet, dann an ein individuelles, ja man kann sagen egoistisches Glück Alles gewagt; da dieses ihm versagt war, hatte er der allgemeinen Weltbewegung sich anzuschließen versucht. Alles war nur Traum. Er sah sich mitten in einem Kreise jugendlich strebender Geister, die sich beglückt fühlten von jedem neuen Wissen, das sie sich aneigneten, und erhoben durch jeden Vernunftgrundsatz, den sie unter den jüdischen Glaubensgenossen ausbreiteten. Die von Mendelssohn ausgehende Anregung hatte in den Provinzstädten einen Eifer für Aufklärung und Bildung erzeugt, der sich noch lange in lebendigem Trieb erhielt, als man in der Hauptstadt allmälig abzulassen begann. Die später erschienene hebräische Zeitschrift „der Sammler," hatte in Breslau die thätigsten Mitarbeiter, unter denen besonders Joel Löwe und Bense, der einen Commentar zu Rabbi Saadia Gaons „Glauben und Wissen" geschrieben, hervorragen. Ein Kreis

edelstrebender junger Männer hatte sich gebildet, die sich in ebräischen Gedichten und Abhandlungen versuchten, und eine neue Schrift Mendelssohns war wie eine neue Offenbarung, die man gemeinschaftlich las und ausdeutete.

Hatte Ephraim es ehedem vermieden und mit Strenge darauf gewacht, in Behaben und Ausdrucksweise Alles abzuthun, was an die abgeschiedene Sphäre jüdischen Lebens erinnerte, ja erweckte ihm sonst jeder Ausdruck der Art, den er von Andern vernahm, ein Gefühl des Mißbehagens, ein Versetzen in dumpfe Sphäre, so gebrauchte er jetzt gern Sprüche aus der Bibel und dem Thalmud und führte sie gesprächsweise in der Ursprache an. Ja schon ihr Ton that ihm wohl. Ein Athem aus der Jugendzeit muthete ihn daraus an und er war ersichtlich stolz darauf, daß er noch so vielerlei Derartiges im Gedächtniß bewahrt hatte. Er wollte nichts mehr von der weiten Welt, er stand wieder in seinem ursprünglichen abgeschlossenen Kreise. Er liebte die Juden und alles Jüdische mehr als je und manche Formen, die ihn ehedem abgestoßen hatten, fand er jetzt sinnreich und anheimelnd. Er fühlte sich wohl wie noch nie, denn in dieser Sphäre bedurfte es keiner weitläufigen Verständigung, man war von selbst daheim.

Nathan glaubte, daß ihn Ephraim damit necken wolle, wenn er sich jetzt so sehr als Jude benahm. Es schien ihm, sein Bruder wolle ihm Verlegenheiten bereiten, indem er in gewöhnliche Gespräche hebräische Redeweisen einstreute. Er wurde erst beruhigt, als Rosa, die auch hierin viel unabhängiger dachte, ihn

bedeutete, daß diese Art ja auch ihre Berechtigung habe, die sich nicht zu verhüllen brauche und daß es nur ein Vorurtheil sei, wenn man sie minder schön finde.

Immer mehr war Ephraim sein vergangenes Leben wie ein Traum. Wo war das beklemmende Abirren, wo waren alle die Schreckgebilde? Er war erwacht und wieder daheim.

Jenen reflectirenden Standpunkt, nach dem er so oft gestrebt, wo Schmerz und Freude unterschiedslos in einander fallen, er hatte ihn erreicht, er erkannte, daß die Zukunft alle Schuldbriefe der Vergangenheit einlöst, indem sie immer neue Ziele aufsteckt; was ihm auch begegnen mochte, er glaubte es zu beherrschen, denn er wußte heute, wie er über's Jahr das Heute beurtheilen und belächeln würde.

Maimon erzählte mit vieler Jovialität aus seinen Jugendjahren, wie er nach polnischer Sitte schon in seinem eilften Jahre verheirathet wurde, und von seiner Schwiegermutter oft Prügel erhielt; die köstlichsten Anekdoten liefen dabei unter, und des Lachens war kein Ende. Eines Tages wurde indeß Maimon durch die Ankunft seiner Gattin und seines Sohnes überrascht, sie war gekommen, um sich von ihrem entlaufenen Manne scheiden zu lassen. Das erinnerte Ephraim an seinen alten Lehrer Rabbi Chananel, und er hörte jetzt dessen vor kurzem erfolgten gräßlichen Tod. Maimon hatte den Rabbi genau gekannt, und berichtete nun von dessen Zerfall mit sich und der Welt: hin und her geschleudert zwischen aufgeklärter Ueberzeugung und heuchlerischer Werkheiligkeit, verfiel Rabbi Chananel bald

in das eine, bald in das andere Extrem. Er trug sich mit dem Gedanken, dem ersichtlichen Absterben und Verfaulen zu entfliehen, hinaus ins frische bewegte Leben, er wollte sich der herrschenden Kirche zuwenden, da es ja einerlei wäre, ob man hier oder dort ein jesuitisches Spiel mit Formen treibe, denen man weder Glaube noch Ueberzeugung widmen kann; seine Brust hob sich, aus seinen Augen strahlte ein verklärtes Feuer, sehnsuchtsvoll streckte er seine Arme aus nach den Millionen Menschen, denen er fortan die Macht und Kraft seines Geistes weihen wollte, er sah sich vom Strome der Welt getragen, lebend belebend, aber wieder sank er zurück in sein verdumpftes Dasein, er sah sich gefangen von denen, die ihn als Frommen verehrten, und er ward wieder ein bitterer Eiferer und Verfolger gegen Die, welche nur ein Haar breit vom Formglauben wichen; er fastete oft Wochen lang und klagte und betete um Vergebung seiner Sünden, und doch wurde seine Rechtgläubigkeit von Vielen in der Gemeinde bezweifelt, denn er stand während des Gebetes in der Synagoge fast immer mit geschlossenen Lippen träumerisch dareinschauend da oder drückte hastig die Augen zu und warf den Kopf hin und her, als ob er Fliegen verscheuchen wollte. Die Leute sagten, er sei von einem Dämon besessen, und in der That war er's. Der Gedanke, den er einst in Voltaire'schem Uebermuthe im Berliner Tabaksklubb dargelegt, ward lebendig und in ihm selbst. Er wußte nicht mehr, was Phantasie und was Wirklichkeit war. Anfangs mit seltsamem Lächeln, dann aber mit wilder Wuth verweigerte er jede Speise

und jeden Trank, die man ihm reichte, und als man sie ihm endlich aufnöthigte, war es zu spät. Sein letzter Schrei war die weinende Bitte: Laßt mich leben! Helft mir zum Leben!

Ephraim hörte den Bericht von dem Ende Rabbi Chananels mit tiefer Wehmuth und immer seltsamer ward es ihm, daß alles alte Leben nochmals erwacht und ausklingt.

Maimon gab dem Leben und dem Ende des Rabbi die Deutung einer jüdischen Sage, die da verbietet, Phantasiegebilde zu schaffen; denn in der Todesstunde kommen die Phantasiegebilde als Dämone, hängen sich an den Geist, der sich aufschwingen will, zerren an ihm und rufen: Du hast uns einen Leib gegeben, gieb uns auch eine lebendige Seele. — Wer uneinig mit sich lebt, Anderes ausdenkt als bethätigt, dem werden die Geschöpfe seiner Einbildung zu Dämonen, er fällt als ihr Opfer, sie rauben ihm sein lebendiges Dasein.

Ephraim sah schaudernd in einen ungeahnten Abgrund.

Maimon war nach dem jüdischen Eherechte als Vagabund zur Ehescheidung genöthigt worden; er beschloß, bald darauf Breslau zu verlassen; am Fasttage der Zerstörung Jerusalems feierte er mit Ephraim seinen Abschied in dem Wirthshause zum goldenen Rad, und nach seiner Gewohnheit las er aus seinem Lieblingsbuche, das er stets bei sich trug, aus dem satyrischen Gedichte Hudibras von Butler Kernstellen vor und gab allerlei erheiternde Erklärungen dabei zum Besten. Das machte in der ganzen Gemeinde großes Aufsehen, der

Rabbiner Isaak Joseph Fränkel jedoch, ein rechtschaffener und duldsamer Mann, wollte es nicht beachten. In der Gemeinde herrschte aber die häßliche dicke Ehehälfte des Vorstehers Hirsch Levi; Zelotismus und weibliche Herrschsucht stachelten sie zur höchsten Rührigkeit, sie brachte es durch allerlei Umtriebe dahin, daß Ephraim wegen Verletzung des Fasttages vor ein jüdisches Kirchengericht gefordert wurde.

Die Freunde Ephraims riethen ihm, solchem Aufgebot keine Folge zu leisten, denn schon war die Zeit vorüber, in der man die Bannstrahlen der Hierarchie zu fürchten hatte; Friedrich II., allem „Pfaffenregimente" feind, hatte auch die jüdischen Rabbinen eingeschüchtert. Ephraim aber freute sich dieser Gelegenheit, denn er wollte die verknöcherte Orthodoxie einmal fassen und mit der ganzen Wucht seines Geistes zerschmettern. Fast wäre es ihm aber hier wieder ergangen, wie vor dem Richter bei seiner Gefangennehmung, denn Ephraim hatte eine unüberwindliche Scheu, im Angesicht Vieler schroff und selbständig hinzutreten, und versuchte er es, so erreichte er selten seine Absicht; in seinem einsiedlerischen Denken und Grübeln hatte er schon so viele Stufen der Debatte unter sich, stand er schon auf einem solchen Standpunkte, daß er stets geneigt war, dieß auch bei Anderen vorauszusetzen, und selten das Geschick besaß, die unten Stehenden zu sich heraufzuleiten.

Starren Blickes stand er eine Weile vor den Richtern und hörte die Fragen, dann rief er zitternd vor Wuth: „Schließt die Thüren und die Fenster fest, daß kein Lüftchen aus der freien Natur hereinstreiche; spinnt

nur immer weiter und dreht und windet Geistesbande, mit denen ihr die freie Seele erdrosseln wollt, ein Blitz vom Himmel wird die Bande und euch auffressen. Geht nach Haus und betet, gebt eure Sklaven frei und seid selber frei." —

„Habt Ihr am Fasttage der Zerstörung Jerusalems Speise genossen?" lautete die Frage des Kirchengerichts.

Ephraim mußte lachen. „Was kümmert mich das todte Jerusalem?" erwiderte er, „tagtäglich zerstört ihr's, denn überall ist Jerusalem, wie geschrieben steht: an jedem Orte, da ich meinen Namen erwähnen lasse, will ich zu dir kommen und dich segnen." (2. Buch Moses, 20, 24.)

Ephraim mußte das Zimmer verlassen.

„Es fehlt ihm hier," sagte Einer der im Gerichte Sitzenden, mit dem Zeigefinger seine eigene kluge Stirn berührend, „wenn er nicht wahnsinnig wäre, wie könnte er sonst so reden?"

„Ja, er ist wahnsinnig," sagte der zweite Richter, „und ich habe mich vor ihm gefürchtet; wir brauchen ihn nicht mehr zu strafen, Gott hat ihn schon genug gestraft, daß er ihm seinen Verstand genommen hat." Der Rabbine benutzte diese glückliche Stimmung, Ephraim wurde für wahnsinnig erklärt und freigesprochen, sein ganzes bisheriges Leben wurde indeß einer strengen Rüge unterworfen, das ganze Geschick seines Lebens war wohl sorgsam belauert worden, aber verzerrt und entstellt wurde es ihm vor die Augen geführt.

Mit trauerndem Herzen saß Ephraim zu Hause und dachte darüber nach, wie der Fasttag der Zerstörung

Jerusalems nun bald achtzehn Jahrhunderte dauere, er suchte Trost und Aufklärung, und er, der den Minutengenuß allein das Leben genannt hatte, der sich die Worte des Daseins wieder im Buchstabiren zerlegen wollte, begnügte er sich am Ende mit einem Worte, indem er dem Rhythmus der Weltgeschichte Jahrtausende als Sylben zuerkannte.

Ephraim ging eines Tages über den Judenplatz, er sah, wie zwei Knaben in Händel geriethen und sich prügelten, er wehrte dem Ungerechten ab, da sprang der Vater dieses Knaben hinzu, schalt Ephraim und sagte zu ihm, er solle sich ruhig verhalten, er sei ja vom jüdischen Kirchengerichte für wahnsinnig erklärt worden und nur darum nicht in den Bann gekommen. — Ephraim ging lächelnd weiter, er dachte darüber nach, wie er das Ende seiner Tage fern von allem Judenwesen in Ruhe beschließen wolle. Er kam auf den Ring, mehrere christliche Knaben, die den Katechismus unter dem Arm trugen, kamen aus dem Katechumenen-Unterricht, sie warfen den Juden mit Schneeballen und lachten über seinen Zorn. Hatte er bei jenem ersten Begegniß unwillkürlich an Moses in Aegypten gedacht, so wäre er jetzt gern wie der Prophet in die Wüste geflohen, nur um kein Menschenantlitz mehr zu schauen, er flüchtete sich in die Wohnung seiner Schwester Veilchen.

Es war gen Ende Februar, man schrieb das Jahr 1781. Als Ephraim zu seiner Schwester eintrat, kam sie ihm bleichen Antlitzes entgegen und sagte:

„Ach Gott! Du kommst mit mir zu trauern. Ich danke dir.“

„Was ist denn geschehen?"

„Wehe! Wehe! nur ein bischen Papier und ein Tropfen Schwärze, das ist eine Todeskunde. Hast du es denn nicht in der Zeitung gelesen? Am zwölften ist er gestorben."

„Wer ist es denn?"

„Komm' Bruder," antwortete Veilchen, und ihr Auge strahlte hell, Thränen hingen in ihren Wimpern, „komm Bruder, laß dich küssen, du hast ja seinen Namen. Denkst du noch daran, wie du ihn zum Erstenmal in unser Haus gebracht hast? Ich weiß es noch so gut, als ob es heute wäre, es war Frühling, am Montag-Nachmittag, so gegen drei Uhr, ich saß am Nähtischchen und arbeitete an einem Sommerkleide, — der Herr Sekretär —"

„Also Lessing ist todt?" fragte Ephraim, Veilchen nickte.

„Ich habe es gewußt, daß er gestorben ist," sagte sie, „in derselben Nacht, als er starb, hab' ich ihn gesehen: ich ging in der Spandauerstraße, bald mit einem Manne, bald allein, immer weiter, plötzlich war ich auf einer öden Heide, überall Nacht, Irrlichter, da sah ich plötzlich seine Leiche, hu! er fährt mir mit der kalten Hand über's Gesicht" — Veilchen sah ihren Bruder starr an.

„Wehe! du bist von Sinnen," rief dieser, „rühr' mich nicht an, du steckst mich an, fort, fort!" er stieß seine Schwester von sich, rannte wie rasend von dannen, es war ihm immer, als ob der Geist des Irrsinns hinter ihm drein jage und ihn als Beute erhaschen wolle, erst bei Philippinen fand er wieder Ruhe.

Unterdeß lag Veilchen zu Hause schluchzend auf ihrem Sopha, sie zog ein Amulet aus dem Busen und küßte es, es war ein Brief Lessings, den sie sich zu verschaffen gewußt hatte; freilich war er an einen Fremden gerichtet, doch war er ja von seiner Hand, der Hand, die nun in der kalten Erde moderte.

Hier in weiter Ferne trauerte eine Seele um den großen Verstorbenen, die im Wechsel der dichterischen Gebilde, der Lebenserscheinungen und Kämpfe gewiß von ihm schon längst vergessen war; aber das ist die Macht des Geistes und sein Lohn, daß seine Wirksamkeit unermeßlich und unergründlich ist.

Veilchen fand auch bald wieder ihren Trost, Lessing war ihr nicht mehr gestorben als früher, da er noch lebte; des andern Tages sah sie sich wieder in dem Kreise der armen Kinder, die sie nähen und stricken lehrte, und deren Geist sie zu veredeln trachtete; ihr Leben floß wieder gleichmäßig dahin.

Ephraim wagte es indeß, eine Veränderung mit sich vorzunehmen, er verließ die Juden und zog zu seinem Bruder Nathan Friedrich.

Jetzt in späten Lebenstagen machte Ephraim eine Erfahrung, die er nie kennen gelernt, oder der er immer ausgewichen war: die Glückseligkeit, die auch in dem kaufmännischen Betriebe liegen kann.

„Seitdem ich erfahren, was ich kann, und es eben dadurch im Stande bin,“ erklärte oft Nathan Friedrich, „bin ich dir der glücklichste und zufriedenste Mensch von der Welt. Der kleine Handel unsers seligen Vaters war eben so ängstlich als mühevoll. Ich habe

noch lange davon gelitten, und allerlei Grübeleien haben mich geplagt. Ich war wie ein Vogel; der am Boden hüpft, und ich kann dir nicht sagen wie glücklich ich war, als ich einsah, daß ich fliegen kann, und das kann ich jetzt, und weit und hoch, und ich mach's im Leben wie im Geschäft: man muß von den Vorstellungen, die man sich von den Menschen macht, Rabatt geben, man muß jährlich auf einige Bankerotte rechnen, dann macht man sich keinen Kummer darüber. Ich weiß, du hältst den dichterischen Schwung für das höchste, aber ich sage dir, ein Geschäft, das im Schwung ist, macht auch glücklich, und es ist ganz gleich, und so sehen und spüren, wie man wächst — wenn du das je recht an dir wahrgenommen hättest, du hättest nie Dichter werden wollen."

Ephraim bezwang jede andere Empfindung und freute sich, seinen Bruder so erfüllt und erhoben zu sehen.

Wie drängten sich gegen das Lebensende die Gegensätze scharf heraus!

Es war Frühling, Ephraim wohnte mit seinem Bruder und mit seiner Schwägerin Rosa auf dem Landhause, er ging mit Rosa und Philippine durch einen breiten Laubgang, er sprach davon, wie nun das erste Gras auf dem Grabe Lessings wachse, „das große Herz wird nicht mehr gefunden," schloß er.

„Du hast ja auch ein großes Herz," sagte Philippine, nahm ihrem Vetter den Stock aus der Hand, sprang schnell auf dem breiten Sande umher, zeichnete die Umrisse eines Herzes auf den Boden und rief:

„siehst du? Das ist ein Miniaturbild von deinem Herzen, in zwanzigmal so viel Frauenzimmer als hier herein stehen können, warst du schon verliebt, o du großes Herz!"

Ephraim schwieg. So oft Rosa und Philippine zugleich gegenwärtig waren, war es ihm nicht möglich, das Gespräch in ebenmäßigen Gang zu bringen; er fand die Ursache in den ungleichen Charaktern der beiden Frauen, die sich doch so schwesterlich vertrugen; er wollte sich's nicht gestehen, daß seine Neigung und Aufmerksamkeit zwischen Beiden hin- und her schwankte.

Ein neues Ereigniß strömte wieder frische Kraft in das Leben Ephraims, noch in seinen alten Tagen erhielt er die poetische Firmelung vom heiligen Vater Ramler. Zwei große Quartbände voll Epigramme hatte er an den guten Professor geschickt, der sie mit sorglicher Emsigkeit las, eine Auswahl daraus schied, sie feilte und glättete, und sie im „deutschen Museum" ausstellte.

Nicht nur Ephraim, sondern ein großer Theil der schaffenden Geister der Zeit fand erst Beruhigung und Selbstvertrauen in der Anerkennung des Berliner Horaz. Weil man in Gehalt und Gestalt sich nach einem poetischen Katechismus regelte, der von den freien Gebilden der griechischen und römischen Klassiker abgezogen war, darum fehlte die innere Anerkennung, das im Innern ruhende Bewußtsein, und darum bedurfte man des Zurufs von außen.

Dem innern Selbstvertrauen, das Ephraim nun gewonnen hatte, entsprach auch die äußere Schätzung

und Rücksichtsnahme, die man ihm in den weiteren Kreisen der Gesellschaft angedeihen ließ, man verzieh dem Dichter, was man dem Kaufmann verargt hatte, man ließ sein barockes Wesen gewähren, weil man die Grundlage desselben erkannte, und wer Ruhm gewinnt, ist plötzlich über viele Kleinlichkeiten des Alltagslebens hinweggehoben. Garve und viele andere Gelehrte und Beamte, die in dem Hause Nathans aus- und eingingen, näherten sich Ephraim mit freundlicher Zuvorkommenheit. Dieser war jetzt freundlicher gegen Jedermann, denn er war stolzer in sich. Diese Menschen, die ihm begegneten zu Leid und zu Lust, auf deren Mienen und Worte er ängstlich gelauscht, indem er sich über jede kleine Anerkennung gefreut hatte, das war nun seine Welt nicht mehr. Was sind diese paar Menschen? Sein Name und sein Denken zog jetzt durch die weite Welt zu Tausenden und aber Tausenden. Er drückte einst seine ganze Stimmung und die eigenthümliche Umbiegung seines Denkens aus, indem er zu Fülleborn und Garve sagte:

„Nun ist doch etwas von mir da, worauf ich — bescheiden sein kann."

Nathan war besonders erfreut, daß Ephraim nun aus seiner innern Vergrämung herauszukommen schien, und tief bewegte er einst das Herz des Bruders da er sagte:

„Das Judenthum ist darum eine so schwere Last, weil es gar nicht aus dem Widerspruch mit der Welt herauskommen läßt. Du willst immer deinen besonderen Charakter behalten. Das geht aber nicht. Wenn ein

Fürst vorüberfährt und dreihundert Menschen ziehen den Hut ab, werde ich nicht der Narr sein und allein nicht abziehen. Ich leb' mit der Welt wie sie ist, und nicht mit der, wie sie vielleicht sein könnt'. Mit der Welt bös sein und ihr grollen, wem thut man was damit? Sich selber, sich ganz allein, die Anderen spüren nichts davon, wie man Tagelang im Unmuth herumgeht. Schon aus Egoismus bin ich mit Jedem freundlich und friedlich, und da muß er's auch mit mir sein, und ich hab' Vergnügen statt Kummer."

Ephraim seufzte schwer und nickte einverständlich. Nathan fuhr triumphirend fort:

„Da hat am letzten Sonntag unser Pfarrer bei Elisabeth ein Langes und Breites gepredigt über den Text: „Aergert dich dein Auge, so reiß es aus." Ich sag' dir, sie verstehen das Neue Testament nicht recht, ein Jud ist da viel schneller daheim. Was will der Spruch anders sagen als einfach: kommt dir in der Welt was vor, was dich verdrießt, siehst du etwas was dich ärgert, frag' dich zuerst, ob die Schuld nicht an dir ist, hab' die Courage und geh zuerst gegen dich, reiß deinen ärgerlichen Blick aus; kannst du das nicht, nun gut, so gieb dich zufrieden mit der Welt. — Ist das nicht das Aleph Beth des gesunden Verstandes?"

Vieldeutig lächelnd faßte Ephraim die Hand seines Bruders.

Er bewegte sich nun frei und ungezwungen in der „christlichen Gesellschaft," aber weder im Wort noch im Begriff konnte er diese letzte Bezeichnung vergessen; er hatte zu lange außerhalb dieser Kreise gelebt, die Wurzeln

seines Denkens zogen sich in eine andere Region, sie waren zu fest und knorrig, als daß sie in neues Erdreich versetzt worden konnten, er vergaß es nie, daß er ein Jude war. Oft schalt er sich über seine Beschränktheit, daß er sich hier nicht heimisch fühle, aber er konnte das Bewußtsein nicht überwinden, daß er hier nur das gesellschaftliche Gnadenbrod genieße, daß er sich nichts herausnehmen dürfe, sondern stets warten müsse, bis man ihm etwas biete.

Wer nicht in die Gesellschaft eingewohnt ist, dem ist manches Herkommen seltsam und auffällig, das den Anderen als naturgemäß und fraglos erscheint. Ephraim starrte einst auf einen jungen stattlichen Offizier, als Philippine zu ihm trat und ihn fragte: „Was sinnst du?" Er nahm sie bei Seite und sagte ihr mit gepreßter Stimme:

„Sieh' den jungen Offizier dort, wie er so freundlich lächelt, vielleicht eben eine Artigkeit spricht und sich dabei mit dem ganzen Körper auf seinen Säbel stützt. Wie ist es möglich, daß man die Mordwaffe mit in die heitere Gesellschaft bringt? Ist es denn ein Schmuck des Menschen, daß er bereit ist und ein Werkzeug hat, seinen Mitmenschen zu tödten? Sollte er das nicht vergessen machen? Hier mindestens? Ist Menschen erwürgen der Weg zur Ehre? hat Mendelssohn einmal gesagt. Ach, wenn diese Offiziere wüßten, was sich in meinem Hirne regt, sie würden den Säbel ziehen und mir die Hirnschale spalten. Sprich ja kein Wort davon."

Philippine suchte ihn zu beruhigen, aber nie konnte Ephraim an einem Offizier vorübergehen, ohne in sich

zusammenzuschrecken, und sprach er mit einem Bewaffneten, so war sein Blick unstet und immer wieder auf die Waffe geheftet.

„Ich verstehe jetzt die Gemüthsart Rousseau's," sagte er zu Philippine, „weil ich selbst ein Stück davon in mir habe. Rousseau glaubte alle Welt in Feindschaft ihm gegenüber, weil er sich bewußt war, daß er der ganzen gegebenen Welt, ihren Einrichtungen und Meinungen feindlich, zerstörend und auflösend entgegenstand. Du hast einen zerstörenden Gedanken in dir und du kannst es nicht fassen, daß nicht Jeder es dir anfühle, wie du im Geiste den Bestand Aller auflösest. Jeder muß deine innere Feindlichkeit wittern. — Aber Rousseau hatte es gut, er hatte die Kraft einer Einsiedlersnatur — und ich, liegt es vielleicht im Juden, daß er nicht Einsiedler sein kann?"

Nicht nur als Jude, noch weit mehr als Mensch fühlte Ephraim sich fremd in der Gesellschaft. Bald sollte er erfahren, daß auch die Gesellschaft nicht vergessen hatte, daß er ein Jude sei. Man hatte sich einst zu einem größeren Abendessen zu Tische gesetzt, Ephraim fand ein Papier unter seiner Serviette, darauf Verse geschrieben waren:

Liebster, bester Kuh!
Warum bleibest du
Nur allein beim Vater stehn,
Willst nicht zu dem Sohne gehn?

Ephraim las die Verse laut vor, eine peinliche Stille entstand, die Augen Ephraims rollten voll Wuth, er

suchte den Versschmied, schnell aber lächelte er wieder und antwortete: „daß ein guter Sohn die Diener seines Vaters nicht geringschätzen dürfe,“ er verschluckte hierauf das Papier, auf dem die Verse geschrieben waren, dankte für die gute Abendmahlzeit und ging.

Lange mied er nun alle fremde Gesellschaft, so oft ein Fremder in den Kreis seiner Angehörigen trat, huschte er plötzlich fort, und ließ sich nicht mehr sehen, still und einsam wollte er seine Tage vergrollen, und die Menschen verachten lernen. Zu diesem letzteren hatte er aber weder Kraft noch Selbstgefälligkeit genug, er willfahrte daher gerne den dringenden Bitten seiner Schwägerin und gab sich nach und nach wieder den Freuden der Geselligkeit hin.

Mit stiller Freude betrachtete er oft das Behaben Rosa's. In ihrem Wesen wie in ihrer ganzen Umgebung mußte Alles stets aufgeräumt, ja symmetrisch sein; sie war im Stande bei Tische, während sie eifrig zuhörte oder selbst theilnahmvoll sprach, Gläser und Flaschen immer auf's Neue in Symmetrie zu stellen. Anfangs wollte Ephraim darin eine Pedanterie, eine geistige Theilnahmlosigkeit und wirthschaftliche Kleinlichkeit sehen; bald aber erkannte er darin die wohlthuende Erscheinung einer innern Symmetrie, deren äußerliche Feststellung sowohl auf den etwas fahrigen Nathan als auch auf ihn selbst von dem wohlthuendsten Einflusse war.

Im Hause Nathans war eines Abends große Gesellschaft, man spielte, sang und tanzte; Ephraim stand an einen Schrank gelehnt, die Arme auf der Brust übereinander geschlagen, er hielt bald die Augen lange

zugedrückt, und stierte dann wieder in das bunte Gewühl hinein.

„Woran denken Sie jetzt wieder?“ fragte Rosa zu ihm tretend, indem sie gegen ihre Gewohnheit vertraulich seine Hand faßte.

„Wenn ich das Treiben der Menschen mitansehe,“ sagte Ephraim, „wie sie sich anlächeln, liebäugeln, und doch nichts als Falschheit, Bosheit und Fanatismus dahinter steckt, so möchte ich in die Einsamkeit entfliehen, damit ich nicht einen Mord begehe. Da schloß ich meine Augen und dachte mir plötzlich: alle die Menschen um mich her wären todt, die sprühenden rollenden Augen sind gebrochen, diese Lippen zusammengepreßt, diese gluthrothen Wangen fahl und kalt, diese behenden Glieder von innerem Moder geknickt, und über eine Weile nichts als kahle Schädel mit leeren Augenhöhlen, fleischlose Gerippe zwischen vier Brettern eingesargt, statt der Musik nichts als das knappernde Nagen des Todtenwurmes, hu! das ist gräßlich! Ich öffne meine Augen und sehe all' das frische hüpfende Leben, und jeden Menschen möchte ich an's Herz drücken, weil er lebt; ich liebe ihn, weil er lebt, ach es ist so schön zu leben, ach! es könnte so schön sein!“

„Sie quälen sich zu gräßlich mit Todesgedanken,“ antwortete Rosa mit zitternder Stimme, aber Ephraim fuhr fort:

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, liebe Schwägerin, versprechen Sie mir unbedingt, sie zu erfüllen?“

„Wenn es nicht gegen mein Gewissen und außer meiner Macht ist.“

„Keines von Beiden. Versprechen Sie mir, wenn ich wahnsinnig werden sollte und nicht mehr die Kraft und die Willensregierung hätte, mich selber umzubringen, daß Sie mir dann Gift geben wollen? Nun, Ihre Hand?“

„Ach! Sie sind ein Quälgeist und sollten auch schon lange wissen, daß ich für derlei Späße keinen Sinn habe,“ so sagte Rosa und entschwand in der Gesellschaft.

Wieder war Ephraim in einer größeren Gesellschaft. Der Hauptstoff des Gespräches war noch immer der Tod Friedrichs des Großen, obgleich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. schon seit vier Wochen die Regierung angetreten hatte.

„Dieses Jahr 1786 hat noch ein anderes großes Opfer genommen, ich meine Moses Mendelssohn,“ sagte Ephraim, und er führte dabei das auf Maimonides gesetzte und auf Mendelssohn übertragene Gedenkwort an: von Moses in Aegypten bis zu diesem Moses, ist keiner erstanden wie Moses. Alles war still und sah sich staunend um; Ephraim mochte wohl fühlen, wie ungeschickt diese Bemerkung in einem Kreise war, den ganz andere Sympathien beherrschten, neben einen welthistorischen Helden hatte er einen andern, zwar bedeutenden, aber unendlich untergeordneten Mann gestellt. Nach einer Pause setzte er daher hinzu: „Ein Stammhalter der Zeit nach dem andern sinkt in's Grab, die alte Zeit stirbt und eine neue kommt; was wird sie bringen?“

Niemand antwortete, ein Offizier zog ein fliegendes

Blatt aus der Seitentasche, Alles rückte zusammen, der Offizier las Schubarts Hymne: „Friedrichs Tod," die vielleicht das größte Meisterwerk deutscher Hymnendichtung genannt werden kann.

Andächtige Stille herrschte in dem Kreise, als das Gedicht zu Ende gelesen war; nach und nach strömte von allen Lippen das überschwänglichste Lob des eingekerkerten Dichters und des einzigen Friedrich. Ephraim stand lächelnd mitten in dieser Begeisterung, und gab seine abweichende Ansicht bisweilen durch Kopfschütteln kund.

„Ich glaube, Sie sind anderer Meinung," sagte der Offizier mit einem Kameraden nahe auf Ephraim zutretend.

„Allerdings."

Schnell hatte sich die Gesellschaft um sie versammelt. „Lassen Sie hören," drängte man von allen Seiten.

„Meine Ansicht ist, daß dieser einzige alte Fritz an dem Unglück einer ganzen großen Zeit schuld ist. Er war ein guter König? Meinetwegen, da werden sie aber gerade deswegen auf Menschenalter hinaus glauben, sie könnten von Königen glücklich gemacht werden, die poetischen Adlerpapagei's und philosophischen Windhunde werden die Sterne apportiren und systematisch wedeln: „Maul halten," „dummes Zeug," „nicht räsonniren." Ist die österreichische Uniform nicht schöner als die preußische? Warum laßt ihr euch darum todt schlagen? Ich wollt', ich wollt' — ich hätte ein Paar lederne Hosen. Schenk' mir deine Mütze Kuckuck,

steck' deine Waden in die Westentasche, die Katz beißt, miau, kikriki!"

„Ich hätte gute Lust und würfe den Kerl zum Fenster hinaus," sagte der Offizier zu seinem Kameraden.

„Merkst du denn nichts, er ist ja wahnsinnig," sagte dieser.

„Er ist wahnsinnig," zischelte es von Mund zu Munde in der ganzen Versammlung, Ephraim schien es zu hören, gläsernen Blickes starrte er darein, Alles wich vor ihm zurück, er stand vor einem großen Spiegel, seine ganze Gestalt blickte ihn daraus an.

„Da bist du ja, Zweiter!" rief er schäumend, indem er die Hände ballte, „Kerl! du bist wahnsinnig, stirb, du toller Hund, so, so!" er schlug mit Händen und Füßen nach dem Spiegel, daß die Scheiben klirrend niederfielen, Alles war entsetzt, dann sprang er rasend umher, warf Alles übereinander, schrie und wüthete gegen den tollen Ephraim.

Mit schwerer Mühe wurde er gebunden und nach Hause gebracht.

28. Er ist wahnsinnig.

Der die Schwächen und Albernheiten der Menschen so scharf geißelte, Swift, wurde am Ende seiner Tage kindisch, und von seinem Bedienten für Geld gezeigt; der die zahllosen Pflanzen auf der Erde bei ihren Namen rief und ordnete, Linné, hatte am Ende seiner

Tage seinen eignen Namen vergessen; der die Vernunft mit mächtigem Willen meisterte und zügelte, ihre Grenzen und Gesetze enthüllte und umschrieb, Kant, wurde am Ende seiner Tage blöde und stumpf — wir stehen hier vor jenen Untiefen des menschlichen Geistes, deren Grund noch kein Senkblei irgend eines Forschers erreicht. —

In einem dunkeln abgelegenen Zimmer des Nathan'schen Hauses saß Ephraim mit der Zwangsjacke angethan, er tobte und raste gegen seine Mörder, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, immer raffte er sich wieder von Neuem auf und schlug um sich, schrie und heulte, endlich sank er ermattet zurück mit den Worten: „Gute Nacht, der Ephraim ist todt, kikriki!"

Auf eigenthümliche Weise zeigten sich die drei Frauen jetzt in ihrem Verhältnisse zu Ephraim. Veilchen war die erste, die ihn besuchte, und doch fürchtete sie sich am meisten vor ihm, „aber," sagte sie zu sich, „man darf vor keiner Krankheit Furcht oder Ekel haben. Wer soll ihn pflegen, wenn du dich ihm entziehst?" Mit zitterndem Herzen, aber mit festem Tritt ging sie zu ihrem Bruder in die dunkle Klause, sie setzte sich neben dem Wärter still nieder; Ephraim lag auf dem Bett, er spielte mit seinem Finger und murmelte vor sich hin: „Da, da, Mausfalle, da hast du den Ephraim, du kriegst ihn doch nicht; siehst du, Ephraim, gescheiter Junge, in jedem Dorf ist eine Mausfalle, mit einem himmelhohen Thurme, und einer schwarzen Katze drin, Schwalbe auf dem Fenstersims, guck ein, 'runter du

Rabbiner-Bocksbart, friß dein dürres Heu, au, au, laßt den Ephraim gehen, ihr reißt ihm das Herz aus. Ketzer, Ketzer, Ketzer, crepir!"

Mit angehaltenem Athem nahte sich Veilchen ihrem Bruder, dieser schrie laut auf, schlug nach ihr und verfluchte sie, dann fragte er sie wieder: „War die Schur gut und ist die Wolle schon sortirt? Der Ephraim möchte gern mit Wolle handeln, das ist ja lauter Sterblingswolle, komm Schnauzerle, du schwarzer Mohr, hast dich weiß waschen lassen von einem Jesuiten, gieb dem Ephraim seine goldene Dose wieder, nur eine Prise, nur eine — das ist ja lauter Mäusedreck, pfui, pfui. Der Ephraim hat Jerusalem gefressen, wenn er's nur wieder aus dem Leibe herausbringen könnte." — Er sank zurück, es war, als ob sein gläserner Blick um Mitleid flehte, Veilchen wagte es mit ihrer durchsichtig zarten Hand ihm die Haare von der Stirne zu streichen, und Ephraim sagte leise: „Blas', blas', ach! das thut gut, aber brenn' dich nicht, du gutes Kind."

Jetzt erst konnte Veilchen weinen, da sie ihren Bruder so sanft sprechen hörte, sie hielt ihre Hand auf seiner brennend heißen Stirne. „Kennst du mich denn nicht, lieber Ephraim?" fragte sie mit zitternder Stimme, Ephraim antwortete nichts, er kaute bewegungslos an seinem Rockärmel; dann aber fuhr er wieder plötzlich auf und tobte gegen die zwei Offiziere, die ihn meuchlings ermorden wollten, er schlug mit aller Macht nach Veilchen und fletschte die Zähne nach ihr. Der Wärter, ein rüstiger Wollverpacker, entfernte Veilchen, sie blieb

noch vor der Thüre stehen und horchte, sie weinte abermals, denn sie glaubte zu hören, wie ihr Bruder von dem rohen Burschen mißhandelt wurde, sie ging zu Nathan und drang auf schonendere Behandlung, Nathan ging zu Ephraim.

„St! Still," rief ihm dieser entgegen, „hörst du, wie sie arbeiten? sie graben den Boden auf, sie wollen den Ephraim morden."

„Das Geräusch kömmt von den Färbern, die uns gegenüber wohnen."

„Färber? hu, hu, die brauchen des Ephraims Blut, um Altarblätter damit zu färben; knebelt den Ephraim los! Wenn der Vater kommt, giebt er euch Schläge.

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Der plapperte von „Auch gut."

Der Ephraim hat sich verfroren. Wenn der Vater kommt — bringt er ein Nichtschen in einem Büchschen, weil du nicht brav bist. Wer beißt den Ephraim auf die Zunge? Da habt ihr Färberblut." — Er spukte Blut aus, Nathan ließ ihn in ein anderes Zimmer bringen.

Rosa übertrat schon nach einigen Tagen das strenge Verbot ihres Gatten, sie schlich dem Arzte nach, leise in das Zimmer Ephraims, und schwebte fast unhörbar zu dem Kranken heran. Als Ephraim der schlanken Gestalt in dem weißen Gewand ansichtig wurde, richtete er sich, so viel er vermochte, auf, seine Züge hoben sich plötzlich mit frischer Spannung, sein Athem zitterte,

er legte leise die Hände auf der Brust übereinander, seine Lippen bewegten sich wie zum Gebete.

„Wie geht es Ihnen, lieber Ephraim?“ fragte Rosa. Ephraim faßte ihre Hand, in sein wirres Auge trat eine Thräne, schluchzend lispelte er: „Süße Mathilde, bist du da? Ach! sie haben den armen Ephraim gebunden; nicht wahr, du nimmst ihn mit? hu! du bist ja naß.“ — Thränen rannen über seine Wangen, dann schloß er die Augen und schlummerte ein, Rosa entzog ihm bald ihre Hand.

„Sie sind sein Schutzengel,“ sagte der Arzt zu Rosa, als er sich mit ihr entfernte, „diese Thränen, die er vergoß, zeugen von einer großen Gemüthsbewegung, die in ihm vorging, sie können die glückliche Krisis sein, ich hoffe wenigstens von nun an auf lichte Zwischenräume. Sie dürfen ihn nur selten besuchen und nur wenig sprechen, Sie müssen sich auch stets weiß kleiden, wenn Sie ihn besuchen.“

„Es ist sonderbar,“ sagte Rosa, „daß er mich jetzt bei meinem zweiten Taufnamen Mathilde nennt.“

„Bei derartigen Krankheiten ist Nichts oder Alles sonderbar,“ erwiderte der Arzt. Rosa grübelte doch über die „sonderbare Benennung.“

Die lichten Zwischenräume wurden in der That in dem Geistesleben Ephraims immer bedeutender, und jetzt endlich wagte es Philippine, ihren Vetter Eisenfresser zu besuchen. Ungewohnte Angst und Mißbehagen peinigten Philippinen von der Stunde an, als sie den Irrsinn ihres Vetters erfahren hatte, sie wollte ihn durchaus nicht besuchen und sagte einmal: „Ich sehe

nicht gern Gespenster, und ein Wahnsinniger ist das Gespenst seiner selbst.“ Ihren Gedanken konnte sie indeß nicht wehren, daß in ihnen das Gespenst Ephraims erschien und sich nicht bannen ließ. Plötzlich stand sie oft mitten in ihrem Zimmer still und knotelte an ihrem Schürzenbande, indem sie nachdenklich drein schaute; sie hatte diese gräßliche Verwirrung Ephraims kommen sehen, sie fragte sich hundertmal, ob sie ihr nicht hätte entgegenwirken können, ein gräßliches Meteor war vor ihren Füßen niedergefallen, sie konnte nicht mehr lustig darüber hinweghüpfen; stundenlang lag sie auf ihrem Sopha, verbarg ihr Gesicht in den Kissen und sah dann wieder mit unstetem wirrem Blicke in den gewohnten Umgebungen umher. Sie wollte endlich die quälerischen Vorstellungen los werden. Die Wirklichkeit ist gewiß auch hier minder gräßlich als das Phantasiegebilde, tröstete sie sich und nahm sich fest zusammen. Ohne auch nur einen Laut davon kund zu geben, hatte sie Alles in sich durchgekämpft, und blickte nun wieder mit der alten Heiterkeit dem neuen Verhältnisse in das Angesicht, die Welt durfte nichts von der gräßlichen Gährung in ihr erfahren, und sie selber hatte sie bald vergessen.

„Man muß jeden Menschen nehmen, wie er einmal ist,“ sagte sie zu sich, „der einzige Unterschied ist, daß bei anderen die lichten Zwischenräume länger dauern.“ Sie ließ ihre Laute in das Zimmer Ephraims bringen und folgte bald nach. Ephraim lag auf dem Ruhebette, er hatte die Augen geschlossen, spielte mit der Decke und murmelte abgestoßene Sätze vor sich hin:

„Bon giurno Signor Trevirano — va banque! — Rabbi Chananel, morgen ist Kirchweih — komm schöne Gräfin, wollen noch eins tanzen — ha, ha, ha; — du hast eine Fledermaus auf dem Kopf, pfui, pfui!" er drehte sich herum und grüßte Philippinen, sie konnte sich vor Angst und Ueberraschung nicht von ihrem Platze erheben, sie griff mit zitternder Hand über ihre Laute, der Kranke nickte zufrieden mit dem Kopfe, und Philippine sang ihm eines seiner Lieblingslieder vor, er summte leise mit: Philippine rückte näher zu ihm heran.

„Stehen die zwei Leutenants noch unten vor der Thüre, die den Ephraim umbringen wollen?" fragte er geheimnißvoll. „Sie wissen was ich denke, sie wollen mir das Hirn spalten."

„Noch vor einer Stunde standen sie da, aber der Commandant hat sie, wie ich höre, auf die Wache setzen lassen," erwiderte Philippine keck: sie gab auf alle Fragen die erwünschte Antwort, ohne zu widersprechen.

Der Zustand Ephraims besserte sich nur sehr langsam, denn jäh und plötzlich reißt ein Damm entzwei, und nur nach und nach und mit harter Mühe wird er wieder aufgebaut und der überfluthende Strom in seinen gewohnten Lauf zurückgelenkt. Die Angehörigen Ephraims gewöhnten sich indeß bald an diesen Zustand, denn keine Lage der Dinge ist so traurig und drückend, daß man nicht bei längerer Dauer deren bisweilen vergäße. Man ging seinen gewohnten Beschäftigungen, ja sogar seinen gewohnten Vergnügungen nach, man lachte sogar halb schmerzlich über die kunterbunten Redens-

arten des Kranken, nur an Veilchen bemerkte man auch nicht das leiseste Lächeln, selbst wenn ihr Bruder das aberwitzigste und tollste Zeug trieb und sprach.

Man war einst bei Nathan versammelt. „Jetzt erst lernt man den Ephraim recht kennen," bemerkte Nathan Friedrich, „er haßt alle Menschen und sagt's frei heraus, Kinder und Narren sagen die Wahrheit."

„Das ist nicht wahr," entgegnete Philippine, „sie sagen blos ihre Wahrheit; wenn mir ein Narr oder ein Kind sagt: du bist ein Frosch, bin ich deshalb ein Frosch? Nein, aber seine Wahrheit hat er ausgesprochen; die meisten andern Menschen sagen das ganze Jahr Dinge, die sie entweder aus Büchern gelernt oder von Anderen gehört haben, und gerade auf diese steifen sie sich am hartnäckigsten. Mein alter Musiklehrer bildete sich am meisten auf seine Zeichenkunst und seine mathematischen Kenntnisse ein, gerade weil er sich das mit Mühe angeeignet hatte, und die Musik ursprünglich sein eigen war. Bei den sogenannten Wahnsinnigen kehrt sich das eigentliche Innere unmittelbar heraus, sie schwatzen Alles, was in ihrem Sinne ist, ohne es vorher filtrirt zu haben; ich hab' schon oft gedacht: wenn einmal plötzlich alle die Gedanken, alle ohne Unterschied, die den ganzen Tag einem Menschen durch den Kopf gehen, wenn alle diese plötzlich zu Wort kämen und willenlos ausgesprochen würden, Jeder würde vor sich selber davon laufen, weil er hört, wie ihm das wahnsinnigste Zeug im Hirn sitzt. Unsere ganze Vernunft liegt in dem bischen Herrschaft."

Niemand folgte den burlesken Sprüngen Philippinens,

und sie erklärte weiter: „Ich bin jetzt darauf gekommen, warum ich mich nicht mehr vor dem Anblick eines Wahnsinnigen fürchte. Als ich zum Erstenmal in einer Windmühle war, überfiel mich eine Angst und Verwirrung, die gar nicht zu sagen ist: das ganze Gebäude zittert, da bewegen sich die Räder, drehen sich Balken, kreist der Mühlsteinmagen, das knarrt und klappert, so unheimlich, so gespenstisch, ich habe gemeint, ich muß selber drein versinken, bis mir der Müller erklärt hat, wie das Alles in einander geht. So ist mir's auch mit dem Wahnsinn unseres Vetters Ephraim ergangen, ich habe selber hinter das verwirrende Unheimliche zu kommen gesucht, und unser Doktor hat mir's als Müller erklärt, und jetzt erschrecke ich nicht mehr und bin ganz ruhig dabei."

Alles schwieg. Rosa neigte sich zu ihrer Schwägerin Veilchen herüber, und fragte sie leise, ihr einen Pack Wolle hinreichend, mit welcher Farbe sie das Dunkelgrün in ihrer Stickerei schattiren solle; Nathan ging kopfschüttelnd das Zimmer auf und ab. „Am ganzen Unglück unseres Ephraim," sagte er endlich halb vor sich hin, „ist doch nur das Judenthum schuld; es ist schon an und für sich ein Wahnsinn, in einer Festung zu bleiben, die das vorschreitende Heer unbekümmert hinter sich läßt, weil sie am Ende verhungern oder sich ergeben muß. Sowohl die Einsicht der Propheten in der Bibel selbst als auch die Weltgeschichte drängt zu unserm Glauben hin, hier allein ist Friede und Seligkeit."

Philippine hatte schon den Mund geöffnet, um Nathan zu bemerken, wie groß die Macht der Gewohnheit sei: ohne Glauben wäre er übergetreten, und nun sei er schon bis zur Proselytenmacherei vorgedrungen. Sie erinnerte sich indeß noch schnell genug, wie unerquicklich dieses ewige Zerren an den großen Fragen wäre, sie spielte nur lächelnd mit ihren Locken. Nathan schien diese Verstimmung Philippinens bemerkt zu haben, er erzählte ihr nun, daß er auf ihren Rath zum Commandanten gegangen sei; dieser, ein liebreicher Mann, habe gern in den Vorschlag eingewilligt und dürfte jeden Augenblick erwartet werden. Der Commandant kam, er benachrichtigte Ephraim, daß er die beiden Offiziere, die ihm nach dem Leben trachteten, auf die Festung geschickt habe. Ephraim lächelte und berichtete mit großer Ruhe, daß diese Furcht vor seinen Verfolgern nur ein Theil seines Uebels sei, das Schmerzlichste sei, daß ihm kein Gedanke mehr Stand halte, und wunderbar ergänzte er die Erklärung Philippinens, indem er klagte, wie er nicht mehr ohne laute Worte denken könne, da ihm sonst die Gedanken wie ein Wirbel durch einander schießen, und wie er wieder erschrecke vor dem, was er selbst von sich höre und doch nicht zum Schweigen bringen könne.

Ephraim hatte ein zerkratztes Gesicht und er erklärte, daß er sich das selbst gethan. In stiller Nacht erstické er fast vor den tollenden würgenden Gedanken, und er habe eine tiefe Sehnsucht nach körperlichem Schmerze, der ihn davon befreie. In letzter Nacht sei es ihm gewesen, als ob sein Körper todt, empfindungslos sei,

da habe er sich mit Gewalt die Hände in's Gesicht gekrallt und es sei ihm wohl geworden, als er sein rinnendes Blut und einen Körperschmerz gefühlt habe.

Jetzt endlich brachte man ihn dazu, daß er der Verordnung des Arztes gehorchte, und sich, von dem Wärter begleitet, Bewegung im Freien machte. Auf der Straße grüßte er rechts und links alle Begegnenden, die er kannte und die er nicht kannte, und lächelte ihnen freundlich zu, die Leute blieben einige Sekunden stehen und sahen ihm verwundert nach, dann aber ging ein Jeder wieder seines Weges.

Eine stille Schwermuth und Menschenscheu schien sich in Ephraim auszubilden. Stundenlang saß er da, das Kinn in der Hand wiegend, und murmelte unverständliche Worte vor sich hin, dann tobte und raste er wieder gegen alle Anwesenden, man gewöhnte sich nach und nach daran, ihn dann allein zu lassen. Hier in der Einsamkeit lichtete sich dann oft plötzlich die Wirrniß seines Innern, er wurde sich seines Zustandes bewußt, und einst nach einer gräßlichen Raserei schrieb er folgende „Gedanken von gewissen Unglücksfällen veranlaßt:“

Der starke Atlas nahm die Welt auf sich,
Und eine Welt voll Gram ertrage ich;
Doch, hoher Zeus, dir sei's gedankt,
Nie hab' ich unter ihr gewankt.

Sein Geist handhabte wieder die alten fertigen Formen der gewohnten Dichtungsweise, er hatte seinen Zustand in Wort und Zeichen von sich abgelöst und als

ein Erkennbares sich gegenübergestellt, und hier zum Erstenmale fand er wieder den Begriff und das Wort seines Ich. Mit Erkenntniß seines Ich traten auch wieder die wechselnden Gestalten der äußern Welt an ihn heran, und warfen ihren leichten Wiederschein in den Spiegel seines Bewußtseins, er aber kehrte sich ab von ihnen. Immer einsiedlerischer vergrub er sich in die abgeschiedene Welt seiner Vergangenheit, gleichgültig und kalt würdigte er das Leben um sich her auch nicht eines Augenmerkes, er war still und ruhig, der Tod konnte nur wenig Leben mehr an ihm erbeuten.

In dieser Abgeschiedenheit bemerkte auch Ephraim nicht, daß seine Schwester Veilchen ihn schon seit mehreren Wochen nicht besucht hatte, auch Philippine kam selten und meist mit betrübtem Angesichte, sie kam von dem Krankenlager Veilchens. So lange der Irrsinn Ephraims gedauert hatte, hatte Veilchen in fieberhafter Aufregung gelebt, bei Nacht und am Tage machte sie alle die Seelenschmerzen ihres Bruders mit durch. Das Bewußtsein ihres eigenen verfehlten Lebens zog sich durch alles dieses. Oft erhob sie sich Nachts von ihrem Bette, streckte die Hände zum Himmel empor und bat um den Tod, Niemand antwortete ihrer Stimme, dann weckte sie ihr Dienstmädchen und plauderte mit ihm über dies und das. Jetzt, da Alles wieder in das gewohnte Geleise einzulenken schien, jetzt lag Veilchen an einer schweren Krankheit darnieder, ein hitziges Fieber zehrte an ihrem Leben, Philippine verließ ihr Krankenbette fast nie.

Eines Mittags, schwarze Regenwolken hingen am

Himmel, da verlangte Ephraim unversehens einen Ausgang in's Freie; Nathan begleitete ihn. Unglücklicherweise kam man vor dem jüdischen Friedhofe vorüber. „Ich will das Grab unserer Eltern sehen," sagte Ephraim stillstehend, Nathan wollte ihn abhalten, aber Ephraim riß sich los, kletterte an der Mauer hinauf und sprang hinab, Nathan eilte ihm nach. Die Hände auf dem Haupt in einander geschlungen, warf sich Ephraim mit dem Angesichte auf das Grab seines Vaters, lange lag er da, ohne Bewegung; Nathan blickte gedankenvoll drein, endlich suchte er seinen Bruder aufzurütteln, dieser aber wehrte mit der Hand leise ab, nur mit Mühe konnte er von dem Grabe weggebracht werden. Als er wieder aufrecht dastand, blickte er sich nochmals um, ein offnes Grab war unweit dem seines Vaters.

„Ist das für mich?" frug Ephraim, er sprang hinab und legte sich auf den feuchten Grund, „ho ho! es ist zu kurz, lieber Bruder, schlag mir den Kopf ab, dann paſſ' ich gerade herein." Nathan stand verzweifelnd da, er schrie nach Hülfe, da öffnete sich die Thüre, sechs Männer trugen in ihren Händen eine Bahre, die ganze Gemeinde folgte, Ephraim hatte sich aufgerichtet. „Wen bringt ihr hier zu meinen Eltern?" schrie er aus der Grabestiefe den Ankommenden entgegen, Alle fuhren entsetzt zusammen, die Männer stellten die Bahre auf den Boden.

„Deine Schwester Veilchen," riefen dann Alle wie aus Einem Munde.

Ephraim wurde aus dem Grabe gehoben, er fiel

seinem Bruder weinend um den Hals, dann warf er sich nieder, riß den Deckel von der Bahre und küßte die todten Lippen seiner Schwester, bat sie tausendmal um Verzeihung, weinte und schrie und wälzte sich auf dem Boden.

Nathan stand erstarrt bei Seite, Niemand sprach ein Wort mit ihm, er mochte fühlen, was es heißt: sich im Leben wie im Tode von den Seinen zu trennen.

Veilchen wurde begraben, Ephraim hatte die erste Scholle Erde auf ihren Sarg geworfen, er wurde von zwei Männern nach Hause geführt, einen ganzen Tag und eine Nacht saß er auf dem Boden, seine Lippen öffneten sich nicht, weder um Speise zu genießen, noch um ein Wort zu reden.

29. Auflösung.

Der Tod Veilchens, eine innere Ermattung, die fast nie mehr wich, gab dem wiederkehrenden Leben in Ephraim einen eigenthümlichen Charakter. Durch die sorgliche Pflege für seine Gesundheit mußte er sich in das stille Naturdasein einleben, und dieser Hinweis ward ihm allmälig zur Lust.

In einem Lehnsessel unter der schattenbreitenden Hängeweide in dem Garten Nathans saß Ephraim tagelang still vor sich hinsinnend und brütend. Aus der Irrfahrt durch das weite Menschenleben war er heimgekehrt in das ewig Stetige, und ein Baum war sein Genosse. Aus der Umschau in den geistigen Hervor-

bringungen aller Zeiten und Länder war ihm endlich ein einziges Buch in der Hand verblieben, auf dem schon das Auge des Kindes geruht, dessen Worte schon die Knabenlippen gesprochen, es waren — die Psalmen Davids.

Er las sie in der Ursprache, und diese Worte, diese Töne weckten einen Klang aus längst entschwundener Jugend, erneuten einen erquickenden Frühlingsduft des Lebens.

Und wie der Baum über ihm seine Zweige wiederum zur Erde neigte, darin die Wurzeln sprießen, so ward ihm sein eigen Leben und Sinnen.

Manchmal auch verglich er Moses Mendelssohns Uebersetzung der Psalmen mit der Urschrift, und versetzte sich wechselsweise in das Leben des Sängerkönigs und in das des Philosophen, der in schmerzvollen Bedrängnissen sich dadurch Rettung gab, daß er die Worte Davids in die deutsche Muttersprache übertrug.

Oft hörte man Ephraim in der Nacht einen ebräischen Psalm singen, und selbst Nathan, der seine Kinder nicht gern an das Judenthum erinnern lassen wollte, ward ergriffen von der Innigkeit des Tones und ließ seinen Bruder gewähren.

Die Ausschließlichkeit, mit der Ephraim vom Beginne des Frühlings an jetzt nur im Garten unter der Weide sitzen wollte, konnte fast als krankhaft gelten, aber der Friede, der dadurch über ihn gekommen war, verhinderte jeden Eingriff.

Es war im August, als in dumpfer Mittagsschwüle plötzlich ein mächtiges Gewitter am Himmel ausbrach;

die erste Sorge aller Hausbewohner war, Ephraim unter das schützende Dach zu bringen, er aber wehrte mit aller Macht ab und verharrte ruhig unter der Weide. Und als das Gewitter vorüber war, fand man ihn in sanftem Schlummer, in der Hand ein Blatt, darauf die Worte: „Lob Gottes nach einem kurzen und heftigen Donnerwetter.“

„O schwinge dich aus deiner Hülle,
Mein Geist, und steig' in heil'ger Stille,
Frei von des Körpers trägem Thon,
Auf der Geschöpfe großer Leiter
Von Stuf' auf Stufe forschend weiter,
Und nahe dich der Gottheit Thron.“

Friede mit Gott war fortan in die Brust Ephraims eingezogen, er hatte ihn in andächtiger Beschauung der Natur wieder gefunden, auch mit den Menschen um ihn her, ihren Einrichtungen und Sitten versöhnte er sich immer mehr und mehr; die Weichheit seiner Seelenstimmung ließ jetzt nur milde Töne in ihm wiederklingen, er fand die Menschen, fand sich selber besser und geläuterter, Alles begegnete ihm mit zarter liebevoller Zuvorkommenheit. Wie der Taube wieder besser zu hören glaubt, weil Jedermann, sein Uebel erkennend, vernehmlicher mit ihm spricht, so auch erging es Ephraim; man kannte seine Menschenscheue und seinen Trübsinn, gern begegnete ihm Jeder freundlich und gefällig, und er konnte hierdurch die wirkliche Tugend der Menschen immer besser erkennen. Gesühnt und bekehrt ging er seinem Ende entgegen, und aus voller Seele betete er zu Gott:

„Gieb Liebe mir für Jedermann,
Von dem du Vater bist;
Er bete wie er will dich an,
Wenn er dein Kind nur ist.

Naht meines Lebens Ende sich,
Ruft mich der Tod in's Grab,
So stärke der Gedanke mich:
Mein Vater ruft mich ab."

Im Vertrauen auf Gott und die Tugend der Einzelnen, suchte er die Einrichtungen der Welt, die diesem so oft widersprechen, zu vergessen; er durfte hoffen, mochte sich die Hoffnung auch nicht in seinen Tagen erfüllen.

Mit mannhafter Stärke ertrug er auch jetzt die Leiden, die noch über ihn verhängt waren: der Schlag rührte ihn, lähmte ihm die ganze rechte Seite und das Sprachorgan. Da lag er nun, und konnte nur mit der linken Hand in schwer verständlichen Zeichen seine Wünsche ausdrücken. Ruhe und stille Ergebung sprach aus seinem Antlitze, oft legte er die linke Hand auf die Brust, sein Auge kehrte sich nach oben, er betete um den Tod, nicht mehr wie in früheren Tagen hätte er sich selbst ihn ertrotzt, er harrte geduldig seines Endes. Draußen in der Welt rasselten die Wagen, wirbelte die Trommel zu dem Marsch der Soldaten, pfiffen Handwerker lustige Melodien zu ihrer Arbeit, lustwandelten vergnügte Menschen unter den grünen Kuppeln der Bäume, schwang sich die Lerche trillernd empor und hier in dem einsamen Zimmer vernahm man nichts als das taktmäßige Picken der Uhr, das

Schwinden der Zeit und die Tritte des herannahenden Todes; hier war kein Leben, als der kärgliche Athem auf den Lippen Ephraims. Das aber ist die Macht des Geistes, daß er, gebunden an seine Hülle, sich weit hinweg schwingt von ihr, und ungebunden das All durchschweift; man konnte es an dem wechselnden Mienenspiel Ephraims bemerken, wie er in Raum und Zeit bald da bald dort sich finde.

Als er wieder den Gebrauch seines Sprachorgans erlangte, sagte er zu seiner Schwägerin, die ihn mit aufopfernder Sorgfalt pflegte: „Ich ertrage diese Krankheit weit leichter, als die vorhergegangene, da der Schlag meinen Geist gerührt hatte; es ist nicht wahr, daß es ein Glück ist, das Bewußtsein zu verlieren, das Bewußtsein allein, und sei es auch das des Schmerzes, ist Leben."

Rosa saß den größten Theil des Tages an dem Krankenbette Ephraims, sie suchte ihn auf allerlei Weise zu unterhalten, sie erzählte, las ihm vor, ja sie erging sich sogar gegen ihre sonstige Gewohnheit in munteren Späßen.

Ephraim war eines Mittags eingeschlummert. „Bist du da, Mathilde?" sagte er erwachend; Rosa schrack heftig zusammen, sie fürchtete einen Rückfall in seinen Irrsinn, da er sie sonst so genannt hatte; Ephraim war eine Weile still, seine Lippen bewegten sich, er bat seine Schwägerin Dinte und Feder zur Hand zu nehmen, und diktirte:

„Als mich schwere Leiden plagten,
Sorgen mir das Herz zernagten,

Kam, bewehrt und fürchterlich,
Die Verzweiflung über mich.
Doch ein Weib mit sanftem Blicke
Scheuchte sie sogleich zurücke.
Dankbar pries ich ihre Huld,
Dankbar fiel ich ihr zu Füßen,
Wollte ihren Namen wissen,
Und sie rief: ich bin Geduld."

Er ließ sich die Hefte bringen, worin er mit zierlicher Schrift seine Gedichte aufgezeichnet hatte, mit wehmüthigem Blick betrachtete er diese wenigen Blätter, in ihnen lag aller Gewinn und die Eroberung eines ganzen Lebens. Weder Kinder noch Enkel werden einst auf ihren Ahnen zurückdeuten und die Stelle suchen, wo man seine Hülle eingesenkt; spurlos war er über die Erde geschritten, nur diese Zeilen mochten einst dafür zeugen, daß hier eine Seele gelebt und gelitten, geweint und gelacht, um am Ende dem Tod in die Arme zu sinken.

Mit lächelnder Miene blätterte er nun fast tagtäglich in den Heften, oft hielt er inne, er vergegenwärtigte sich die Stunde und die Verhältnisse, worin er diese und jene Zeilen gedichtet; wie er in der Dichtung das fliegende Leben zu Lust und Scherz festgebannt, und es solcherweise doppelt genossen, so erstand es ihm jetzt zum Drittenmal, indem er sowohl dem Leben als der aus ihr abgespiegelten Dichtung fern und fremd gegenüberstand; oft schwebte ihm aber auch die ursprüngliche Veranlassung zu einem solchen Gedicht nur noch wie ein Traumbild vor; aus Wirklichkeit und

Phantasie hatte er ein Drittes gebildet, dieses Dritte allein war nur noch für ihn wahr, die Urbilder waren verschwunden und verschwommen. Schmerzlich nannte er einst sein ganzes Leben „nichts als ein gebundenes Buch;" der alte Trieb, unmittelbar im Leben, wie es sich in Familien- und Staatsgesellschaft gestaltet, festen Fuß zu haben, schien noch nicht ganz in ihm entschlummert.

Nur seiner Schwägerin vertraute er sein liebstes Kleinod, seine Gedichte; scherzhaft nannte er Rosa deshalb oft seine „Seelenhüterin Chloe." Die unermüdliche Sorgfalt und Pflege Rosa's hatte nichts weniger als einen schäferlichen Charakter, aber der zarteste Liebeshauch adelte und verklärte all ihr Thun; zarter und inniger erscheint das Mädchen nicht, wenn es mit holder Verschämtheit dem Geliebten einen frischen Blumenkranz auf die lockenumwallte Stirn drückt, als hier Rosa erschien, wenn sie ihrem Schwager, der sich nicht bewegen konnte, die prosaische Schlafmütze aufsetzte. Ephraim war ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer, seine Gelähmtheit verhinderte ihn an diesem Genusse, Rosa fand einen Ausweg: mit halb scherzhaftem, halb mitleidigem Lächeln legte sie die Tabakskörnchen auf die zarte Oberfläche ihrer weißen Hand, mit der Linken hob sie sein Haupt in dem Kissen empor, und von der Rechten ließ sie ihn schnupfen. Ephraim blickte sie starr an, er dankte nur mit sanftem Neigen der Wimpern; er mochte es fühlen, wie diese Seele voll Liebe und Güte so anspruchslos und zufrieden in all ihrem Thun sich weder

rechts noch links kehrte, um zu sehen, ob man es auch schön finde.

Als Ephraim wieder sprechen konnte, erkannte Rosa bald, daß er sich gern von seinen Gedichten unterhielt; nicht aus Liebe zur Dichtung, sondern nur um dem Kranken gefällig zu sein, las sie die Gedichte Ephraims; sie konnte sich nicht in diese Sinnesweise hineinfinden, Manches darin mißstimmte und verletzte sie sogar; sie bemerkte indeß einst gegen Ephraim:

„Ich wunderte mich, in Ihren Poesien noch kein Kaufmannsgedicht gefunden zu haben."

Diese einfache Bemerkung traf Ephraim im Tiefsten, und halb ärgerlich schrieb er noch denselben Abend auf die letzte Seite seines Heftes:

„Dies Büchlein ist mein Kram, die Waare, die ich führe,
Sind Epigramme; kaufe, wer was brauchen kann.
Doch lieben Leute, steht euch gar nichts an,
So geht fein still vor eines Andern Thüre."

Endlich hatte er sich gewissermaßen zu einer Einheit hinangerungen, er stand als Kaufmann in der Poesie, er zeigte seinem Bruder Nathan, welchen Avisbrief er sich abgefaßt habe; Nathan lächelte beifällig und erzählte ihm dann von den Weltbegebenheiten. Die vaterländischen Angelegenheiten boten nur flüchtigeres Interesse, die Streitigkeiten mit Holland verloren sich in Einzelheiten und Kabinetsgeheimnisse. „Wird Necker sich im französischen Kabinette halten? wird der Adel, der Klerus und der dritte Stand sich einigen?" das waren oft behandelte Fragen; Nathan geberdete sich gern wie

ein gewiegter Finanzmann, und er bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er zur Rechnungsprüfung in der städtischen Kämmerei gewählt worden war. Auch Philippine mischte sich gern in dieses Gespräch, sie war eine eifrige Zeitungsleserin, nur Rosa nahm an allem diesem keinen Antheil.

Hier, im entlegenen Schlesien, in dem Krankenzimmer eines nach und nach absterbenden Menschen, hier fanden die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung helles und vielfältiges Echo, denn es war das Erstemal, daß von den Gesetzgebern in Europa das verhandelt wurde, was in Büchern und Gesellschaften schon längst zu Wort gekommen war.

Es war an einem heißen Sommermittage. „Das Pariser Volk hat die Bastille gestürmt," rief Nathan, mit erhitztem Gesicht eintretend. „Hört," er zog einen Brief aus der Tasche und las einen Bericht über jenes denkwürdige Ereigniß, das als das erste rollende Körnchen betrachtet werden kann, das sich im Laufe der Zeit zur gewaltigen Lawine anhäufte.

Die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf Versailles und Paris gerichtet; die Erklärung der Menschenrechte als Grundlage der neuen Constitution gewann der neuen Wendung der Dinge namentlich in Deutschland zahllose Verehrer, denn hier besonders mußte man es als einen Sieg begrüßen, die Philosophie und Humanität zum Staatsgesetz erhoben zu sehen; das war ja in Schulen und in Büchern schon mannigfach erörtert. Erst mit den Neuerungen in einzelnen und bestimmten Rechtstiteln wurden Mißtöne hörbar.

Klopstock begrüßte den neuen Tag in einer schwunghaften Ode, Alles war voll freudiger Erwartung. Wie hier in dem Krankenzimmer Ephraims, so war aller Orten und in allen Familien eine theilnehmende Erregung der Geister.

Oft murmelte Ephraim auch das Wort aus dem Propheten Zacharias (14, 7) in ebräischer Sprache vor sich hin: „Und am Abend wird es Licht.“ Noch einmal schien das Leben in ihm gleich einem ersterbenden Lichte aufzuflackern.

„Wehe mir, daß ich todt bin,“ klagte er einst, „hier muß ich liegen, scheintodt; ich höre die Tritte der Geliebten auf der Treppe und kann ihr nicht entgegeneilen, ihr die Hand nicht reichen; ich höre die Menschen um mich her reden, handeln, kämpfen, ich höre und fühle das Alles und kann mich nicht aufraffen und mitten unter sie stellen; o wär' ich todt! nein, nur einen Tag noch möcht' ich leben, ganz leben, und im Kampfe sterben! — Ich danke dir, o Gott, Herr und Vater, daß du mich in Kummer und Leiden aufbewahrtest, daß ich den neuen Tag noch schaue, ich sehe die Morgenröthe, ich höre Millionen Posaunen tönen, die Erde zittert bis in ihr tiefstes Herz hinab, Gespenster weichen, Ketten brechen, die schuppigen Panzer fallen von dem Busen der Menschen, da ist kein Vorurtheil und kein Unrecht mehr, und in stiller Umarmung fühlen sie Brust an Brust die Herzen gleich schlagen. Weg mit all dem Plunder,“ rief er, und warf seine auf dem Tische liegenden Gedichte hinab auf den Boden, „nur ein einzig Lied möcht' ich singen, mein

Schwanenlied, und dann sterben. — — Ich beschwöre euch, begrabt mich nicht scheintodt, steckt mir ein Messer in die Brust, hierher."

Solche Erregtheiten übten den schädlichsten Einfluß auf den Zustand Ephraims; stundenlang lag er dann da und nur sein kurzer Athem zeugte von Leben. Man wollte ihm die Tagesereignisse verhehlen, er aber drang stets stürmisch auf genaue Berichte. Nathan klagte einst über die gräulichen Morde, die das losgebundene Volk verübe, und daß so viele Menschen, darunter auch Unschuldige, sterben müßten.

„Kikriki," schrie Ephraim, „hat nicht Alles gejubelt und gejauchzt und den Helden in den Himmel gehoben, weil so viele tausend Menschen sterben mußten, damit Schlesien preußisch oder österreichisch würde? Dürfen jetzt nicht auch Menschen sterben? Adler oder Gockel, kikriki!" —

Nathan schüttelte mitleidig den Kopf, sein Bruder war wieder in Irrsinn verfallen, er wünschte seinen Tod, der näherte sich auch mit jedem Pulsschlage.

Der Frühling nahte heran, Ephraim wurde immer schwächer.

„Ich fühl's," sagte er einst zu Rosa, „ich werde keine Frühlingsblumen mehr sehen, sie werden aus meinem Grabe wachsen." Rosa verhüllte schweigend ihr Angesicht und suchte ihn zu trösten, er aber bat sie, zu schreiben, er wolle seine Grabschrift diktiren, er bat so flehentlich, und Rosa schrieb mit Thränen im Auge. —

Des andern Tages saß Rosa wieder am Krankenbette

ihres Schwagers, der Kranke athmete schwer, ein frischer Veilchenstrauß lag auf seiner Bettdecke. Rosa hatte ihn selbst aus dem Garten geholt. Ephraim erwachte, er sah staunend umher, er sah die Blumen auf seinem Bette, er faßte sie zitternd und drückte sie an seine Lippen, er richtete sich gewaltsam im Bette auf, faßte die Hand Rosa's, drückte und küßte sie inbrünstig.

„Ich liebe dich, Mathilde!" stöhnte er und sank auf sein Lager zurück; Rosa schrie nach Hülfe. Nach einer Stunde war Ephraim in den Tod hinübergeschlummert. — —

Die Menschen begraben ihre Todten, auch Ephraim wurde begraben. Rosa hatte ihm einen Lorbeerkranz um das Haupt geflochten, die jüdischen Todtengräber rissen ihn ab, denn das jüdische Ceremoniel duldet keine solche Zierde.

Auf dem jüdischen „Gutort" zu Breslau ist ein Grab, darauf steht mit ebräischen Buchstaben der Name Ephraim Moses Kuh und darunter die von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Hier liegt der Dichter Kuh,
Den bald des Schicksals Tücke,
Bald auch das schnöde Glücke
Geneckt; hier hat er Ruh.

* * *

An abschüssigen Berghalden und offenen Schluchten stehen Bildstöcke, darauf die Namen derer verzeichnet sind, die hier von einem Rade zermalmt, von Lawinen

überstürzt worden, oder in blendendem Schneegestöber erfroren sind; eine mehr mitleidige als kunstfertige Hand malt das Ereigniß in grellen Farben, und die fromme Andacht bittet um Gebet und segnendes Gedenken des Vorüberziehenden, der jetzt im hellen Sonnenschein, im frischen Athem der Berge den Weg beschreitet.

Nicht in plötzlichem jähem Ueberfall ist hier ein Mensch in den Tod gesunken; oft niedergestürzt hat er sich wieder aufgerafft und sich bis an sein Ende geschleppt. In abgeschiedener Verborgenheit hat er verhaucht, und hier ist der Bildstock ihm errichtet.

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Vierzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Neues Leben.

Eine Lehrgeschichte in fünf Büchern.

(Zuerst erschienen 1851.)

Erster Band.

Eine Lehrgeschichte.

So hatte ich dieses Buch bezeichnet, noch während (1851) an demselben gedruckt wurde. Auf den Rath zweier Freunde, die unabhängig von einander sich gegen diese Bezeichnung aussprachen, nannte ich es geradezu „Eine Erzählung.“ Auch vermied ich selbst gern den Anschein einer neuen Kategorie, weil sich mit solcher leicht das Bewußtsein der Unzulänglichkeit in Verkündigung eines neuen Gesetzes verwandelt, das nun neue Maßstäbe heischen soll.

Wenn ich heute dennoch jenen Titel wiederherstelle, geschieht es nicht, weil ich damit eine neue Stilart aufthun will, sondern weil er mir dem eigenthümlichen Wesen dieses Buches am meisten zu entsprechen scheint.

Der Versuch, Charaktere darzustellen, deren Anschauungen und Bestrebungen sich unter den gegebenen Verhältnissen nicht in Thatsachen erfüllen lassen, führt nothwendig zu Reflectivem und Didaktischem.

Dazu kommt, daß ich das Wort Lehrgeschichte auch in dem andern Sinne nehmen darf, der auf Behandlung des pädagogischen Thema's hinweist.

Bei der neuen Durchsicht sind mir die Mängel in Anlage und Ausführung dieses Buches, wie ich glaube,

klar vor Augen getreten. Ich habe demnach den Grundcharakter desselben in strafferer Zusammenfassung zu veranschaulichen gesucht, ohne den eigentlichen Bau umzustellen.

Was ich aus dem Buche ausgemerzt, geschah nur im Hinblick auf künstlerische Einheit und — so weit das hier möglich — gleichmäßigen Fluß des Ganzen.

Diejenigen, die das Buch in seiner früheren Gestalt kannten und sich für die jetzige interessiren, werden leicht finden, wo ich ausschied und bestimmter verknüpfte. Die das Buch zum Erstenmal hier kennen lernen, sollen es ohne Dreinreden des Autors aufnehmen.

Den 22. August 1858.

Berthold Auerbach.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Waldesdunkel, kühle Schatten, Vogelsang und würziger Kräuterduft, ihr gedeihet still und fraget nichts nach dem zwiefarbigen Täfelchen am Waldessaum da draußen, das uns belehrt, daß wir hier eine wissenschaftliche Beforstung, Waldkultur Nr. 72 Jahrgang 1830, vor uns haben. —

In solchen Gedanken schritt zu Ende des Monats August 1849 ein hochschlanker junger Mann die schöne breite Straße des Bergwaldes dahin. Er war schwarz gekleidet, mit einer Brille behaftet und trug das fast sagenhaft gewordene grüne Ränzchen auf dem Rücken, ein schwarzgebeizter Stock mit großem Messinggriff und vielen Löchern diente ihm als Wanderstab. Ein harzig schwefeliger Geruch, der aus der tieferen Halde von einem Meiler heraufdrang, schien den jungen Mann zu belästigen, denn er hüstelte mehrmals und beschleunigte seine Schritte. Jetzt nahm er das Ränzchen ab, stülpte den Hut darüber und lagerte sich am Waldrain

unter einem stattlichen Ahornbaum. Kaum einige Sekunden pflegte er so der Ruhe, als er sich aufrichtete, das Ränzchen aufschnallte und ein dickes Buch herausholte, er legte es aber schnell wieder weg, schraubte die Zwinge von der Stockflöte und blies allerlei Weisen, fröhlich und ernst.

Als er sich wieder erhob und sich marschfertig machte, trat aus dem Walde jenseits der Straße ein großer breitschultriger Mann; er hielt den Hut in der Rechten, die mit einem weißen Tuche verbunden war, glattgeschorenes dunkles Haar begrenzte ein jugendlich ernstes Angesicht und das bartlose Kinn war seltsam zerschunden.

Der Flötenspieler sah betroffen auf. Der Fremde stand eine Weile, sich rechts und links umschauend, dann rief er laut mit klangvoller Stimme herüber „Guten Abend!“ und ging quer über die Straße zu dem seltsam Erschreckten.

Der Fremde schien nach einem anknüpfenden Gespräch zu suchen und sagte nach einer Weile:

„Sie müssen ein glücklicher Mensch sein, da Sie in der Einsamkeit so fröhliche Weisen sich vorspielen.“

„Wer weiß,“ lautete die Antwort, „es kann ja auch sein, daß ich mich zwingen möchte, daran zu denken, wie es noch Heiterkeit in der Welt giebt und wieder geben muß.“

„Gewiß,“ sagte der Fremde, schaute scheu um und preßte die Lippen; nach einer Weile, da der Mann mit der Stockflöte schwieg, fuhr er fort:

„Waren Sie schon am Meere?“

„Nein, aber ich sehne mich darnach.“

„Wenn die Sturmfluth vorüber ist, bleiben oft seltsame Gebilde am Ufer. Es geht mit unserer Zeit auch so.“

Der Mann mit der Stockflöte starrte abermals verwundert drein. Diese Anreden des Fremden waren so räthselhaft; aus welcher Weltgegend des Denkens muß ein Mensch kommen, der so spricht?

Der Fremde fragte nun geradezu:

„Wohin geht Ihr Weg?“

„Noch sieben Stunden jenseits des Waldgebirges, Erlenmoos heißt das Dorf. Ich werde es erst morgen Abend erreichen und im nächsten Ort übernachten.“

„Ist dieß die Richtung nach der Grenze?“

„Ja.“

„Ich bleibe bei Ihnen.“

Wortlos gingen nun die Beiden eine geraume Strecke neben einander.

Der Mann mit der Stockflöte überdachte, wie so eigen der Gefährte sich ihm anschloß. Er fürchtete sich keineswegs; wie sollte er das auch am heitern Mittag auf offener Landstraße? Dennoch nickte er beruhigter als er Peitschenknallen vom Thale herauf vernahm. Er schalt sich innerlich über diese Angst, und sein Athem ging schneller, da er überdachte, daß er wohl eher einen Hülfsbedürftigen als einen Gefahrbringenden neben sich habe.

Auch den Fremden schien es nach offenem Anschluß zu drängen, denn er sagte jetzt:

„Ich bin viel in der Welt herumgekommen und habe gefunden, es wäre am gescheitesten, wenn zwei

Menschen, die einander in der Fremde treffen und eine Zeitlang auf einander angewiesen sind, sich bald nach der ersten Begrüßung sagten: das und das bin ich und von da und da her. Das Incognitospielen unter unserer merkmalverwischenden Kleidung, die weder Stand noch Beruf mehr erkennen läßt, ist alberne Wichtigthuerei oder verdammungswürdige Bescheidenheit."

„Sie erlauben, daß ich Ihnen nicht ganz beistimme," erwiderte der Flötist. „Viele Menschen würden minder frei und unbefangen sich geben und aussprechen, und Viele minder unbefangen den Worten des Andern zuhören, wenn sie wüßten von wem und zu wem gesprochen wird."

„Das ist allerdings der Fall."

„Und Sie werden auch nicht leugnen, daß man ungekannt einander reinmenschlicher begegnet?"

„Und das Enträthseln und Ausholen hat so seinen eigenen Reiz, eine Art Jagdfreude? Ich habe aber schon oft gefunden, daß man bei der Trennung bedauerte, sich gegenseitig nicht schon früher entlarvt zu haben. Freilich, unsere gesellschaftlichen Formen sind so verkehrt, daß ein offenherziges Naturell mitten drin sich ausnimmt wie ein Mensch mit nacktem Gesicht auf einem Maskenball. Das ist mißlich und keck und die Verlarvten halten sich für überklug, weil sie ihn kennen und Anzüglichkeiten anzubringen vermögen. Ein naher Freund von mir war einst auf einer Rheinreise. In Rolandseck sitzt er Abends auf dem Balkon mit noch zwei Männern seines Alters. Es war die blumenfrische Pfingst- oder vielmehr Maibowlenzeit und

die beiden Männer brauen das süßwürzige Getränk mit allerlei Hexenkram, den sie dabei deklamiren. Der Freund schließt sich ihnen an und sie zechen und plaudern mit einander bis tief in die Nacht hinein und sie trinken mit einander Smollis und trinken im Uebermuth mit dem alten Vater Rhein Smollis und sie machen mit einander aus, daß Keiner seinen Namen u. s. w. nennen darf, Einer ruft den Andern nur mit dem Titel: Zeitgenosse! Und so wandern sie drei Tage voll Lust und tiefster Erquickung durch das Siebengebirge und Zeitgenosse! ruft es von den Bergen und Zeitgenosse! aus dem Echo, und Lust und Freude war ohne Maaß. Als sie sich endlich die Hände zum Abschied reichten, da lösten sie den Bann und Jeder nannte seinen Namen. In freudigem Schreck erbebten drei Herzen, die sich einander aufgeschlossen hatten."

„Wie leicht hätte aber auch hier noch das Vertrauen getäuscht werden können," sagte der Schlanke, „nicht immer hat man die Beweismittel für seine Identität in der Tasche. Ich bin nun zufällig in der Lage —"

Er holte mehrere sorgfältig verschnürte Papiere aus der Brusttasche und gab sie seinem Begleiter. Dieser las nun die Prüfungszeugnisse, den Reisepaß und zuletzt das Bestallungsdekret des bisherigen Sekundar-Lehrers an der Hauptstädtischen Freischule Nr. 3, Eugen Wilhelm Friederich Baumann auf die erledigte Schulstelle in Erlenmoos.

„Ich kannte ehemals einen Lehrer Baumann," sagte der Fremde die Papiere zurückgebend.

„Wir waren zu gleicher Zeit Drei dieses Namens

im Seminar und waren nicht verwandt," erwiderte der Lehrer.

Der Fremde schüttelte unwillkürlich den Kopf. Es schien ihm, daß der Lehrer jedes Bekanntsein oder Bekanntwerden ablehnen wollte.

Der Lehrer schaute den Fremden wieder erschrocken an, da er, der zur Kundgebung gedrängt hatte, nun doch selber verborgen blieb.

Zweites Kapitel.

„Ich hielt Sie für einen Geistlichen oder Verwaltungsbeamten," nahm der Fremde wieder auf. „Was trägt Ihre neue Stelle?"

„Wenn man Alles zusammenkratzt, dreihundert Gulden."

„Sie sind unverheirathet?"

„Ja. Ich bin mit mir selber noch nicht eins."

„Lieben Sie Ihren schönen Beruf auch von ganzer Seele?"

„Allerdings, gewiß. Ich möchte nicht müßig gehen, ich gestehe Ihnen aber, daß ich der Humanität mein Theil Opfer gebracht habe, ich möchte wenn's ginge, nun auch einmal frei und selbständig für mich leben."

„Und was bedürften Sie dazu?"

„Wenn ich nur ein kleines Capital hätte, würde ich nach Amerika auswandern und dort einen andern Beruf wählen."

„Warum in Amerika und nicht hier zu Lande?"

„Das eben ist das Verknöcherte der alten und das eben das Biegsame der neuen Welt, daß man dort leichter geneigt und im Stande ist, einen neuen Lebensberuf zu wählen. Wir sind hier von tausend Rücksichten, Gewohnheiten und äußeren Bedingungen abhängig, können nicht aus uns heraus und verkommen im Schlendrian."

„Wahr und brav. Hätten Sie Lust und Muth mit mir hinüber zu ziehen?"

„Wie könnte ich das?" erwiderte der Lehrer erschreckt.

Man war aus dem Wald herausgetreten, eine fruchtreiche abschüssige Thalebene breitete sich vor den Blicken aus, an beiden Seiten des Weges standen alte Obstbäume und in den Feldern überall in gleichmäßig vertheilten Zwischenräumen. Saftgrüne Wiesen mit hölzernen Stellfallen zur Wässerung breiteten sich im Thale aus, hier war wie man das in den Waldgegenden findet der späte Frühling, während draußen in den Ebenen schon der Sommer sein Ende erreichte. Das Heimchen grillte froh im Grase, der Abendstrahl zitterte über die Matten und Alles war wie ein bebender Klang. Aus den strohgedeckten Häusern, die da und dort an den Halden zerstreut lagen, stieg schon der abendliche Rauch auf.

Der Fremde athmete hoch auf, sein Antlitz leuchtete und mit begeistertem Ton rief er:

„Ich sehe dich an einem Abgrunde wandeln und packe dich und rufe Halt! Jetzt giebt es keine Förmlichkeit mehr."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte der Lehrer betroffen und der Fremde fuhr fort:

„O Freund! Sie wissen nicht, was Sie wünschen! Zu lassen dieses schöne treuinnige Vaterland, auf ewig. Ich weiß nicht, wie ich athmen kann in einer Luft, die nicht vom deutschen Wort erklingt; und doch, ich muß. Erschrecken Sie nicht, meine Nähe soll Ihnen nicht Gefahr bringen. Ich bin ein Flüchtling. Jetzt noch im Vaterlande. Ich habe erfahren, was das heißt. Sonst, wo ich eintrat, öffnete mir Freude und Ehrerbietung die Thüre, jetzt bringe ich Schrecken und Gefahr. Ich möchte selbst zweifeln, wer ich denn bin. Und doch, wie wird es erst dem Flüchtling sein in der Fremde. Und wer weiß, ob ich sie erreiche. Gesegnet aber ist dieser mein letzter Schritt. Ich kann dir einen Segen zurücklassen. Denk' daran: du darfst bleiben in der Heimath, hast den edelsten Beruf, für den ich mit Wonne mein ganzes Dasein opfern möchte. Wenn du dich hinaus sehnst, so wisse, daß die draußen unstet und flüchtig, im tiefsten Herzen krankend, sich heimsehnen zu dir und den Vaterlandsgenossen."

„Gieb mir deine Hand," rief der Lehrer, indem er die Rechte ausstreckte und die Linke auf das Herz legte: „Hier schwöre ich dir, ich bin bereit dir zu dienen mit Allem was ich vermag."

„Ich kann dir nur die Linke reichen," entgegnete der Fremde, „die Rechte hat mir der Strick zerrissen, an dem ich mich aus dem Gefängniß herabschwang. Ich kann mich des Heldenmuthes, den Sokrates bewies, nicht rühmen, und doch habe ich seinen Kampf durch-

gekämpft; aber ich mußte entfliehen. Ich konnte und durfte nicht ungehört auf dem Festungswall verathmen. Ich fliehe nur vor dem Standrecht, jedem ordentlichen Richter bin ich bereit mich zu stellen und mein Thun, wenn es sein muß, mit dem Tode zu sühnen."

Der Lehrer legte still die Hand auf die Schulter des Flüchtlings.

Die nahen Waldberge am Wege erschienen noch grün, während die zurückstehenden sich schon schwarzblau gefärbt hatten, als die beiden Wanderer in das Dorf eintraten.

Drittes Kapitel.

Der treffliche Landwein, bei dem die Genossen in der Herberge noch förmlich Brüderschaft tranken, löste etwas die Beklommenheit und hohe Spannung. Der Lehrer kam bald wieder aus eigenem Antrieb auf seine Auswanderungslust zu sprechen. Der Gefährte, der sich die wunde Hand aufgebunden und nach der Verletzung in der innern Fläche gesehen hatte, hielt eben das eine Ende des weißen Tuches zwischen den Zähnen, um es wieder zu verknüpfen, als der Lehrer sagte: „Mir wär's lieb, wenn mich Einer zwänge, fortzugehen." Da ließ der Gefährte ab und sagte:

„Hier, verbinde mir meine Hand. Mir wird Alles im Leben symbolisch. Ich wage es noch nicht zu denken, und doch, mir ahnt, wir werden einander noch helfen. Erzähle, erzähle, was drängt dich denn fort?"

„Ich will dir meine Geschichte erzählen, sie ist ganz einfach. Mein Vater war fürstlicher Stallknecht, ich erinnere mich seiner nur noch als ihm die graue Uniform um den Leib schlotterte, sein Husten höre ich noch immer; er hatte sich mit einem arabischen Hengst überstürzt und das Pferd hatte ihm die Brust zerdrückt. Dein muthsicheres Wesen zeigt mir, daß du keine Ahnung hast vom Jugendleben eines Kindes, dem immerdar eingeschärft wird, sich demüthig zu beugen und von den vornehmen Kindern Alles gefallen zu lassen. Mein Vater wurde Thorwart am südlichen Eingang in den Hofbau. Dort saß er nun vom Morgen bis zum Abend am Fenster, und viel öfter als die Schwarzamsel im Bauer über ihm sang, hustete er. Eine Ohrfeige, die er mir einst gab, ist mir am lebendigsten von ihm in Erinnerung geblieben. Mein Kamerad Wilhelm Vogel war der Sohn eines Kammerdieners. Mein Vater sitzt eines Sommerabends vor der Thür, ich mit Wilhelm nicht weit davon; da sagt der Wilhelm: das Schloß ist das große Storchennest und im Hofbau da wohnen die Spatzen, die sich in den Wänden des großen Nestes ansiedeln ... Unversehens bekommen wir Beide einen tüchtigen Schlag an den Kopf und vor uns steht mein Vater und spricht weiter kein Wort.

Das ist die erste Ohrfeige, die ich um den Freiheitssinn Wilhelms bekommen, eine spätere spüre ich noch. Ich war acht Jahre alt, als ich mit meiner jüngeren Schwester in's Waisenhaus kam, meine Mutter war bald nach dem Vater gestorben. Ich war so

albern, im Waisenhaus Talent zu zeigen. Während ich sonst einen guten Hofdienst bekommen hätte, wurde ich nun zum Schullehrer bestimmt. Ich weiß noch: mein einziger Trost war, daß ich nun doch auch Kleider wie andere Menschen bekam und nicht aus der Waisenkleidung in die Uniform überging. Ich ward Lehrer an der Armenschule, meine Schwester Hausmädchen bei der Oberhofmeisterin von Belgern. Sie hieß Clara, wurde aber Christel genannt weil ihre Vorgängerin so hieß. Sobald ich in der Lage war, nahm ich meine Schwester zu mir und führte eigenen Haushalt. Ich legte ihren Lohn, den sie anderswo verdient hätte, regelmäßig auf die Sparkasse. Wir lebten sehr glücklich. Im Seminar hatte ich meinen Kameraden Vogel wieder bei mir gehabt, er war ein Mensch, schön wie ein griechischer Gott, voll kecken Uebermuths, der uns Alle, namentlich vom Turnplatz her, beherrschte; er war der beste Mathematikus und ein vortrefflicher Sänger, man nannte ihn nur den Singvogel."

„Er sang Tenor."

„Kanntest du ihn?"

„Erzähle weiter."

„Wilhelm war zweifelhaft, ob er zum Theater oder unter das Militär gehen solle. Er trat in die Artillerie, brachte es aber seltsamerweise nicht weiter als zum Oberfeuerwerker, obgleich er die Offizierszöglinge zum Examen einpaukte. Wilhelm besuchte uns oft und — da ist nicht viel zu sagen, Clara war seine Geliebte. Ich drang stets darauf, daß er um eine Civilversorgung nachsuche; er konnte Gerichtsdiener wer-

den, das war eher zur Begründung einer Familie geeignet. Er betrieb die Sache nur lässig, worüber ich oft Hader mit ihm hatte. Als Versöhnung mußte ich dann seinen Gesang zum Klavier begleiten. Damit hätte er noch andere Menschen versöhnt als mich. Wieder tauchte die Theaterlust in ihm auf. Da kam der Frühling 48. Ein Baum im stillen Thalgrund, wenn er reden könnte wie im Frühling die Säfte durch Stamm und Zweige rieseln und rollen, wie in allen Knospen Pulse klopfen, so freudeselig war mir's; ich hätte gern die ganze Welt an mein jauchzendes Herz gedrückt. Ich rufe mir das oft zurück, ich will es nie vergessen, nie. Als erste Begünstigung des Volkswillens wurden zwanzig Unteroffiziere zu Offizieren befördert."

„Ja, ja, man kaufte dem großen Kinde, Volk genannt, ein Spielzeug aus seinen eigenen Steuern."

„Wilhelm war der erste unter den Avancirten. Er kam jubelnd zu uns. Ich aber weigerte ihm die Hand und erklärte ihm unbedingt, daß er nie mehr unsere Schwelle betreten dürfe; als Offizier konnte er meine Schwester nie heirathen, da an ein Aufbringen der nöthigen Cautions-Gelder gar nicht zu denken war. Er betheuerte, daß auch das abgeschafft würde. Ich blieb standhaft und meine Clara mußte vor meinen Augen von ihm Abschied nehmen. Ich sah ihn nie mit den Epauletten. Seine Batterie mußte bald nach der Grenze. Mitten im Jubel der ganzen Welt war jetzt in meinem Hause stille Trauer. — Meine Clara duldete still und demüthig, sie lächelte mir zu wenn ich kam, aber der alte Friede war dahin. Ich pflegte

unbeirrt meines Berufes, ich hielt mich nie wie so viele meiner Collegen für geeignet, ein großer Staatsmann zu werden. Ich war nur Einmal in der Versammlung des Volksvereins."

„Warum?"

„Ich bin mit meinem einzigen öffentlichen Antrag glanzvoll durchgefallen. Ich beantragte, daß die Demokratie es sich zur Pflicht mache, die öffentlichen Gärten und Anlagen zu schützen. Und noch heute ist es meine Ueberzeugung, daß diese Kleinigkeit den Beweis führt, daß wir nicht zu Republikanern taugen: wem es beliebt, beschreitet den Rasen und Niemand will freiwilliger Wächter der Ordnung sein. Die alten Griechen hatten gewiß keine Schildwachen und Warnungstafeln bei ihren öffentlichen Bildsäulen."

„Wie ging dir's in deiner Schule?"

„In meiner Schule ward mir's schwer, der Zuchtlosigkeit nur einigermaßen Meister zu werden; an regelmäßigen Besuch war gar nicht mehr zu denken. Ich lehrte die Kinder das Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? Ich hatte viel Mühe mit diesem gesungenen Katechismus, und gewiß hundertmal mußte ich erklären, daß in dem Verse:

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt

das Wort Gott hier im Dativ gebraucht ist. Unter sich aber sangen die Knaben das Heckerlied und waren Alle eingefleischte Republikaner. Mehr als ein Dutzend meiner Schüler ließen sich den ganzen Sommer über

nicht mehr sehen. Sie standen im Dienste der Propaganda als fliegende Buchhändler und diese Placate und dergleichen spukten immer unter den Schulbänken und drängten ihre Stichworte in die Schreibhefte, deren Decken revolutionäre Gestalten und Worte trugen. Der glücklichste heiligste Tag meines Lebens war der 6. August."

„Du hofftest also damals noch etwas von den traumhaften Staatsweisen der Paulskirche, die zuerst den Feind bewaffneten, und dann mit leerer Hand Gesetze geben und Geschichte machen wollten?"

„Meine ganze Seele war Eine Freude. Ich erklärte den Kindern, daß es an diesem Tage gerade zwei und vierzig Jahre seien, seitdem Deutschland selbst den Namen der Einheit aufgegeben habe. Und als ich mit meiner Schule hinauszog, wo das ganze Volk mit den Waffen in der Hand seinem selbsterwählten Reichsverweser huldigte, als Tausende und aber Tausende riefen: Hoch das einige freie deutsche Vaterland! als ein Jeder die Hand seines Nachbars faßte und ihn an die Brust drückte wie einen endlich wiedergefundenen Bruder, da mußte ich vor Freude weinen."

„Und du möchtest dennoch auswandern?"

„Ja," fuhr der Lehrer fort, nachdem er sich eine Weile beide Augen mit der Hand gedrückt hatte. „Ich will es kurz machen. Der zweite Frühling kam, die Hoffnungen erstarben in ihm, die bewaffnete Erhebung brach aus. Wilhelm trat als Oberst bei uns ein. Ich war widerstandslos, meine Clara glückselig. Wilhelm war der letzte unter den Flüchtigen; ein Brief aus

Straßburg rief meine Clara zu ihm, sie war entschlossen ihm zu folgen. Ich geleitete sie, und an meiner Hand ging sie zum Traualtar. Die Beiden klammerten sich an mich, ich solle mit ihnen in die neue Welt ziehen; ich riß mich gewaltsam los. Ich kehrte zurück in's Vaterland und wurde, weil ich mit Wilhelm zusammen gekommen war, suspendirt und zur Untersuchung gezogen. Ich ward freigesprochen und es gelang den Bemühungen der Fräulein Theorosa von Schüttenhelm, einer Wohlthäterin, die die Armenschule oft besuchte, in Gemeinschaft mit der Frau des Consistorial-Directors, bei deren Eltern meine Mutter in Dienst gestanden, mir die Stelle zu verschaffen, der ich zuwandre. Ich werde mir Mühe geben, meinen Beruf zu erfüllen, aber meine Seele steht auf der Lauer und blickt hinüber über das Meer. Hier komme ich nie mehr, das weiß ich, zu einer Beförderung, ich stehe auf der schwarzen Tafel — und drüben sind die einzigen Menschen, die mein sind."

Der Flüchtling war bei den letzten Worten aufgestanden und jetzt rief er, die Arme ausbreitend:

„Nun erst sei tausendmal begrüßt. Es giebt noch Wunder auf der Welt."

Viertes Kapitel.

Der Lehrer schaute in der That so erschrocken drein als wäre ihm ein Wunder erschienen. Er faßte sich mit der Hand nach der Stirn und sagte stotternd:

„Ich weiß nicht, ich . . .“

„Das ist gut, daß ich so unkenntlich aussehe,“ sagte der Flüchtling. „Erinnerst du dich dreier junger Männer im bunten Rock, die mehrmals in eurer Schule saßen und dem Unterricht zuhörten? Du weißt wohl nicht, welcher von den Dreien ich bin. Erinnerst du dich dessen, der bei deinem Schwager Singvogel Orgelspiel lernte? Ich habe freilich nicht viel gelernt. Nein, ich kann dir selber noch ein besseres Wahrzeichen geben. Ich wollte von dir wissen, wie du es anfängst, das blöde Wesen der Kinder zu befreien. Ich hatte beim Unterricht meiner Rekruten oft zum Entsetzen diese stiere Verstocktheit erfahren, und du gabst mir die Lehre: Stellen Sie Fragen, die mit Nein beantwortet werden müssen, denn die Blödigkeit und Trägheit antwortet am liebsten mit Ja, auch wo sie nichts verstanden hat. Kennst du mich nun?“

„Um Gotteswillen, jetzt erkenne ich Sie, Sie sind . . .“

„Nenne meinen Namen nicht, es sind unsichtbare Flintenläufe darauf gerichtet. Laß ihn verschollen sein.“

„Mir ist es unbegreiflich, wie ich Sie nicht alsbald erkannte. Wie oft habe ich gesagt, wenn ich von Ihrer Tapferkeit im Felde hörte: und er wäre auch ein vortrefflicher Schulmeister. Ich wurde viel damit ausgelacht. Und wir sitzen jetzt hier so ruhig, wie ist das möglich?“

„Stoß an,“ sagte der Flüchtling. Sie tranken und er begann wieder:

„Du glaubst also wirklich, daß ich ein guter Schulmeister sein könnte?“

„Ja, wenn du regelrecht studirt hättest, allerdings. Nun aber laß uns rasch davon. Ich entfliehe mit dir."

„Nein, Einer von uns allein, und zwar du."

„Und du?"

„Ich bleibe und halte mich zunächst am besten verborgen auf deiner Stelle."

„Und was soll ich?"

„Du ziehst an meiner Statt über's Meer."

„Das kann ich nicht. Ich kann nicht."

„Du wolltest doch? Wie kläglich ist doch all unser Treiben. Wir sprechen mit heißem Herzen einen Wunsch aus, und vermöchte ein Zauber uns solchen zu gewähren, wir stünden mit offenem Mund und schlaffen Händen da. Jetzt wird dir ohne Zauber dein Verlangen erfüllt und du gewährst mir damit meinen höchsten Lebenswunsch."

„Wie das?"

„Zunächst sicherst du mich damit am besten vor aller Verfolgung. Ich selber kann nicht, wenigstens jetzt noch nicht, über die Grenze. Du reisest mit deinem Paß ab und ich mit deinem Bestallungsdekret auf deine Stelle und trete in dein Amt. Ich wünsche nur, daß es mir verbleiben könnte."

„Das kann nicht dein Ernst sein."

„Mein heiliger Ernst. Das ist die Jämmerlichkeit unserer ganzen Zeitgenossenschaft, daß Jeder auf die allgemeine Umwälzung wartet und nicht mit sich anfängt. Es giebt Barone und Geldsäcke, die sich theoretisch zum Socialismus ja zum Communismus bekennen, das ist leicht, weil sie wissen und fühlen, daß

nichts daraus wird und einstweilen fröhnen sie der raffinirtesten Genußsüchtelei. Es giebt Tausende, die in Zornesflammen lodern über die Zurücksetzung ihrer Mitmenschen. Gleichheit! Gleichheit! rufen sie, selber aber fühlen sie sich gelangweilt, ja angeekelt in der Gesellschaft von Schustern und Cattundruckern, und muthe ihnen nur einmal zu, daß ihr eigen Hausgesinde mit an ihrem Tische essen sollte. Ich aber habe mit Herz und Hand gelobt, ich will mich meiner Liebe zum Volke, zu dem beschmutzten, lasterhaften und doch allein noch heiligen opfern. Ich bin entschlossen, es zu vollführen. Ich habe das Glück oder das Unglück, daß keinerlei Familienrücksicht mich mir selbst untreu macht. Du hast mit Fug und Recht von dir gesagt, du habest der Humanität dein Theil Opfer gebracht, mir aber erfüllst du das heißeste Verlangen, da du mich eintreten lässest in deine Stelle. Ich weiß, ich weiß, ich schwebe über einem Abgrund, aber den Tagen und Stunden, die ich noch zu leben habe, wird die gnadenreichste Erfüllung, wenn ich zeigen darf, daß nicht die Phrase uns beherrschte, sondern daß ich als Einzelner bewähre, wie ich mit meinem ganzen Leben den Inhalt erfülle. Ich habe mein Leben nicht für mich gerettet . . ."

„Bedenke aber," fiel der Lehrer ein, „daß es hier leicht gehen kann wie bei allen schwärmerischen raschen Bündnissen. Es ist schnell gesagt: ich weihe dir den ganzen Inhalt meines Seins — könnte man die Summe der Liebe auf Einmal geben, einem zerschmetternden Schicksalsschlag sich blosstellen und vergehen, es wäre

leicht; aber die kleinen stets wiederkehrenden Opferungen, die werden dich erkälten und unwillig machen."

„Nimmermehr. Mein einziger Glaube ist der an die ewige Göttlichkeit des Menschenthums. Dieser Glaube steht in mir und ist von keinen Erscheinungen außer mir abhängig. Die Verderbtheit und Bosheit, ja die Gemeinheit selbst kann das Allerheiligste nicht zerstören. Laß mich's bethätigen. Ich weiß noch die Stunde und den Ort, da mir ein polnischer Patriot klagte, die polnische Nationalität gehe vor Allem auch daran zu Grunde, weil kein Pole Schullehrer sein wolle. Ich weiß noch, wie es mir das Herz hob, da er die Hingebung der Deutschen pries. Und noch mehr: Unsere Feinde im Vaterlande haben immer gerufen: Von den sogenannten Freiheitshelden will doch nur Jeder Präsident oder General sein. — Nun denn, sie sollen an einem einzelnen Beispiel sehen, daß wir um des Vaterlandes willen mitten in ständiger Gefahr im engsten Kreise zu wirken bereit sind. Und wenn sie mich aus der Dorfschule zum Blutgerüst schleppen, das soll eine Lehre sein, die wirken muß, die sie uns nicht wegleugnen sollen."

Der Lehrer stand erschüttert, faßte zitternd die Hand des Flüchtlings und sagte endlich:

„Nun denn, es sei! Ich möchte bei dir bleiben, auf immerdar; aber ich will dir auch dienen dadurch, daß ich fern von dir."

Erst nach geraumer Weile brachte er allerlei Bedenken vor und wollte das Ganze als zu abenteuerlich als unmöglich verwerfen; aber alle seine Einwürfe

wurden doch in einem Ton vorgebracht, der den Wunsch einer Widerlegung heischte, die auch leicht gegeben ward.

Der Flüchtling händigte dem Lehrer trotz alles Widerstrebens eine namhafte Summe ein und gab ihm noch genauen Auftrag, jenseits der Grenze und vom Einschiffungsorte aus, verschiedene Briefe an Zeitungen und Behörden zu schreiben, die das Entkommen des Flüchtigen dadurch erhärten sollten.

Fünftes Kapitel.

Der Flüchtling, der das Bestallungsdekret in der Hand hielt, frohlockte jetzt darüber, daß er wunderbarerweise ebenfalls Eugen hieß wie sein Tauschmann.

Er verlangte nun vor Allem noch weitere Nachrichten über Familienbeziehungen und persönliche Verhältnisse des Lehrers und vernahm zu seiner Beruhigung, daß er jener fast ganz ledig sei und persönlich einsiedlerisch gelebt habe. Nun wünschte er einige feste Handhaben für den Unterricht der Jugend, da die Verantwortung für das Geistesheil so vieler jungen Menschenkinder keine geringe sei und nicht leichtfertig übernommen werden könne.

Der Lehrer sah den Fragenden geraume Zeit starr an, dann begann er lächelnd: „Die Kunst in drei Stunden ein fertiger Pädagoge zu werden — das Buch fehlt uns noch. Merke dir vor Allem: wenn du in die Schule kommst, da sitzen die Kinder gekämmt und ungekämmt hinter den Bänken, da räuspere dich und

denke still bei dir: Alles was du weißt ist nichts nutz, alle deine Methoden von Adam bis auf Wurst und Becker sind nichts nutz und jetzt bist du der beste Lehrer. Frag' deine Kinder aus, sieh ihre Schreibhefte nach und geh weiter. Macht euch eure Methode mit einander und es geht Alles gut. Alle abstracte Methodik ist nichts als systemwüthige Spiegelfechterei; das Beste was ein Lehrer in seiner Schule leistet, kommt aus ihm persönlich, aus dem reinen Naturtriebe."

Trotz dieser scheinbar skeptischen Bekenntnisse knüpfte der Lehrer dennoch eine Menge kleiner praktischen Kunstgriffe an seine Erörterung. Er gerieth dabei so in Redefluß, daß er gar nicht enden zu wollen schien; er verbreitete sich ausführlich über die endliche Erlösung von der abstracten Methode und lachte dabei selbst über seinen eigenthümlichen Humor, da er bei Darlegung des Sprachunterrichtes sagte: „Man ist endlich wieder darauf gekommen, daß das lebendige Geschöpf vor der gehackten und logisch componirten Wurst da ist." Der Flüchtling war von dem Gehörten so befriedigt, daß er dem Redner mehrmals wieder einschenkte und dieser trank fast ohne Pause zu machen immer wieder rasch aus.

Man wußte nicht, sprach er mit sich oder seinem Nachbar als er murmelte: „Eugen, ich wäre nicht mehr glücklich in meinem umgrenzten Sein, der Käfig war offen und ich hatte nicht den Muth hinauszufliegen. Ja ja, du bist angestellt und die Besoldung steckt dir hüben und drüben Futter und Trank an den Käfig. Nein, nein. O mein Vaterland!" Laut weinend fuhr er fort: „Clara und du kecker Singvogel, ihr

seid meine einzigen Menschen auf der Welt. Sollen meine Augen euch nie wieder sehen? Lebt ihr auf einem Stern, gestorben? Nein, ich konnte zu euch und meine Füße waren festgewurzelt, der Boden will mich nicht lassen. Gebt mir euren James auf meine Arme. Nein du sollst nicht James heißen. Ein Deutscher mußt du werden." Er sprang auf, umarmte und küßte den Flüchtling und rief voll wilder Freude: „Drüben in der neuen Welt will ich wirken für die Rettung des Deutschthums. O! es ist herrlich, es soll nicht untergehen in fremder Bildung, deutscher Name und deutscher Geist müssen hochgeachtet bleiben. Jeder Deutsche muß auf sein Vaterland zurückschauen wie die Juden auf Kanaan, ohne Lust zur Wiederkehr und doch treu gedenkend. Europa ist der Orient Amerika's. Ja, ich ziehe hin. Verzeih mir lieber Herzensbruder. Nun bitt' ich dich nur eins, zwinge mich, thu mir die einzige Liebe, zwinge mich, laß nicht ab, daß ich in dieser Stunde noch abreise."

Der Flüchtling war mit Ruhe all den irrlichtelirenden Sprüngen in den Aeußerungen des Lehrers gefolgt. Als er nun aber die neue Wendung zur Rückkehr wahrnahm, erschien es ihm einerseits wirklich vermessen, mit der Jugendbildung eines ganzen Dorfes einen gewagten Versuch zu machen, andrerseits erschien es als ein Frevel, diese weichmüthige Natur, die mit so geheimen zarten Banden an das Vaterland geknüpft war, loszureißen und einem wechselvollen Schicksal zu überlassen. Er sagte daher:

„Unsere Angelegenheit wird wieder fraglich. Ich

sehe wohl, man kann nicht in einer Stunde einen neuen Menschen anziehen. Bleibe du ruhig in deinem Berufe, ich ziehe meinen Weg. Rede dir ja nicht ein, du hättest in der neuen Welt für das Deutschthum wirken können. Wer nach Amerika auswandert und an einer Nationalität festhalten will, ist ein Narr oder ein Schwärmer. Die Freiheit dort hat den Beruf, den die Kirche erfüllen wollte und nie konnte, sie hebt die Unterschiede der Nationalitäten auf und einigt die Menschen zu Einer Familie."

Der Lehrer erhob sich, schnallte hastig das Ränzchen auf, nahm ein Buch heraus und als wollte er ein Pfand geben, sagte er: „Da, nimm das, du hast sonst ein mangelhaftes Exemplar des Conversationslexikons wenn du meine Bücher bekommst. Hier den Artikel Amerika las ich vorahnend grade ehe du aus dem Walde tratst. Hör' mich ab, ob ich gut gelernt habe. Die vereinigten Staaten Nordamerika's sind: Maine, Neuhampshire, Massachusets, Rhode Island, Connecticut, Neu-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Georgien, Alabama . . ."

„Genug, genug," rief der Flüchtling lächelnd über dieses nach Art eines Schulknaben hergesagte Pensum.

Der Lehrer sprach noch aus dem Bette herüber, ihm sei als schwimme er schon auf dem Meer, er möchte mit den Schwalben fliegen, die über das Schiff hinziehen. Dann fing er an wie er sagte, sein „Testament zu machen." Die großen Kisten mit dem Hausrath, mit Kleidern, nachgeschriebenen Heften und Büchern erbt der Kamerad, nur ein kleines Päckchen Briefe, das

kreuzweis mit einem blauen Band zusammen gebunden war, sollte ein Jahr lang uneröffnet bleiben, wenn er bis dahin nicht um dessen Zusendung bitte, und „noch eins“ schloß er: „Die silberne Tabaksdose meines seligen Vaters worin die beiden Trauringe der Eltern in ein rothes Papier eingewickelt sind, die bewahrst du mir, verkaufst oder verpfändest sie nie.“ Bei dieser letzten Zumuthung und Verwahrung richtete sich der Flüchtling auf und konnte ein stolzes Lächeln nicht unterdrücken; aus der nach Trödelbude und Pfandhaus gerichteten Furcht und Hoffnung sah er mehr als aus allem andern den engen Lebenskreis seines Gefährten. Dieser aber fuhr wieder fort ihm zu berichten: im „Wegweiser für deutsche Lehrer von Diesterweg“ werde er viele Bleistiftnotizen finden, die ihm sehr nützlich sein könnten, auch in Jean Paul's Levana, die sein Liebling sei wie Jean Paul überhaupt.

„Das glaube ich,“ sagte der Flüchtling schon halb schlafend. Auf dieses Zeichen der Aufmerksamkeit hin zählte der Lehrer noch all seine Habseligkeiten auf und nahm von jedem einzelnen Stücke Abschied, bis das Bewußtsein von ihm Abschied nahm und er süß entschlummerte.

Am andern Morgen wurde wenig mehr gesprochen. War das Unternehmen auszuführen, so mußten alle Bedenken, die sich noch tausendfältig aufwerfen ließen, keck übersprungen werden. Als es zu tagen begann, fuhr ein Bernerwägelein rasch davon der Grenze zu, drin saß der Lehrer, er winkte mit seinem Tuch noch oft zurück und pflanzte es zuletzt als Fahne auf seine Stockflöte . . .

Der Flüchtling, den wir jetzt als Lehrer vor uns haben, saß hinter dem Tisch in halbträumerisches Sinnen versunken, er war voll Müdigkeit wie nach einer Nachtwache bei einem Kranken, wo man fragend in den frischen Tag hineinschaut und nicht fassen kann, wie alle Welt rüstig das morgendliche Leben beginnt. Da kam ein mittelgroßer junger Mann mit jenem bräunlich schmalzigen Gesichte, wie man es so oft bei der oberdeutschen Klerisei findet, sein hellfarbiger Anzug, von Kopf bis Fuß aus graugewürfeltem Sommerzeug bestehend, widersprach jedoch dieser Annahme. Er trat auf den Wirth zu, wobei man ein Hinken an dem rechten Fuß bemerkte, und sagte mit beispielloser Schnelligkeit: „Der Korbmacher hat mich betrogen, die alte Benigna kann nichts als Bücherlieder. War Niemand hier über Nacht? War das nicht Euer Fuhrwerk, das mir begegnete? Wen fahrt Ihr? Wohin?“

„Was kostet bei Euch der Malter Fragsamen?“

„Was meint ihr?“

„Ihr müsset ihn billig haben, Ihr könnt ja Einem die Milz aus dem Leib herausfragen,“ erwiderte der Wirth.

„Ich habe noch nirgends nach einem Aufenthalt von fünf Tagen so wenig Volkslieder bekommen als hier,“ sagte der Gewürfelte.

„Ihr kommt auch zur ungeschicktesten Zeit. Es ist jetzt Niemand, bei uns wenigstens, singerig zu Muth.“

Der Fremde sagte zu Eugen gewendet:

„Sind Sie der Lehrer von Erlenmoos?“

„Mit wem habe ich die Ehre?“ erwiderte Eugen.

Der Fragsamenhändler schien auf keinen Tauschhandel eingehen zu wollen, er sagte, daß wenn Eugen eine Stunde ab dem Weg mit ihm gehen oder auf ihn warten wolle, so würde er ihn bis Röthhausen begleiten. Eugen dankte und machte sich rasch allein auf den Weg.

Sechstes Kapitel.

„Es giebt kein Gestern! Alle Vögel singen in den blauen Himmel: es giebt kein Gestern..."

Mit diesen Worten wanderte der Flüchtling, oder wie er jetzt heißt, Eugen Baumann, rüstig seines Weges. Es war ein heller Morgen und die begegnenden Menschen grüßten in so frohem Ton, daß es war als spräche die feste Zuversicht auf einen heitern Tag, die Freude des Mitgenusses, aus ihrem kurzen Gruß. Eugen kämpfte alle Beklommenheit und Befangenheit nieder, die ihn beim Eintritt in ein so fremdes Dasein überkommen wollte. Er hatte seinen Humor wieder gewonnen, der ihm die Macht gab, über das Schicksal der Welt und über sein eigenes zu lächeln; der Humor ist der Alles besiegende Herrscher.

„Ich werde dem hohen Gewichte, das diese Dorfcultur in der europäischen Civilisation einnimmt, gebührende Rechnung tragen, im übrigen — ein wenig Fangballspiel schadet nichts." So sprach er vor sich hin und dennoch wollten seine Mienen nicht so heiter werden wie seine Worte und Gedanken.

Das erste Menschenbild, das im Thalgrund dem hellblickenden Auge unseres Wanderers sich zeigte, schien ein Knabe und ein Mädchen zu sein, die sich stets bückend hin und her bewegten und wohl Blumen pflückten. Eugen trat auf dieselben zu und sah grauenhafte Erscheinungen, Knollen mit Augen, Füßen und Händen, die Eicheln sammelten, und als Eugen auf seine Fragen nur grinsendes Lachen und thierische Töne als Antwort erhielt, faßte ihn ein Schauder, der ihn die Hände ballen und die Lippen zusammen pressen machte. Es waren ihm hier Trottl, sogenannte Cretinen, begegnet. In seiner hochgespannten Stimmung steigerte sich sein Schreck um so mehr — das Gespenst der verkommenen Menschheit war ihm erschienen.

Als er des Wegs weiter ging, durchzuckte es ihn noch oft wie eine Furcht und er mußte mehrmals zurückschauen. Je launenhaft kecker sich der Weg durch das Thal wand, je großartiger die Landschaft wurde, mächtige Felsenzacken an den Bergen aufschossen und der rauschende Waldbach über Felsentrümmer stürzte und malerische Buchten und Wasserfälle bildete, um so mehr mußte unser Wanderer des Elends gedenken, das die Menschen hier bei dürftiger Nahrung und Mangel an Lufterneuerung heimsucht.

Es giebt schwere Fragen und Sorgen, die man kaum anders los wird, als daß man sie zur Seite schiebt und vergißt.

Unser Wanderer kam durch das Dorf, wo ihm noch viele solche Gestalten begegneten wie er im Wald getroffen; er schritt rasch aber noch immer ohne

jene fröstelnde Gespensterfurcht überwinden zu können, vorüber.

Jenseits des Dorfes als er den Berg hinaufstieg, der nach einer andern Wasserscheide führt, sagte er fast laut zu sich:

„Wir wollten neues Gewand machen, wir wollten der Menschheit durch die Revolution zu einem naturgemäßen Dasein verhelfen, wir sind wieder Flickschneider geworden. Was thut's? Fort mit der Empfindsamkeit! Es muß auch lustige Flickschneider geben. Ich habe die Welt bisher hoch zu Rosse und in überschauendem raschen Flug gesehen, jetzt durchwandere ich sie barfuß. Ich muß über manchen Stein springen, wenn er mich nicht verletzen soll."

Wohlgemuth langte er an dem Dorf Röthhausen auf der Hochebene an. Schon am ersten Haus fesselte ihn ein liebliches Bild: auf der überdachten Freitreppe saß ein rothwangiges Mädchen von etwa neun Jahren und hielt einen hellaugigen Säugling im Arm, ein Knabe von kaum sechs Jahren stand neben den beiden, er hatte ein Buch auf das Geländer gelegt und buchstabirte mühsam, wobei ihm die ältere Schwester oft zunickte; der Säugling schien das für Kosen und Spielen zu halten und griff nach den Augen seiner Wärterin. Jetzt veränderte sich plötzlich die Scene: der Knabe sprang mit seinem frischeingebundenen Büchlein, in dessen Besitz er wohl erst seit kurzem gelangt war, rasch die Treppe herab einem Mann und einer Frau entgegen, die aus dem Dorf kamen; der Vater nahm ihn an der Hand und schenkte ihm ein Backwerk, die

Mutter aber eilte voraus, nahm ihren Säugling in beide Hände, ihn hoch in die Luft haltend, dann herzte und küßte sie ihn, setzte sich schnell auf die Treppe und reichte ihm die Brust; sie küßte dem gierig Trinkenden stets das Händchen, das er ihr an den Mund hielt.

„Der Martin hat's gewußt, daß du bei der Kindtaufe im Lamm bist," berichtete das älteste Töchterchen, „er hat bis jetzt geschlafen."

Der Vater kam und der Säugling schien seinen Blick zu spüren; er schaute plötzlich nach ihm um, die Mutter aber winkte dem Mann mit der Hand, er möge fortgehen und das Kind nicht stören; sie durfte nach altem Glauben während des Säugens nicht sprechen. Der Mann gab Hut und Rock dem Töchterchen und ging nach dem Stall, wo ihn ein Brummen der Kühe zu rufen schien. Eine Schwalbe flog ganz nahe am Kopf der Säugenden vorüber nach ihrem Nest unter der Dachfirste, die Mutter und das Kind schauten mit seltsamen Blicken hinauf nach dem stillen Nachbar, der jetzt aus dem Neste den Kopf heraussteckte und unverwandt sie ansah.

Alles das hatte Eugen mit tiefer Erquickung in die Seele aufgenommen, er war wie festgewurzelt stehen geblieben, und als ihn die Mutter jetzt gewahrte, grüßte er und ging nach dem Dorf. „O eine Mutter! eine Mutter!" sprach er mehrmals vor sich hin.

Es kam ihm wohl zu statten, daß heute Kindtaufe im Lamm gewesen, die kräftige Suppe und der Braten waren hier auch seltene Gäste, zu denen der etwas herbe Landwein wohl mundete.

Wie traumhaft erschien es jetzt dem sinnend und müde Dasitzenden, als ob die ganze Wandlung, die sein Leben seit gestern gewonnen, nur Phantasiespiel sei; er war auf einer vergnüglichen Fußreise und sah sich Leben und Treiben der Menschen da draußen eine Weile an und kehrte von einer Landparthie wieder zurück ... „Welch ein Sang! Wo wird gesungen?“

„Drüben in der Schule,“ erwiderte der Lammwirth.

Eugen war erwacht.

Während der Wirth erzählte, daß sie mitten in der Revolution das neue Schulhaus gebaut, das in der That ein stattlicher Bau war, zahlte Eugen seine Zeche und ging dann um seinen ersten Amtsbruder zu besuchen.

Siebentes Kapitel.

„Ich stürze mich in's heiße Schlachtgetümmel — diese tönende Abgangsrede eines verzweifelten Helden hat nur noch den Werth einer Schaumünze; der kühne Degen muß sich als Rekrut einexerziren und ernüchtern lassen. Kann man nicht den Tod gewinnen ohne regelrechte Vorbereitung, wie viel weniger ein neues Leben. Da tönt die einsame Stimme aus der verschlossenen Thür, so wird bald deine Stimme tönen, Eugen.“ Er stand eine Weile horchend, jetzt trat völlige Stille ein, nur bisweilen von leisem Summen und Zischeln unterbrochen. Als er angeklopft hatte, trat er ohne das „Herein“ abzuwarten in die kindererfüllte Stube.

Nachdem sich Eugen mit offenbarer Befangenheit

als Amtsbruder kundgegeben, wollte der Lehrer sogleich die Kinder entlassen, um ihm den freien Nachmittag zu widmen. Eugen bat aber dringend, daß ihm gestattet würde, beim Unterricht anwesend zu bleiben. „Meine Schüler," sagte der Lehrer, Deeger mit Namen, „sind nicht für die Parade einexerzirt. Nach Pfingsten hielt der Schulinspector die letzte Revue. Freilich, ich kann mir's denken, daß Sie, von der Stadt in unsere Gegend versetzt, sich in einer fremden Welt fühlen. In Ihrer Schule wechseln die Lehrer stundenweise. Ja, Alleinherrscher zu sein ist was anderes. Ein Pferd, das allein einen Pflug ziehen muß, liegt ganz anders im Geschirr als in einem Zwiegespann oder gar in der polnischen Wirthschaft eines Dreigespannes. Auch werden Sie einen großen Unterschied finden. Die Dorfkinder sind noch wirkliche Kinder, während sie in der Stadt, wenn sie in die Schule kommen, längst keine Kinder mehr sind, wenn sie es überhaupt je gewesen."

Eugen betrachtete sich seinen Amtsbruder genauer. Er war ein Mann am Ende der dreißiger Jahre von untersetzter gedrungener Gestalt, die weitaus gewölbte Stirn hatte offenbar schon etwas vom Grenzgebiete sich erobert, denn die röthlichbraunen schlichten Haare bedeckten nur mit einer dünnen Schicht das Vorderhaupt; unter röthlichbraunen buschigen Brauen schauten lichte blaue Augen hervor, in deren Blick ebensoviel biedere Treuherzigkeit als welterfahrene Klugheit sich kundgab; um die Mundwinkel spielte jener Sarkasmus, der eine trotzige Ueberlegenheit über die Menschen anzukünden schien. In seinen Bewegungen war

bei Deeger der ausgebildete Turner unverkennbar; der breitspurige matrosenartige Gang, das seltsame gleichzeitige Heben und Senken beider Arme, als ob er ein Ruder regiere, und dazu noch in manchen Bewegungen ein Ansprung, als wollte er über Reck und Barren setzen.

Er führte nun in rascher Folge seine Schüler durch verschiedene Gegenstände des Wissens. Anfangs übergab er Eugen die Bücher mit der Bitte, er möge fragen; da dies aber wohlweislich und beharrlich abgelehnt wurde, fragte Deeger selber und Alles ging auf Druck und Schlag, obgleich Deeger bemerkte, daß seine besten Schüler bei der letzten Confirmation entlassen wurden. Eugen wollte dem raschen Wechsel der Gegenstände Einhalt thun, aber es gelang nicht, und er hatte so wenig Ausbeute von dem Ganzen als man etwa von einer Dampfreise in unbekannter Gegend hat.

Eugen gerieth mehrmals in Verlegenheit, weil er die Bücher, die ihm in die Hand gegeben wurden, nach Titel und Inhalt so genau betrachtete. Deeger, der ihn darüber befragte, schüttelte den Kopf zu den stotternden Entschuldigungen, die er vernehmen mußte. Sollte der Stadtlehrer wirklich so unwissend sein oder wozu sollte die heuchlerische Maske?

Das ganze Auftreten des Menschen schien nicht geheuer. Deeger war aber der Mann, der sich vor keiner Fährlichkeit fürchtete, vor Dünkel und Hochmuth am allerwenigsten. Er ließ sich nicht leicht imponiren oder verblüffen, denn er hatte den Grundsatz: Mit all ihrer wissenschaftlichen Großthuerei bringen die Menschen nicht

mehr heraus als der einfache gesunde Verstand und darin stelle ich meinen Mann.

Eugen sah sich hier zum Erstenmal in der zweideutigen Lage, in die er nun gerathen; er war froh, daß er auf die Frage was er denn bisher unterrichtet habe, die Antwort geben konnte: Mathematik. Das war in gewissem Sinn eine Wahrheit.

Eugen sah hier den kleinen Knaben, den er heut Vormittag am ersten Haus des Dorfes bemerkt hatte, er fragte nach seinen Fortschritten und Deeger erwiderte:

„Der Engelbert ist für mich noch nicht schulpflichtig und hat noch wenig Unterricht, er soll nur erst das Sitzen lernen!"

Die Kinder wurden entlassen, Eugen reichte dem kleinen Engelbert die Hand, indem er in sich hineinlächelte, daß sie gleiches Schicksal hätten; auch Eugen mußte erst sitzen lernen.

Achtes Kapitel.

Während Eugen am Fenster stand und nach der Straße schaute, zog Deeger seine Turnjacke aus und den „observanzmäßigen" schwarzen Rock an, wobei er nicht umhin konnte zu bemerken, daß es ihm um die „Verlorenschaft" der gleichmachenden Turnerkleidung besonders leid sei; diese hatte die Menschen mehr nahe gebracht als man glaube, und wir hätten die patriarchalische Zeit wieder erleben können, in der die Hausfrau die Gewänder selbst wirkte.

Eugen hörte nur wenig auf die ausführlich dargelegten Bemerkungen, denn er horchte raschen Pferdetritten und schaute nach den Reitern, die die lange Dorfstraße dahergesprengt kamen; es war eine Dame ganz in Schwarz gekleidet und ein alter Herr im Militärrock ohne Epauletten; ein Livreebedienter, ein chokoladefarbener Windhund, ein schwarzer Hühnerhund und ein zierliches Reh an der Leine, das ein breites Sammtband um den Hals trug, folgten den Reitern.

Vor dem Schulhaus hielt die Reiterin ihren Rappen kunstgerecht an und mit ihrem Begleiter sprechend deutete sie mit dem Bernsteinstiel ihrer Reitpeitsche hinauf nach Eugen; auch das Reh blickte starr hinauf, nur der alte Herr schüttelte den Kopf und ließ sich wie es schien nicht bewegen, hinaufzusehen. Der schwarze Hühnerhund blieb aber auf der Straße stehen und schaute winselnd nach Eugen auf, als seine Herrin bereits fortgeritten war. Der Bediente kam zurück und jagte das Thier davon.

„Wer ist die Reiterin?" fragte Eugen in's Zimmer zurückkehrend.

„Unsre Gutsherrin, die Baronin Hunold."

Deeger führte seinen Gastfreund nicht in seine Wohnung, sondern forderte ihn auf, mit in das Wirthshaus zu gehen. Eugen bat, einige Tage hier bleiben zu dürfen, um sich die Unterrichtsweise auf dem Lande näher anzusehen, Deeger sollte in gewohnter Art fortfahren, ohne sich um seine stete Anwesenheit zu kümmern. Mit verwundertem Blick willigte Deeger ein.

Eugen mußte lachen, da der Wirth ihn als Gast

freundlich bewillkommte und dabei bemerkte, daß er ihn schon über alle Berge geglaubt. Eugen hatte auch schon dem großen Vaterland seine Zeche bezahlt und war zu ihm wiedergekehrt — wenn es ihn nur auch so willkommen hieß, wie der fröhliche Mann hier.

Wohlgemuth saßen nun die beiden Amtsbrüder beim Glase. Ein rothwangiges Mädchen, das eben erst in der Schule gewesen, bediente die Gäste mit bedachtsamem Ernst, setzte sich dann an das Fenster, vor dem blühende Nelken standen und las in einem Schulbuch; der Wirth ging leise ab und zu aus der Kammer, wo die Wöchnerin lag.

Es war eine friedsame Ruhe im Hause, die Eugen besonders wohlthat; denn er dachte sich oft die ganze Welt in all ihren Verhältnissen so erschüttert und beunruhigt wie sein eignes Wesen. Eugen erkannte ein ganzes Charakterbild daraus als Deeger bei der zweiten Flasche sagte: „Ich werde Ihnen und mir keine Zerrereien machen mit Freihalten oder nicht. Sie bezahlen das Ihrige und ich das Meine. Dabei sind und halten wir uns Beide frei." Das ganze straffgehaltene Wesen Deegers offenbarte sich ihm hieraus und aus anderen Aeußerungen immer mehr.

Das Gespräch kam bald auf die Marter und Zweifel, die jetzt jedes vaterlands- und menschenliebende Herz quälen und Deeger äußerte:

„Ich kenne den Feldzugsplan nicht, der jetzt in der Weltgeschichte ausgeführt wird; der große Feldherr, den die Einen Gott, die Anderen Weltgeist nennen, hat mich in seine Strategie nicht eingeweiht. Ich bin ein

gemeiner Soldat und thue meine Schuldigkeit auf meinem Posten, fall' ich oder helf' ich noch zum Siege, ich behaupte meinen Posten. Das muß genügen."

„Wohl dem, der wie Sie sich so frei von Wind und Wetter machen kann."

„Sie haben Recht. Mit dem Einfluß der Zeitereignisse geht's gerade wie mit dem des Wetters. Wir haben jetzt noch oft heiße Tage, geben Sie sich nach und setzen sich müßig in eine Stube: je mehr Sie thun und denken die Hitze abzuwehren, um so mehr werden Sie davon belästigt. Wer aber draußen im Feld oder daheim unter Dach und Fach unverdrossen seine Arbeit thut, wischt sich wohl einmal den Schweiß von der Stirn, weiß aber sonst nicht viel von der Unbill des Wetters. So geht's auch mit den Zeitverhältnissen. Mir ist nichts verhaßter als die Verzweiflung aus Lust am Müßiggang, der sich jetzt so Viele hingeben."

Das Gespräch wurde unterbrochen, denn es war plötzlich als ob ein Wirbelwind Bänke und Stühle und die Menschen im Haus ergriffen hätte; der junge Weltbürger in der Kammer schrie, die Wöchnerin rief und der Wirth übertobte sie Alle.

Vor dem Haus hielt ein Reitknecht drei Pferde, die Baronin Hunold schlenderte, das lange Reitgewand über den linken Arm haltend, mit dem alten Herrn auf und ab, lachte und bog sich auf und nieder und peitschelte mit ihrer Reitgerte.

Es giebt Menschen, die sich so mit Salben und Düften schmieren, daß sie beständig eine eigene Atmosphäre um sich her verbreiten; zu diesen gehörte die

Baronin und Deeger sagte scherzend, er hätte sie eigentlich schon wittern können; sie verstand es aber auch wo sie eintrat, das ganze Haus zu allarmiren und mit der scheinbar größten Anspruchlosigkeit Jeden sich dienstlich zu machen.

Die Baronin hatte befohlen, daß man Tisch und Stühle auf den Rasenplatz am Hause bringe und während der Wirth keuchend Alles auf Einmal nehmen wollte, rief er: „Dorle, gang' 'nein zur Mutter, die Base muß jetzt warm Wasser machen und soll ein frisch Tischtuch langen. Dorle, lauf schnell im Dorf 'rum und frag', wer heut buttert hat; die Baronin will tägige Butter. Halt Dorle, und ruf die Amrei, sie soll schnell melken."

Das kleine Mädchen stand ganz verblüfft, denn es sah wie die Baronin zwei der schönsten Nelken von dem Fensterbrett pflückte und an jeder hingen noch zwei Knospen.

Der schwarze Hühnerhund kam jetzt durch die offene Thür, sprang an Eugen hinauf und legte seinen Kopf still auf dessen Kniee. Eugen streichelte das Thier ein wenig, dann hieß er es schnell hinausgehen. Der Hund folgte, sich oft umschauend.

Der Lammwirth schalt über die Saumseligkeit des Kindes und während des Scheltens kam ihm der Hund vor die Füße, ein Stuhl, den er auf den wegzutragenden Tisch gestellt, fiel polternd zu Boden. Die Baronin rief nach einem Glas Wasser, mit einem „Sehr wohl!" ließ der Wirth Alles stehen und rannte davon. Draußen hatte indeß der Reitknecht ein Leder-

kästchen vom Pferd abgeschnallt und stellte es auf die Bank, er half nun Alles ordnen, lief im Haus umher, holte Bretter um sie als Schemel zu Füßen der Baronin auf den Rasen zu legen; die Baronin setzte sich auf einen Stuhl, auf den der alte Herr einen Shawl ausgebreitet, dann befahl sie ihm noch einen Shawl zu holen und legte denselben um ihre Kniee.

Sie rief dann laut: „Troll! Fingal!“ der Ton der Stimme klang so ansprechend und hell, daß Eugen in der Stube sich unwillkürlich dahin wenden mußte. Die Angerufenen kamen schnell, Fingal der Windhund legte sich zu Füßen und Troll der Hühnerhund legte seinen Kopf auf die Kniee der Herrin, sie ließ spielend seine Ohren durch die Hand laufen. Das Reh stand daneben und schaute sich verwundert um. Kaum hatte der Diener das offene Theekästchen vor der Baronin aufgestellt als sie dem Reh ein Zwieback reichte. Das Thier schnupperte mit seiner glänzenden Schnauze an der Gabe, spitzte seine im Sonnenschein fast durchsichtigen Ohren und wendete sich verschmähend ab; die Dame führte ohne Weiteres den Zwieback in den Mund und kaute und knarfte ihn mit Behagen.

„Große Familiarität,“ sagte drin in der Stube Eugen, der allen Vorgängen lächelnd zugeschaut hatte.

„Sie irren sich in der Baronin,“ erwiderte Deeger, „sie ist gewiß mit dem Vorsatz in das Dorf gekommen, recht gemüthlich unter den gemüthlichen Landbewohnern zu sein. Sie hat so viel von Volksgemüth gehört und möchte es gar zu gern auch kosten; sie möchte gern Walderdbeeren finden, aber gleich mit

Zucker und Rothwein zubereitet. Die Baronin hätte zur Zeit der vornehmen seidenen Schäferspiele leben sollen."

„Ich kenne diese Naturen," erwiderte Eugen, „sie sprechen stets von ihrer Sehnsucht nach ruhigem Stillleben und vor dem vierspännigen Geräusch, das sie selbst verursachen, giebt es gar keine Stille; sie suchen die Vogelnester der Gemüthlichkeit und ärgern sich, daß die scheuen Waldsänger ihr Heimwesen so verbergen, daß es nur gefunden, nicht gesucht werden kann; sie möchten gern, daß man von den Kühen gleich Schlagrahm melken könnte."

„Die Baronin ist eine incommensurable Größe," lächelte Deeger.

„Wer ist der alte Herr?" fragte Eugen.

„Der Baronin Oheim und Oberpudel, ein gewöhnlicher pensionirter Sakramenter. Die Tante, die beständig oben auf dem Schloß sitzt und nur manchmal zur Kirche fährt, macht die Honneurs des Hauses und zwar auf die würdevollste Weise, sie spricht nämlich fast gar nichts. Die Tante ist ein Original, sie liest jahraus jahrein jeden Tag, den Gott giebt, ihren Band Roman, strickt dabei einen Strumpf und verschmatzt eine Düte Bonbons. Sie liest von jedem Roman zuerst das Ende, um sich das Herzgespann zu nehmen, dann strickt sie ihn ruhig ab. Es ließe sich eine Charakteristik der Dichter daraus machen, wie schnell oder langsam dabei gestrickt und wieviel Bonbons dabei verzehrt werden. So ruhig und schweigselig die Tante, so unruhig und redelustig ist die Nichte hier; sie ist wie ein

Kanarienvogel, der je lärmender das Gespräch, desto lauter singt."

„Hübsch ist sie, ein stolzer Leib wie das Volkslied sagt, aber etwas fremdländisch."

„Ihre Mutter war eine Polin."

„Ich hätte sie eher für eine Spanierin gehalten, sie hat schwermüthig nichtsnutzige Augen, aber statt Preciosa möchte man sie Pretentiosa nennen. Sehen Sie, wie sie sich von dem alten Herrn bedienen läßt?"

„In dieser Abneigung stimmen Sie mit Ihrem Vorgänger, der nennt die Baronin nur stets die lackirte Barbarin; von ihm rührt auch das Wort her, daß die Baronin die Flitterwochen ihres Wittwenstandes hier auf dem Land verlebe und dem Herrenhause hier gab er den Spottnamen: Schloß Nervenruh."

„Sie kennen meinen Vorgänger? Erzählen Sie von ihm."

„Er ist ein verstürmter Geist und wäre wie ich glaube, in anderen Verhältnissen geboren, eine Zierde der vornehmen Gesellschaft geworden; denn Brilliren, mit Vollblutphrasen über Barrieren setzen, ist seine besondere Lust. Von Haus aus eine mächtige Natur, ist er einer von jenen Menschen, die durch die Niederträchtigkeit unserer Zustände theils verkrüppelt, theils ausgerenkt sind, so daß sie auch im freiesten Staat keine gesunden Glieder desselben werden könnten. Sie bekommen in Erlenmoos eine verwilderte Jugend, denn Kaidl hat die Kinder glauben gemacht, oder wenigstens glauben lassen: in der Republik brauche man auch nicht mehr in die Schule zu gehen, wie die Erwachsenen

meinten, das Steuerzahlen sei dann vorbei. Sie bringen aber, abgesehen von allem andern, einen großen Vorzug mit, der Ihnen viel helfen wird, Ordnung herzustellen."

„Ich? Welchen?" fragte Eugen verwundert.

„Ihre stattliche Gestalt, die noch mächtiger ist als die Kaidl's. Ja, lächeln Sie nur; wir Kleinen wissen, was das zu bedeuten hat, und Sie werden es auf dem Land auch bald erfahren."

Der Oheim kam und lud Deeger und seinen Freund zum Thee zu seiner Nichte, Eugen war Willens abzulehnen aber Deeger bedeutete ihn, daß das unstatthaft sei.

„Also zur Tafel befohlen!" sagte Eugen lächelnd über diese Miniaturausgabe der Hofsitte und folgte dem Freunde.

Die Baronin empfing mit freundlicher Handbewegung ihre beiden Gäste. Als ihr Eugen vorgestellt wurde, sagte sie mit etwas fremdländischer Betonung:

„Sie erinnerten mich, als ich Sie en passant sah, an einen jungen Mann, den ich vor drei Jahren am Hofe zu * * gesehen; er war aber größer als Sie und jünger, er hatte braunes Haar."

„Es ist sinniger Frauen Art, Aehnlichkeiten zu suchen und zu finden," entgegnete Eugen.

„Warum nur der Frauen Art?"

„Weil Frauen sich gern rasch das Fremde und Flüchtige heimisch und wohnlich machen."

„Geistreich! Aber ich sage Ihnen, auch Ihre Stimme klingt ähnlich."

„Sie dehnen Ihre Freundlichkeit weit aus, da Sie durch handreichende Erinnerungen mir die ersten Schritte der Annäherung erleichtern wollen," entgegnete Eugen sich ungezwungen und leicht verbeugend.

Die Baronin sah ihn betroffen an und fuhr dann zu Deeger gewendet fort:

„Was sagen die Bauern dazu, daß die Stellvertretung beim Militär wieder eingeführt wurde?"

„Man kümmert sich gar nicht mehr um Staatseinrichtungen."

„Gnädige Frau," nahm Eugen das Wort, „der Staat hat die Stellvertretung und die Wiedereinsetzung der Todesstrafe gewiß nur aus Rücksichten für die Poesie, rein ästhetisch hervorgerufen. Was sollte ein Poet mit einem tragischen Helden oder mit einem verzweifelten Liebhaber anfangen, wenn es keine Todesstrafe und keine Anwerbung mehr gäbe? Die Reaction erkennt ihre Aufgabe als Erhalterin der Cultur und Poesie."

„Ließe sich nicht noch ein anderer ernster Grund finden?" entgegnete die Baronin. „Sehen Sie hier den jungen Apfelbaum mit seiner dürren Stütze; zum Wachsthum eines veredelten jungen Stammes muß ein wilder Waldbaum sterben —"

„Und man stiehlt diese Wildlinge aus fremdem Forst," schaltete Deeger ein, nur für Eugen hörbar.

Dieser hatte kaum Zeit sich über sich selbst zu ärgern, daß er sich von dem Kitzel der Geistreichigkeit hatte verleiten lassen, nach vornehmer Art Dinge von Ernst und Bedeutung als gesprächsames Redespiel zu verwenden

— eine neue Erscheinung, welche den Fingal auf die Beine stellte und den Troll knurren machte, so daß ihn die Baronin an sich niederdrücken mußte, versetzte den kleinen Kreis plötzlich in veränderte Bewegung.

„Willkommen Herr Doktor Metzler," rief die Baronin dem Ankommenden zu, in dem wir den Fragsamenhändler von heute früh erkennen.

„Ich bitte um meinen rechten Titel," erwiderte der Doktor, „das edle Volk, die hohe Akademie des naiven urzuständlichen Dreschflegels, hat mir den Titel Liedernarr gegeben, Liedernarr! Ich möchte das Wort auch aus Ihrem Munde hören, gnädige Frau. Von Dorf zu Dorf fliegt mein Ruf voraus und überall heißt's: Der Liedernarr kommt, der Liedernarr ist da, und alle breiten Mäuler — sonst Rosenmund genannt — werden noch breiter. So lohnt das Volk dem, der die Gebeine seiner Vorfahren in eine Urne sammelt, um sie neu zu beleben. O meine Gnädige! ich habe viel Ausbeute und wir können Alle beim souveränen Rüpel in die Schule gehen, um Verschmitztheit und Verschlagenheit zu lernen."

„Sie haben ja heute auch einen neuen Namen bekommen," sagte Eugen neckisch.

„Ja wohl, danke für die Erinnerung. Sie wissen gnädige Frau, und auch die beiden Herren Lehrer hier werden das genugsam erfahren, daß man sich mit dem Volk nicht anders unterhalten kann, als indem man es ausfragt; nun nannte mich heute der Wirth in Eppenberg Fragsamenhändler. Ich werde mich unter diesem Titel künftig selbst einführen."

Die Baronin lächelte freundlich und der Fragsamenhändler erzählte nun mancherlei Geschichten, wie er auf seinem Liederfang von Männern und Mädchen betrogen und gehänselt wurde; die Baronin sagte, sie müsse das Alles noch näher hören, der Doktor müsse sie auf dem Schloß besuchen und dieser nahm das Anerbieten freudig an mit dem verbindlichen Zusatz. „Ich will auf der freien Höhe der Bildung wieder mich selbst fühlen, ehe ich abermals in die primitive Urkraft hinabsteige."

Deeger hatte sich alsbald nach Ankunft des Doktors entfernt, auch Eugen empfahl sich nun, und die Baronin lud ihn gleichfalls auf das Schloß ein, da sie ihm Aufträge an den Baron Kronauer in Erlenmoos zu geben habe.

Als Eugen wegging, lief ihm Troll nach und mußte gewaltsam zu seiner Herrin zurückgescheucht werden.

So ansprechend auch für Eugen das Bestreben des Doktors war, empfand er doch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dessen Person und Auffassungsweise. Waren diese geschraubten Ausdrücke wirkliche Empfindung oder nur Maske und Tändelei? Begegnete ihm hier auf der Schwelle seines neuen Lebens die Parodie desselben? Schon die Art wie der Doktor seine wohlconservirte Hand hin und herwendete, und beim Sprechen seine Nägel betrachtete ohne den Menschen in's Auge zu sehen, war unleidlich. Der Doktor war für Eugen einer jener Menschen geworden, von denen eine innere Stimme bei der ersten Begegnung sagt, daß man ihnen einmal feindselig gegenüberstehen kann und man weiß doch nicht warum.

Eugen fand den glücklichen Ausweg aus seinem düstern Sinnen und ging nach dem Hause, wo des kleinen Engelberts Eltern wohnten.

Neuntes Kapitel.

Auf der reich mit Blumen geschmückten Altane unter der Hängeampel am Marmortisch saß die Baronin und der Doktor. Dieser hatte seine eroberten Lieder vorgelesen und dazu die Schilderung der beisteuernden Personen gegeben. Mit dem Nachtessen, das jetzt aufgetragen wurde, erschien auch der Oheim Major.

„Dießmal, guter Oheim," rief ihm die Baronin entgegen, „dürfen Sie mir meinen Plan nicht durchkreuzen."

„Welchen?"

„O! er ist herrlich! Ich habe mit Herrn Doktor Metzler ausgemacht, ich lasse die Kunde in alle Dörfer und Hütten ergehen: wer ein Lied singen kann, möge auf's Schloß kommen und für ein noch ungekanntes erhält er gute Belohnung. So spanne ich meine Netze aus. Jeder Wanderbursche, der des Weges zieht, muß herauf zu mir und mir vorsingen. Ja, lächeln Sie nur wie ein Komödienoheim; die Zeiten unseres Ahnherrn, des alten Raubritters Wolf von Hunold, kehren wieder; wir wegelagern. Aber nur um den Armen ihre klingenden Lieder abzunehmen. Ich freue mich kindisch mit dem Plan. Ich durchschaue nun bequem das offene Herz des Volkes."

„Und den leeren Magen."

„Sie machen mich böse, Oheim. Es ist mein völliger Ernst."

„Gut, meinetwegen, du bindest dir damit eine Ruthe auf den Buckel, die du nicht so bald loswirst. Glauben Sie mir Herr Doktor, meine Nichte, so ungläubig sie ist, hat große Lust Herrgottchens zu spielen, aller Menschen Wohlthäterin zu sein. Wenn ich nicht Einsprache thäte, hätten wir schon längst nichts mehr, und unsere Häuser würden bis zum Taubenschlage von verwahrlosten Kindern und den Cretins aus dem Gebirge bewohnt."

„Davon aber lasse ich mich nicht abbringen, daß ich dem Lehrer Deeger unaufgefordert aus aller Noth helfe. Mit tausend Gulden ist der Mensch glücklich, ich lasse mich dünken, ich hätte sie an einen schlechten Schuldner verloren und ich bin nicht ärmer dadurch."

„Wie du willst. Du bist unumschränkte Herrin. Du willst dem Deeger mit der Summe helfen? Gut, deine Grundsätze zwingen dich dazu, du mußt consequent sein. Warte nur, es kommen Andere und wieder Andere, die eben so würdig und noch bedürftiger sind; auf jeden Schritt kannst du sie holen. Du hältst inne, du kannst nicht weiter; warum hast du begonnen? Laß dich nicht auf die Consequenz ein und du brauchst nicht davon abzulassen. Ich weiß was ich weiß: die Humanität ist gut für die Theorie aber paßt nicht für die Praxis."

„Grundsätze werden für die Parade einexerzirt und nie mobil gemacht," lachte Stephanie und fuhr zu dem Doktor fort: „Wissen Sie auch schon, mein Oheim

läßt sich von jedem Knecht, den er dingt, einen Revers unterschreiben, daß er ihn vorkommenden Falls ohne Widerrede prügeln dürfe."

„Ein Blatt Papier zwischen ihm und seinem Volk," lachte der Doktor.

„Constitutioneller Onkel heißen Sie künftig."

„Ja lacht nur," erwiderte der Major, „ich hab's schon bewiesen, daß ich kein Verfassungs- oder Kartenkönig bin." Es schien ihm indeß doch unlieb, daß sich das Gespräch hieher wendete, er fuhr daher fort: „Du willst die Schutzheilige der Volkslehrer sein, ich will dich nicht hindern; wenn du, wie gewiß, zur Heiligen gesprochen wirst, bekommst du als Patronin der Schullehrer den Namen der heiligen Scholastica."

„So? Onkelchen möchte noch gern" scherzte die Baronin, „daß der Dorflehrer mit steifen Bücklingen an der Spitze seiner Heerde bei solennen Gelegenheiten ein gepudertes Carmen an die Gutsherrschaft deklamirte, und beim Schmause wäre dann der Dorfmagister der unbezahlte Hofnarr, den man mit einem gnädigen Haarbeutel heimschickt."

„Jene Zeiten waren besser und fröhlicher für uns, für das Volk und die Lehrer. Doch, ich will nur gleich morgen mit dem Geld für Deeger auch das Gleiche deinem neuen Schützling aushändigen, damit er nicht zu spät kommt."

„Wen meinen Sie?"

„Den frechen Menschen, den Professor von Erlenmoos."

„Warum nennen Sie ihn frech?"

„War sein Benehmen anders?“

„Allerdings, mehr als etwas sicher, keck, er erlaubte sich —“

„Ha ha! hab' ich dich,“ rief der Major mit schallendem Gelächter, „da seht mir die demokratische Gleichmacherin! Der Mensch that nichts mehr, als er behandelte dich als Seinesgleichen. Das willst du ja? Und doch verdrießt dich's wieder, wenn Niedergestellte ohne Stottern und Zagen sich als Pairs dir gegenüberstellen.“

„Der Oheim ärgert sich doch nur,“ erwiderte die Baronin, mit den Zähnen die Lippen beißend, „weil er selber gestehen muß, daß in Benehmen und Gestalt dieses Lehrers etwas Imponirendes liegt; er hat mich selber darauf aufmerksam gemacht, daß der räthselhafte Mann eine so fein gebaute schlanke Hand hat, wie Christus auf dem Titianischen Zinsgroschen.“

Sie erklärte dann dem Doktor, wie sie Eugen auffallend an einen jungen Mann gemahne, den sie vormals bei Hof gesehen. Der Doktor erkundigte sich auf's Genaueste nach allen Einzelheiten der Muthmaßung, er legte dabei die Hand auf ein Buch, das er in der Brusttasche hatte als wollte er sich erinnern, das nicht zu vergessen. Der Oheim schalt auf die neue Zeit, die es den niederen Ständen gestatte, Umgangsformen anzunehmen, die ihnen nicht gebührten; ihm war die Familiarität des Doktors mit seiner Nichte ebenso zuwider, und er ließ die Gelegenheit nicht entgehen, hier nach seiner Liebhaberei Schläge auszutheilen, die nicht parirt werden konnten. Er polterte dann dagegen, man

solle den Menschen in seine Schranken zurückweisen, statt ihn auszuspioniren. Die Baronin indeß hörte nichts von alle dem und verfolgte mit träumerischem Blick die räthselhaften Irrgänge eines abenteuerlichen Menschenlebens. Aus einer ihr selbst nicht klaren Ursache weigerte sie allem Drängen des Doktors ihm den Namen des Doppelgängers zu nennen. Vielleicht wollte sie selbst die Fäden in Händen behalten.

Verstimmt begab sie sich plötzlich in ihr Schlafgemach, sie war vielfach aufgeregt und noch stundenlang mußte ihr, wie das oft geschah, ihr Kammermädchen das Haar kämmen, während sie dabei las.

Zehntes Kapitel.

Während dieses Abends saß Eugen im ersten Haus des Dorfes und fühlte sich dort wohlig angeheimelt.

Wie leicht und zwanglos ist es, sich in eine Dorffamilie einzuführen. Man spricht mit einem Kind und tritt an seiner Hand in die Stube und bleibt nach Gelüsten; die Menschen wissen noch oder leben wenigstens darnach, daß wir ja eigentlich Alle in Liebe aufeinander angewiesen sind oder sein sollten.

Die „gardinenlose Existenz“ wie die Baronin sagen würde, das Leben des Landmanns, liegt seinem Wesen nach offen da, wie seine Kraft draußen im Feld arbeitet und sein Thun nicht in todte Wände eingeschlossen, sondern unter freiem Himmel waltet.

„Wohin noch einmal?“ rief die Frau aus den Garben heraus dem Mann zu, der eben abgeladen hatte und sich nochmals fuhrfertig machte, „es ist gleich Essenszeit.“

„Der Krautschneiderle will seine paar Garben auf dem Buckel 'reintragen und da hab' ich ihm gesagt, er soll warten, ich führ's ihm auf Einmal 'rein.“

„Bist müd genug, das hätt' morgen Zeit; der Jedermanns Knecht ist der Jedermanns Narr, und die Supp verprotzelt mir.“

„Will keine, richt' mir eine gestandene Milch,“ und fort rollte der Wagen mit dem knallenden Fuhrmann an der Leiter.

Dieses Gespräch hatte Eugen belauscht, als er sich dem Haus näherte und er dachte, wie frisch und frei diese Menschen Alles was sie sind und haben, ihre Arbeitskraft und Zeit, der Wohlthätigkeit widmen. Er spürte so zu sagen diesen nährenden Gedanken auf der Zunge, so wohl war's ihm und er sagte nun in die Scheune eintretend:

„Gebt Mir die Suppe Eures Mannes.“

„Das kann schon sein, aber Ihr seht nicht darnach aus, daß Ihr sie nöthig habt.“

„Da habt Ihr Recht, es ist mir auch nicht so um die Suppe, als um den gutherzigen Blick zu thun, der sie darreicht.“

„Vielleicht hab' ich den nicht,“ erwiderte die Frau trotzig, griff rasch zu ihrer Arbeit und schien gar nicht Willens auf die Anmuthungen des sonderbaren Gastes einzugehen; sie beachtete ihn ferner nicht mehr.

Da kamen die Kinder, der Knabe reichte Eugen die Hand und das Mädchen erzählte der Mutter, das sei der Lehrer von Erlenmoos, der heute bei ihnen in der Schule war.

„Warum habt Ihr nicht gleich gesagt, wer Ihr seid?“ rief die Frau mit freundlichem Unwillen. Eugen entschuldigte sich und wollte helfen die Garben schichten, die Frau aber sagte, das habe keine Eile und ging mit ihm und den Kindern nach der Stube. Alle Bitten und Mahnungen Eugen's, seinethalb keinerlei Aufwand und Mühewaltung zu machen, waren vergebens; denn die Frauen lassen sich's einmal nicht nehmen, die Ehre ihres Hauswesens darzustellen. Ein frisches, gewiß selten gebrauchtes Tischtuch wurde aufgelegt und ein Krug Obstmost aus dem Keller geholt.

Eugen wollte mit den Kindern bei der Mutter in der Küche bleiben, aber das wurde nicht geduldet und während er die Schul- und Schreibebücher des Mädchens genau durchsah und manche Frage stellte, hörte er draußen in der Küche etwas im Schmalz brodeln, das endlich als eingeschlagene Eier auf einem blumigen Teller erschien. Nur mit Mühe gelang es Eugen, daß sie sammt den Kindern ihre Suppe mit ihm verzehrte. Der kleine Engelbert hatte kaum das letzte Wort des Tischgebetes gesprochen, als die Frau an das Fenster sprang und ihrem Mann, der mit leerem Wagen heimkehrte, zurief, er solle tapfer heraufkommen, der Lehrer von Erlenmoos sei da.

„Der Büchsenranzen?“ hieß es von unten.

„Nein, der neu' Lehrer,“ erwiderte die Frau.

Eugen erfuhr nun, daß sein Vorgänger in der ganzen Umgegend den Unnamen „Büchsenranzen“ hatte, weil er stets mit dieser altmodischen Jagdtasche über Feld ging und einst in einer Volksversammlung gesagt hatte: die Welt sei so lange nichts nutz bis Jeder solch' einen Ranzen voll Kronenthaler habe.

Der Bauer bewillkommte Eugen nicht besonders freundlich, er hob und senkte die Augbrauen mehrmals rasch, vielleicht störte ihn der ungewöhnliche Aufwand; denn als Eugen betheuerte, daß er seine Lippen nicht benetze, wenn der Hausvater nicht mit ihm esse und trinke, griff der Bauer wacker zu und ward sichtbar freundlicher.

„Wenn ich's nur wieder wett machen könnte,“ sagte Eugen, „aber ich habe keine Frau.“

„So?“ scherzte die Bäuerin, „das wird den Erlenmooser Mädchen just recht sein. Ihr habt gewiß schweren Familienanhang, Herr Lehrer, daß Ihr noch nicht geheirathet seid. Suchet Euch eine vermögliche, des Schäufler-David's Marie ist die reichste.“

Die obersten Lebenskreise wie die niedergestellten haben in gewisser Beziehung dieselbe Gesprächsform; der Bauer wie der Fürst, beide halten sich in Fragen und Wiederfragen. Das dachte Eugen, als hier Mann und Frau ihn mit allerlei Forschungen so rasch bedrängten, und es fiel ihm schwer auf's Herz, daß er auf diese unmittelbaren Fragen jetzt zum Erstenmal Kunde über Person und Familie geben sollte, die doch eine erlogene war. Er brachte die Schilderung stotternd hervor und der Bauer schnitt die Fragen seiner Frau rasch ab, indem er sagte:

„Ihr habt's jedenfalls besser als unser Lehrer hier.“

„Ich kenne seine Verhältnisse nicht.“

„Der wohnt im Gotterbarms sieben Klafter tief im Elend. Es nimmt einen Gotteswunder, daß noch ein ganzer Faden an ihm ist.“

Vor lauter Ausrufungen und Beileidssprüchen erfuhr Eugen das Thatsächliche nicht, und mußte erst durch Vor- und Rückwärtsfragen das Eigentliche erkunden, das sich dahin zusammenfaßte: Der alte Deeger war Kameralbeamter in N. gewesen, ein wohllebiger stolzer Mann, der außer dem einen Sohn nur noch zwei Töchter hatte. Der Sohn war auf Universität, als der Vater wegen Unterschleif verhaftet und auf fünf Jahre in's Zuchthaus gebracht wurde; eine rasche Versorgung that Noth, Deeger erhielt die Schulstelle hier im Dorf, wo er nun siebzehn Jahre lebt und noch nie wegen Kränklichkeit einen Tag Schule versäumt hat. Der alte Kameralverwalter, „dem man alles Essen doppelt schmalzen muß,“ wie die Bäurin sagte, lebt seit zwölf Jahren auch im Dorf, raucht und faullenzt und zankt zur Abwechslung mit seiner stocktauben Frau, mit der er in beständigem Hader lebt, weil sie stets heiter ist, rund aussieht und dem Alten manchmal im Kartenspiel ein paar Pfennige abgewinnt. Die beiden Töchter sind in Dienst; die eine bei der Baronin Hunold als „Kammjungfer,“ die andere in der Hauptstadt, und der Lehrer muß nun noch eine Magd bezahlen. Wenn er sich in der Schule die Lunge lahm gesprochen, muß er noch Mittags und Abends mit seiner tauben Mutter schreien, mit der der Alte oft ganze Tage aus

Bosheit kein Wort spricht und da ist der Alte noch eifersüchtig, weil der Sohn die Mutter lieb hat. Während der Revolution hatte Deeger seinem Vater mehrere Wochen lang alle Röcke eingeschlossen, denn der Alte wollte stets fort; jetzt sei Gerechtigkeit in der Welt, jetzt müsse er regieren. Zweimal bat er vorübergehende Bauern, ihm einen Rock zu leihen; als er beide Mal ausgelacht wurde, versteckte er sich stets, wenn Jemand am Fenster vorüberging. Großes Halloh und Lachen erregte es im Dorf, als eines Morgens zwei Soldaten mit einer wunderlich aussehenden Frau in's Dorf kamen; es war der Kameralverwalter im großblumigen Sonntagsrock seiner Frau, in dem er als spionirensverdächtig auf den Schub gebracht worden war.

Die Bäuerin hatte während dieser Berichte die Kinder zu Bett gebracht. Als sie wieder kam sagte sie: „Unser Lehrer muß einen besonderen Stuhl im Himmel kriegen."

Der Bauer erzählte noch, daß der Lehrer sich's jetzt leichter mache im Amt als ehedem; mit Selbstgefühl setzte er hinzu: „Er kann das wohl, er hat jetzt schon das zweite Geschlecht hinter den Bänken. Mir giebt's allemal einen Herzstoß, wenn ich ihn dabei sehe, wenn eines seiner Schulkinder heirathet. Du armer Tropf! Was hast denn du verschuldet, daß du zu keinem eigenen Hausstand kommst? Ich kann's keiner Söhnerin verdenken, daß sie nicht zu den alten Amtleuten mag."

Er zeigte nun Eugen die unter Glas und Rahmen aufgehängten Lobzeugnisse, die er und seine Frau bei der Entlassung aus der Schule von Deeger erhalten

hatten und gab dabei eine ausführliche Schilderung von Deeger's Verfahren, der die seltene Kunst verstand, ohne Körperstrafen feste Schulzucht zu erhalten.

Als Eugen dem Bauer eine Zigarre anbot, schob er dieselbe in die Tasche. „Ich will mir sie auf Sonntag aufheben," sagte er und stopfte sich seine Pfeife. Jetzt schilderte er seine eigenen Verhältnisse und wie er zu ringen und zu kämpfen habe, damit ihn nicht ein Stoß „von Haus und Acker lupfe." Die Frau schalt über solche Rede, der Bauer aber sagte: „ich mach' mich nicht größer als ich bin; sie sind auch schon an mir gewesen, ich soll auswandern, aber es kann doch auch bei uns wieder besser werden."

Nun ging's an ein Erzählen aus der Revolutionszeit und was man da ausgestanden. Der Bauer war selber mit im zweiten Aufgebot gewesen, war aber nicht zum Kampf gekommen, sein Bruder, der bei der Artillerie stand, war als Flüchtling in der Schweiz. Wie Vieles war da zu beklagen und Eugen freute sich, daß über dem vielen einzelnen Elend doch auch das Große erkannt ist; erschüttert wurde er aber, als er den Vorwurf der so gewissenlosen Reaction hier als aufrichtige Wahrheit hören mußte, indem er aus dem Mund des Bauern die Worte vernahm: „Wisset Ihr, warum die Revolution schief gangen ist? Weil Lug und Trug dabei gewesen! Da haben sie geschrien, die Reichsverfassung wollen sie haben, und nichts als Republik und Theilen haben sie gewollt."

Eugen suchte auch die reinen Beweggründe darzuthun, die vielen edeln Menschen die Waffen in die Hand

gegeben und erklärte, daß nachdem man einmal für die Reichsverfassung wider ihre Gegner kämpfen mußte, von der Besiegung der Gegner die Republik eine nothwendige Folge war. Oder sollte man da noch einen Fürsten zwingen, Kaiser zu werden? Der Bauer nickte einverständlich und zeigte auf einen großen Tintenfleck am Boden, den er die Karte von Schleswig-Holstein nannte. Die Frau erzählte, daß ihr Mann an jenem Abend, als er das Endschicksal Schleswig-Holsteins erfuhr, das Tintenfaß der Kinder vom Tisch nahm, fluchend auf den Boden schmetterte und ausrief: lern' nicht deutsch schreiben, deutsch sein ist jetzt eine Schande. Als sie nun wie entschuldigend hinzusetzte, daß sich der schwarze Fleck schwer austilgen lasse, rief der Mann:

„Und der wahre Schandfleck ist gar nicht mehr zu tilgen, laß den nur auch zum Angedenken."

Mitten im kummervollen Gespräch über das Geschick der einst so hell begrüßten nordischen Brüder, empfand Eugen doch wiederum die Freude, daß es ruchlose Thaten giebt, die tief im Andenken des Volkes wurzeln.

Als Eugen wegging, schüttelte ihm der Bauer mächtig die Hand und hieß ihn auch oft wiederkommen.

Mit reicherfülltem Herzen ging Eugen durch das schlafende Dorf, und aus allen schweren Gedanken heraus pries er sich glücklich, daß er so auf neuen Lebensboden gekommen und gelobte still in sich hinein, nie wankend zu werden.

Elftes Kapitel.

Mit einer fast andächtigen Verehrung begrüßte er am andern Morgen seinen Amtsgenossen Deeger, er war nahe daran, ihm sein ganzes Schicksal zu enthüllen und sagte doch nur: „Es giebt in Mährchen gutmüthige aber wunderliche Wesen, die man nichts fragen darf, nicht nach Herkommen u. s. w., man muß an sie glauben, ihnen vertrauen. Ich bitte Sie lieber Freund, gewähren Sie mir das und lassen Sie sich durch nichts an mir irren oder stutzig machen."

Deeger sah ihn verwundert an und drückte ihm die Hand. Während die Kinder sich in der Schulstube sammelten, sagte er dann zu Eugen:

„Neun und neunzig Schulmeister Hundert Narren sagen die Bauern hier zu Land. Es reitet jeder von uns sein Steckenpferd, das Ihrige ist wahrscheinlich noch ein ideales Flügelroß, das meinige, ich will's Ihnen nur unverhohlen vorreiten — meine Liebhaberei ist: die Kinder sprechen zu lehren."

„Wie denn?"

„Vor Allem lautgerechtes und ausdruckvolles Sprechen, der entschiedene Vollklang und der lückenlose Einsatz der Worte, das führt nothwendig zu fester geschlossener Haltung der Seele und zu ebenmäßiger Bewegung der Gedankenglieder. Der Mensch weiß nur das wirklich, was er aussprechen und ist nur das, was er darstellen und zur That bringen kann. Bedächten wir dieses als Einzelne und als Volk, wir würden uns weniger

im Mitleidsspiegel ansehen. Ich habe in meiner Schule, ohne daß ich's ahnte, unter meinen Bauern einen Volksredner ausgebildet, der nach kurzem Ruhm gräßlich unterging. Ich will Ihnen die Geschichte ein andermal erzählen. Sprechenlehren ist mir die Hauptsache, das holt den Geist aus sich heraus und die Elementargegenstände, die aufgepfropft werden müssen, gedeihen fröhlich auf dem Urstamm. Ich bin dadurch auch von dem grammatisirenden Sprachunterricht fast ganz befreit."

„Wollen Sie damit die bräuchliche Mundart ganz auflösen?"

„Zum Theil, aber wie jede Landschaft, so bildet sich jedes Kind beim Sprechenlernen seine eigene Mundart; das Erstemal, daß es auf fremde Mahnung ein gewohntes Wort sich selbst berichtigt, hat es gelernt Meister und Lehrer seiner selbst zu werden."

„Gestattet Ihnen die Oberbehörde freie Bewegung in solchen Dingen?" fragte Eugen.

„Unser früherer Schulinspector schenkte mir Vertrauen. Jetzt muß ich natürlich auf die Prüfung hin besonders arbeiten und das, was mich besonders erfreut, still zu meinem Selbstgenüge leisten."

Eugen erfreute sich so sehr an der gewandten und sichern Lehrweise Deegers, daß er oft seinem hingebenden Wohlbehagen Einhalt thun und sich besinnen mußte, daß er Alles das nicht blos zu genießen, sondern auch zu lernen habe.

Die Kinder waren jetzt am Morgen viel frischer als gestern am Mittag und Eugen sah hier zum Erstenmal, wie beschwerlich es ist, ermattete Kinder nach der

allgemeinen Schulordnung die bestimmte Stundenzahl festzuhalten.

Ein Mann kam und bat sich seinen Knaben aus, weil er ihn zum Ackern brauche. Deeger hieß dem Knaben sogleich seinem Vater folgen und als Eugen verwundert aufschaute, sagte Deeger: „Ich habe die geringsten Schulversäumnisse im ganzen Bezirk, weil ich den Leuten ihre Kinder überlasse, wenn sie sie nöthig haben. Dadurch hört die Schule auf, für Eltern und Kinder eine ungebührliche Last zu sein."

Eugen erzählte bei einer Pause, wo er den gestrigen Abend zugebracht und Deeger sagte: Außer einem Verlornen sei ihm der Lehnert sein liebster Schüler und treuester Anhänger.

Eugen fand auf dem Pulte Deegers zwei Worte mit großen lateinischen Buchstaben geschrieben, sie hießen: LIEBE, GEDULD, und als er darnach fragend aufschaute, sagte Deeger: „Vergangene Ostern waren es siebzehn Jahre, seit ich diese Worte hier angeschrieben. Ich stand damals noch in dem Alter, wo sich der kindlich unbeholfene Geist gern an äußere Handhaben hält. Die Stunde ist mir unvergeßlich, als ich diese Worte hier schrieb, ich war damals so voll Liebe zu den Kindern und allen Wesen, daß ich gern mein ganzes Herz hingegeben hätte. Diese Worte, die mir täglich beim Eintritt in's Auge fielen und mir oft in Unmuth und Gram sich wieder vor die Augen rückten, haben mir viel geholfen. Ich habe das noch Niemand gesagt als Ihnen, aber ich meine, ich darf es, Sie verstehen mich."

Eugen sah diese metallene Natur weich werden, die

Stimme Deegers, sonst so fest und trocken, klang zitternd und lind.

Als die Beiden die Schule verließen, kam ein Diener der Baronin mit der Nachricht, daß sie Eugen heute gegen Abend erwarte.

„Ich mag aber nicht hingehen," sagte Eugen zu Deeger.

„Sie müssen, Sie sind sonst unartig."

„Unartig? höchstens unhöflich."

„Unhöflich sind nur Gleichgestellte, ein Untergeordneter, der eine Freundlichkeit nicht dankbar aufnimmt, ist unartig."

Eugen preßte die Lippen, er empfand zum Erstenmal die Demüthigungen, die ihm als Nebeneinkünfte seines Berufes zufielen.

„Und mir zulieb," sagte Deeger, „müssen Sie meinen Pfarrer besuchen; er ist mir gram, wenn ich ihm einen Besuch nicht zuführe und nun gar einen Lehrer, dessen Schuldigkeit es ist. Sie müssen sich anders kleiden."

„Ich habe nichts bei mir, der Bote bringt meine Sachen."

„Wie gerufen kommt er." In der That kam der Stellwagen, der von der Eisenbahn aus eine Verbindung mit dem Binnenland unterhielt, gerade daher. Eugen verlangte nun gleich beim Wirthshaus nach seinen Kisten, der Fuhrmann sah ihn betroffen an und erst auf die Versicherung Deegers, daß das wirklich der Lehrer von Erlenmoos sei, wurden ihm die Kisten abgeladen.

Als Eugen schwarz gekleidet in die Wirthsstube kam, hieß ihn der Lammwirth willkommen und fragte freundlich, ob er einen Schoppen Alten oder Neuen wünsche, wobei er nach seiner Gewohnheit sechser-achter-zehner-zwölfer mit großer Zungenfertigkeit sprach. Eugen lachte laut, weil man ihn nicht erkannte und für einen Fremden hielt. Es war aber auch eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen. Der lange verknitterte Rock, aus dem die Arme weit über die Handknöchel hinauf heraussahen, die schwarze Weste bis an die weiße Halsbinde zugeknöpft, ließ kaum die frühere Gestalt mehr erkennen.

Während die Reisenden mit eisenbahngewohnter Eile das Essen verzehrten und der Abfahrt harrten, erzählte der Fuhrmann gemächlich, daß ein Hauptvogel aus dem Käfig entkommen sei, nahm die Zeitungen aus der Tasche und überlieferte sie dem Lammwirth, um sie an Schultheiß und Pfarrer abzugeben.

Eugen durchlas hastig die Blätter, er saß allein an einem Tisch und als er einen Steckbrief las, vergrub er sein Antlitz in das Blatt, so daß Niemand ihn zu sehen vermochte. Sobald es ohne bemerkt zu werden, geschehen konnte, löste er das Beiblatt ab und steckte es in die Tasche. Seine lächelnden Mienen schienen zu sagen: Wenn sie dich jetzt fangen, haben sie gleich dein Signalement bei der Hand.

Zwölftes Kapitel.

Eugen ging nach dem Schlosse. Auf der Landstraße begegnete ihm der Major zu Pferde, bei dem raschen Gruß Eugens scheute das Pferd und der Alte bedurfte aller seiner Kraft, um sattelfest und der Zügel Herr zu bleiben; er sprengte über den Graben in ein Stoppelfeld und sprengte dann noch mehrmals an Eugen vorbei, indem er ihn im Halbkreise in scharfem Trab umritt, er grüßte Eugen jedesmal und dieser dankte, verwundert, was das zu bedeuten habe, bis er lächelnd gewahrte, daß der Alte den Apfelschimmel dressire und den schwarzen Fußgänger schnell als Scheupfahl verwende; auch kleine Kinder, die vom Aehrenlesen heimkehrten, und Weiber, die Schubkarren führten, mußten sich trotz Zittern und Zagen als feste Wendungspunkte benutzen lassen. Die Schnitter auf den Feldern riefen einander an und deuteten auf den Reiter.

Wer mag es Eugen verdenken, daß er nicht in der besten Stimmung von der Straße ab den Bergweg nach dem Schloß einschlug?

Das Schloß, oder vielmehr das Herrenhaus, war modisch zugerichtet, nur der gestaffelte Giebel, auf dessen Spitze seltsam ein Wagenrad geheftet war, zeigte einen älteren Ursprung. Während aber das Schloß wenig Alterthümliches mehr hatte, war der Weg mittelalterlich steil. Die mächtige Lindenreihe hüben und drüben hatte schon vielen auf- und abwandelnden Geschlechtern willkommnen Schatten geboten. Das Schloß war im Viereck gebaut, eigentlich nur ein ansehnlicher Meierhof, man

sah nur das einfache Wohnhaus, Stallungen, Scheunen, und in der Mitte des Gehöftes prangte der mächtige umzäunte Düngerhaufen, auf dem gerade die an Stallfütterung gehaltenen Kühe frische Luft schöpften.

Eugen wurde von einem Diener durch das westliche Thor in den hart an das Schloß grenzenden Wald eine Anhöhe hinan geführt, dort stand eine mit Tannenrinden bekleidete und von sieben Tannensäulen getragene Einsiedelei. Das Kammermädchen, unverkennbar Deegers Schwester, das in der Vorhalle nähte, meldete Eugen und er trat in einen großen geschmackvoll verzierten Saal, in dem eine Dame vor einer Staffelei saß, ohne sich umzuwenden. Sie war weißgekleidet und das ganze Haupt umflossen glänzend schwarze Locken, die sich von dem weißen Nacken prächtig abhoben. Eine ältere Dame, die an einem kleinen mit Lesepult versehenen Tischchen saß, strickte und las, sah beim Eintreten Eugens nur flüchtig auf, dann fuhr sie in ihrem Doppelgeschäft ungestört fort. Eugen stand betroffen.

„Nur näher," rief die Malerin, „ich bin gleich zu Diensten. Stellen Sie sich nur hieher."

Ihr Blick ward erschreckt, als Eugen ihr gegenüber stand, sie schien ihn auch kaum mehr zu erkennen. Auch Eugens Auge war betroffen auf sie gerichtet, sie stand auf, groß und majestätisch mit Palette und Malstock in der einen und dem Pinsel in der andern Hand, wie befehlend und doch zutraulich sagte sie:

„Sagen Sie mir aufrichtig, was denken Sie jetzt?"

„Ich wußte nicht, daß Sie so schön sind," erwiderte Eugen stotternd.

„Mehr galant als wahr, wenn auch wahr,“ lächelte die Baronin, „wie heißen Sie mit Ihren Vor- und Zunamen?“

„Eugen Baumann.“

„Darin liegt etwas,“ sagte die Baronin, längere Zeit mit dem Pinsel in den Farben rührend, dann malend und oft rückwärts gewendet. „Mir sind Namen wie Farben, ich habe darin ein gewisses Bild von einem Menschen, es giebt Namen, die sind grau, blau, blond, grün, es giebt Namen, die sind wie Falkenruf, andere wie Gezwitscher und Gekrächze. Da waren drei alte Jungfern, die diesen Sommer sich in Erlenmoos zusammengenistet hatten. Die eine hieß Blanka, das paßt, Bertha geht auch noch, aber die dritte heißt Amanda, denken Sie sich eine sechzigjährige Amanda mit blauer Hornbrille. Solche Namen müßte man im Alter ablegen. Es ist sehr schön, daß die Nonnen andre Namen annehmen. Ihr Baron Kronauer in Erlenmoos heißt Gideon. Es ist schade, daß er nicht sein eigner Großvater war — bunt gestickter Atlasrock, gepudertes Haupt, tugendhaft und weise, da haben Sie ihn. In seinem Haus schließen alle Thüren geräuschlos und exact und so ist's auch in seinem ganzen inneren Wesen. Wenn Sie wissen, daß er Gideon von Kronauer heißt, kennen Sie ihn schon halb.“

„Noch nicht. Darf ich indeß fragen, gnädige Frau, wie Ihre frühere Farbe war, wie Sie als Mädchen hießen?“

„Warum das? Ich heiße Stephanie Hunold und habe seit meiner Trennung meinen Familiennamen wieder

angenommen." Sie trat ganz nahe auf Eugen zu und sagte fast zornig gebieterisch: „Wie hießen Sie ehedem?"

Sie faßte Eugen scharf in's Auge, dieser aber entgegnete starren Blickes: „Ich verstehe Sie nicht gnädige Frau."

„Gut, gut, sei's; immerhin, täusche ich mich oder bin ich auf der rechten Spur, ich verspreche Ihnen" sie reichte die Hand, die Eugen zagend ergriff, „Sie sollen jederzeit jedwede Hülfe von mir ansprechen können und sei es mit Gefahr meiner eignen Sicherheit. Sind Sie der, den ich meine, gut, wo nicht, soll es Ihnen entgolten werden, daß Sie mich an eine schöne Zeit erinnerten, wenn auch jetzt minder als gestern. Hätten Sie nicht Lust, Förster zu werden? Ich glaube, Sie würden sich dafür mehr eignen."

„Mir ist der Lehrerberuf heilig."

„Ich gestehe Ihnen, ich kann eigentlich die Schulen nicht leiden; man sollte die Menschen eher wild machen als zahm. Und mir ist überhaupt nichts zuwiderer als das Kindergethue. Die ganze Welt will sich jetzt zur Kinderstube machen. Ich möchte den Philistern immer die Perücken zerzausen, wenn ich sie sagen höre: bessere Volksbildung muß helfen. Unsere Bauern und Handwerker sind so gebildet als die französischen und englischen, ja die Bauern noch gebildeter, aber immer heißt's: das kommende Geschlecht muß die Erlösung bringen. Das kommende Geschlecht ist ja auch wieder ein heutiges; es ist nichts als Feigheit, die sich immer auf morgen vertröstet, da kann man ewig und noch drei Tage warten, wie das Volk sagt."

„Denken Sie sich gnädige Frau," erwiderte Eugen, „daß Ihre Worte wirklich den Lebenskern eines Menschen träfen, den Sie damit zerbrächen. Warum sagen Sie mir das?"

„Wer in einer Stunde zerbrochen werden könnte, ist nichts Besseres werth," erwiderte Stephanie fest, ihre Stimme klang hart. Kopfschüttelnd entgegnete Eugen:

„Sie wollen sich absichtlich härter darstellen als Sie sind. Erlauben Sie mir Ihre Worte als jene verzeihliche Fahrläßigkeit zu betrachten, die weniger an den Angeredeten als an sich denkt; es kann doch aber nicht als ritterliche Jagdlust gelten, auf einen angebundenen Vogel geistreiche Bolzen zum Amusement abzuschießen."

„Sie sind keck, doch ist mir das lieber als Kriecherei. Ich habe für meine Ansicht noch besondere Gründe. Denken Sie einmal darüber nach: kein anderes Volk der Erde hat das Wort und die Sache Bildung. Was ist Bildung? Es ist nicht savoir faire nicht intellect, es ist eben deutsche Gemüths- und Gedankenbosselei."

Sie schien keine Antwort zu erwarten, denn sie rief nach diesen Worten laut: „Jetti!" Das Kammermädchen kam, öffnete den großen Kachelofen, der sich in dem sonst gar nicht winterlich eingerichteten Saal seltsam ausnahm, und der Ofen war in der That nur ein maskirter Schrank, aus dem Erfrischungen mancher Art entnommen wurden. Eugen wurde erst jetzt der strickenden Leserin, der Tante, Frau Majorin von Sabelsberg vorgestellt; die Matrone neigte den Kopf, aber Eugen hörte kein Wort von ihr.

Man sprach über das Bild, einen theatralisch koketten Räuber, von dem die Baronin Stephanie eine Skizze in Italien gemacht, die sie nun ausführte. Als Eugen sich zum Weggehen anschickte, ließ sich Stephanie ihren Schäferhut geben und geleitete ihn nach dem Gehöfte.

„Sie müssen etwas Zutrauen erweckendes haben, die Hunde haben dafür eine feine Witterung. Sehen Sie," sagte sie auf den begleitenden Hühnerhund deutend, „sehen Sie, wie mein Troll sich Ihnen anschmiegt; er ist sonst ein Misanthrop und eifersüchtig wie Othello, ich wollte ihn auch schon oft so nennen, er haßt Jeden, dem ich freundlich begegne."

Eugen betrachtete den Hund und preßte dann kaum merklich die Lippen zusammen.

„Ich will Ihnen hier einige Bücher für meinen Vetter Kronauer mitgeben," sagte die Baronin wieder, „lesen Sie auch französisch?"

„Ein wenig."

„So müssen Sie auch diese Bücher lesen. Sie werden viel daraus lernen, es liegt ein eigenthümlicher melancholischer Reiz in der Beschäftigung mit der socialen Frage und schon auf der französischen Sprache liegt ein Parfum, den wir Deutschen nie erreichen werden."

„Dafür weht über unsrer Sprache ein frischer Walddust."

„Darum sollte man im Salon französisch und im Wald deutsch sprechen."

„Sie gebrauchen nur diese spielende Wendung, sie gefällt Ihnen, ohne daß Sie selbst daran glauben.

Witz geht über Wahrheit, ist die Devise des high life."

„Ich weiß nicht, sind Sie mehr pedantisch oder mehr aggressiv."

Eugen suchte sich zu entschuldigen. Stephanie ging schweigend neben ihm und begann nach einer Pause:

„Was wollte ich Ihnen noch sagen? Heirathen Sie nicht! Nie, nie. Sie versumpfen in der Familie. Oder minnen Sie schon eine sittige Maid mit weißem Gewand und rosarother Schleife, einziges Kind einer armen Wittwe, die sie mit ihrer Hände Arbeit ernährt und dabei ein Blumenbeet vor ihrem Fenster hegt?"

„Sie verstehen es meisterlich, gnädige Frau, den Extract aus Romanen auf Flaschen zu ziehen."

„Sie ärgern sich und darum machen Sie mir ein schielendes Compliment. Nicht wahr ich verstehe Sie? Solche Romane liebt meine Tante Bonboniere am meisten." —

Eugen hatte nicht Zeit, seinem Erstaunen nachzuhängen, denn wildschnaubend, Kopf und Schweif hochtragend kam im raschen Galopp der reiterlose Apfelschimmel dahergesprengt. Eugen warf sich dem Pferd entgegen, erhaschte es am Zügel, wurde aber noch einige Schritte geschleift, ehe er das wilde Roß zum Stehen brachte.

„Der Onkel, der Onkel!" schrie die Baronin in lautem Schmerz und schickte die herbeigeeilten Knechte dem Vermißten entgegen. Dieser kam bald darauf hinkend und am Kopf blutend.

„Sind Sie vom Pferd gestürzt, lieber Onkel?" rief die Baronin ihm entgegen eilend.

„Wann bin ich gestürzt?" schrie der Alte heiser, indem er sich auf eine Bank niederließ: „Pfui! Von Bauernhänden vom Pferd gerissen. Verdammt seien die Grundrechte, die uns die Gerichtsbarkeit genommen. Es sind fremde Schnitter, aber sie müßten mir alle im Thurm verdorren. Was gaffen Sie mich so an, Sie hochweiser Volksprofessor? Da habt ihr die Früchte eurer Bildung. Aber sie sollen mir's büßen, schwer büßen."

Stephanie eilte hin und her dem Verletzten Hülfe bringend, dessen Kopfwunde unbedeutend war, sie entschuldigte den heftigen Oheim bei Eugen und dieser entfernte sich bald.

Dreizehntes Kapitel.

Es schien fast ein anderer Mensch, der jetzt den Schloßberg herabstieg, er ging stolz und aufrecht und blickte manchmal wie herrschend über das weite Gefilde und doch war es Eugen, in dem sich aber Gedanken und Pläne bewegten, wie man als Gutsherr hier leben und walten könne. Das war doch anders als von unten heraufkommen, lenken statt selbst mühsam ziehen.

„Wie finden Sie die Baronin?" fragte Deeger, an dem Eugen eben ohne ihn gesehen zu haben vorübergehen wollte.

„Ich kenne derartige Erscheinungen schon mehr,"

sagte Eugen; „sie ist jener Damen eine, die es verstehen, den Champagnerrest in der Seele moussiren zu machen, und dann reden sie sich ein und man redet sich selbst ein, sie hätten frisch eingeschenkt.“

Deeger schwieg und Eugen berichtete den Unfall des Majors, worauf Deeger hinzufügte, daß der Major einen kleinen Knaben umgeritten hatte und sich eben davon machen wollte, als die Schnitter vom Feld herbeieilten, ihn vom Pferde rissen, wacker durchbläuten und stets dabei riefen: „Du hast uns nichts schriftlich gegeben, daß wir dir Prügel geben dürfen, du kriegst sie aber doch auf dein ehrlich Gesicht hin.“

„Welches Kind wurde verletzt?“

„Sie kennen es, der kleine Engelbert. Man sagt, die Liebe zu seinem Schulbuch trage die Schuld daran; der Knabe hatte seine bunte Fibel fest an die Brust gedrückt mit auf's Feld genommen, er wich dem raschen Pferd richtig aus, verlor aber dabei sein Buch, eilte nochmals zurück um es zu haschen und ward da von dem Hufe des Pferdes getroffen. Der barsche Major ist so zum Theil unschuldig, aber es geschieht ihm doch recht; der Engelbert soll am meisten geschrieen haben, als er sein schönes Buch voll Blutflecken sah.“

„Wo ist er verwundet?“

„Es scheint ihm nur die Stirnhaut geritzt, man hat sogleich einen reitenden Boten nach dem Wundarzt geschickt.“

Wie durch eine sympathetische Wirkung fühlte Eugen plötzlich einen stechenden Schmerz in seiner noch nicht geheilten Hand; er erinnerte sich, daß er durch

Anhalten des Pferdes das kaum Vernarbende wieder aufgerissen habe und machte sich mit doppelter Eile nach dem Haus des kleinen Engelbert.

Frauen, Männer uud Kinder, Alles was nicht auf dem Feld war, war dort versammelt, die Kinder hatten fast alle Brod und Obst in der Hand, das sie von den Eltern erhalten, gleichsam als Dank- und Freudenopfer, daß sie ihnen solch Herzeleid erspart, wie drin im Hause herrschte. Natürlich war hier viel die Rede davon, wie die Hirnschale Engelberts ganz aufgeschlitzt sei, so daß man das offene Hirn schlagen sehe und wieder Andere wußten zu erzählen, wie gräßlich es war, als die Mutter das bluttriefende Kind in die Arme schloß und mit ihm zu Boden sank. Der Wundarzt kam und statt durch seinen Anblick beruhigt zu sein, brachen die Weiber in lautes Wehklagen aus und trockneten sich mit der Schürze die Thränen.

Erst jetzt als Eugen durch das Gedränge in's Haus wollte, bemerkte er, was die Dorfleute schon verwundert gesehen hatten, daß ihm Troll vom Schlosse gefolgt war; er hieß den Hund hier außen warten und drang in das Haus.

Der Knabe lag leichenblaß auf blutigem Kissen, das Schwesterchen weinte laut, der Säugling schrie und Alles übertönte der Schmerzensruf der Mutter, die ihr Söhnchen wach rufen wollte; plötzlich besann sie sich, preßte die Lippen zusammen und legte den Säugling an ihre Brust, aber eine andere junge Frau entriß ihr denselben mit den Worten: „Das darfst du jetzt nicht,“ und reichte ihm selbst die Brust.

Der Wundarzt sorgte vor Allem dafür, daß die mit Menschen vollgestopfte Stube leer wurde. Männer und Frauen wichen zurück, kamen aber wieder leise hereingeschlichen und schauten mit angehaltenem Athem dem Thun des Wundarztes zu. Todtenstille herrschte, da schrie eine mächtige Stimme: „der Mörder muß von meiner Hand sterben!“ Es war der Vater, der vom Feld heimgekehrt war, er warf nur einen Blick auf sein Kind und sprang wieder fort und holte seine Holzaxt. Nur mit Mühe gelang es mehreren Männern, ihn zu halten; er ließ sich die Axt nicht nehmen, trat nochmals in die Stube, wo der Wundarzt den Knaben wieder in's Leben brachte und versicherte, daß wenn nichts Ungewöhnliches eintrete, keine Hirnerschütterung sich vorfinde, die man nicht sehen könne, die Wunde gefahrlos sei.

Der Vater war still auf die Bank gesunken, das kleine Mädchen hatte sich an seine Kniee gedrängt und die Mutter reichte ihm mit einem dankbaren Blick nach oben die Hand.

Eugen ließ nun auch seine Wunde verbinden, die er beim Einfangen des wilden Pferdes erhalten haben wollte.

Je mehr es nun Abend wurde und die Bauern heimkehrten und ihre Sensen im Dorfweiher abkühlten, um so unruhvoller wurde es auf der Straße, bis sich endlich vor dem Wirthshaus und in der Wirthsstube wildlärmende Haufen sammelten.

„Unsere Sensen lassen sich wieder gradauf schmieden.“

„Auf! Nach dem Schloß.“

„Der Baron muß auch einmal im Thurm sitzen.“

„Wenn Einer von uns ein Baronenkind übergeritten hätt', er säß' schon in sieben Ketten.“

„Der Schultheiß hält's mit dem Baron.“

So riefen die Stimmen durcheinander.

„Was da!“ ertönte jetzt eine Stimme von einem noch jungen behäbigen Mann, der mit Deeger daher kam. „Ich halt' es mit Niemand als mit der Gerechtigkeit. Haben wir nicht tausendmal geklagt, daß wir für jede Lumperei gleich eingesperrt worden sind? Der Baron entlauft uns nicht, Draufgeld hat er.“

„Aber er gehört vor's Schultheißenamt . . .“

„Die Zeiten sind vorbei, wo die Barone unsere Herren gewesen . . .“

„Das Standrecht ist für die Standesherren,“ so scholl es entgegen und der Schultheiß erwiderte:

„Weil der Baron jetzt nicht mehr Recht hat als wir, soll er aber auch eben so viel haben; es soll ihm Gerechtigkeit werden, von uns, vom Gemeinderath. Wenn ihr rebelliren wollt, könnt ihr Execution und Einquartierung haben, wenn's euch darnach gelüstet.“

Das half. Weil man aber einmal im Wirthshaus war, machte man sich die Gelegenheit zu Nutzen, zechte nach Wohlgefallen und ergoß sich weidlich in Klagen und Schimpfreden, wobei es aber an tapfern und mannhaften Gegenreden auch nicht fehlte.

Eugen glaubte aus all dem Stimmgewirr heraus dennoch einen einheitlichen Charakter des Dorfes und in manchen Zügen ein offenbares Abbild von dem Wesen Deegers zu erkennen. Als er solches gegen

seinen Amtsbruder äußerte, sagte dieser: „Kann wohl sein, die jungen Männer hier sind alle meine Schüler, ich bin schon Großvater der hiesigen Dorfbildung. Unser Dorf kann wenigstens auf eins stolz sein: während ringsum überall das Denunciantenwesen in höchster Blüthe steht, haben wir bei uns kein Beispiel davon. Unsere Einrichtungen mit dem Versetzt- und Abgelöstwerden sind nicht gut, dadurch bildet sich im Lehrer und seinen Schülern eine Unstätigkeit und Heimathlosigkeit; der Staat sollte den auf seiner Stelle Verbleibenden mit der Zeit höher lohnen."

Eugen, der einem andern Gedankengang gefolgt war, sagte darauf: „Mag die Gewalt jetzt auch noch so sehr rasen, die innere Thatsache in den Gemüthern, das Bewußtsein, daß eine Revolution war, daß das Volk wollen kann, das vermögen sie nicht mehr auszurotten; sie wischen die drei Farben nicht mehr aus der Erinnerung."

„Das Volk ist müde und die einfache Aufgabe ist zur verwirrten gemacht," versetzte Deeger, „ich kenne andere Länder nicht, so viel aber weiß ich, daß das „Nächstemal," was Viele ohne dabei zu denken im Mund führen, bei uns ganz gewiß eintritt, wenn man dem Adel wieder seine Patrimonialgerichtsbarkeit herstellen wollte. Das greift dem Bauer an's Leben und würde einen Kampf herbeiführen, gegen den der Bauernkrieg Kinderspiel war."

An dem lärmenden Wirthshaus vorüber schlich eine scheue Gestalt, tief verhüllt, die Kapuze gleich einer Tarnkappe auf dem Haupt, fast geisterhaft anzuschauen,

sie eilte nach dem letzten Haus des Dorfes. Troll hatte an der Thür gewinselt, ein Bursch gab dem Schloßhund einen Tritt und machte ihm die Thür auf, der Hund eilte der verhüllten Gestalt nach.

Vierzehntes Kapitel.

Als Eugen am Morgen seinen kleinen Freund Engelbert aufsuchte, war er nicht wenig erstaunt, die Baronin Stephanie hier zu finden. Sie saß eben mit den Bauersleuten und dem Töchterchen bei Tisch, und aß mit ihnen die Morgensuppe aus Einer Schüssel. In ihrem weißen Gewand mit den dunkeln Locken, die aufgelöst auf dem lichten Nacken ruhten, mit ihrem jetzt blassen Antlitz erschien sie fast wie ein unirdischer Genius, der sich dazu bequemte, unter Menschenkindern zu weilen und ihre Sitten und Bedürfnisse anzunehmen. Troll sprang freudig an Eugen hinauf, Stephanie hieß ihn lächelnd willkommen, während der Bauer ohne aufzustehen, ihn einlud, es „mitzuhalten.“ Eugen dankte und ging zu dem Knaben, der in dem großen Himmelbett aufrecht saß und die schönen Bilder zeigte, die ihm „Base Stephanie gemacht“ habe. Es war allerlei Gethier und Menschen, Bäume, die leicht und zierlich hingeworfen waren und der Knabe erzählte: Base Stephanie habe ihm ein noch viel schöneres Schulbuch versprochen als sein blutiges gewesen. Nachdem abgegessen und gebetet war, wobei Stephanie ihre feinen Hände

fest in einander faltete und ihre Lippen bewegte, aber so gleichmäßig, daß sie offenbar keine Worte sprach, sagte der Vater:

„Wenn nur mein Engelbert seinen Verstand behält, wir haben noch nie einen Trottl in der Familie gehabt; ich mag nichts davon wissen, daß das einer Familie Glück bedeuten soll, wenn sie ihn gut behandelt."

Die Baronin erzählte nun Eugen in französischer Sprache, wie diese Leute noch voll von Aberglauben steckten. Eugen bat sie, nicht französisch zu sprechen, da er die verdutzten Mienen der Leute sah, aber Stephanie fuhr fort und er rieth ihr, ebenfalls französisch redend, statt Volksstudien zu machen, zunächst dem Bauer seine Schulden zu bezahlen und damit Alles auszugleichen.

Der kleine Engelbert fing plötzlich an laut zu schreien und zu klagen als läge er abermals unter der Hufe des Pferdes. Dieses schnelle Hin- und Herwerfen fremder Worte machte ihm Angst, daß er am ganzen Leib zitterte; wenn sich ihm Eugen oder Stephanie nahten, schrie er immer wieder lauter und schlug mit Händen und Füßen nach ihnen. In dem Gebaren des Knaben prägte sich nur auf offenkundige faßliche Weise aus, was mit stillem Beben die Herzen der Seinen bewegte; ihm erschienen die Menschen, die so redeten als vermummte schreckhafte Wesen, während die Eltern sich verfremdet und tiefverletzt vorkamen, da man in ihrem Beisein und gewiß über sie sprach und doch nicht sprach: sie waren wie taube Menschen, die starr und fragend, halb mitleidig bittend halb zornig fordernd in das Antlitz der Redenden und Hörenden schauen.

Eugen, der das Alles bemerkt hatte, betheuerte, daß die Baronin nur zu ihrem Guten gesprochen; er glaubte seine Worte fänden noch unbezweifeltes Vertrauen während er durch diesen Vorfall einen großen Theil davon eingebüßt hatte.

„Kann sein, kann sein," entgegnete Lehnert und zerrte rasch mit beiden Händen an den Batten seiner Jacke, als wollte er sich dadurch abhalten, anderswo zuzugreifen, dann hielt er sie fest in der krampfhaften Hand und fuhr fort: „kann sein, aber das ist mein Haus, mein' Stub, wer da vornehm sein will — vor der Thür ist draußen, verstanden? Ich red' deutsch, kann nicht welschen," er riß gewaltig an sich herum, die Zornesader schwoll ihm auf der Stirn, die Frau suchte ihn zu beruhigen, aber er schüttelte trotzig ihre Hand ab; da trat die Baronin auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Das gefällt mir, es ist ein ehrenwerther Stolz, daß er sich das nicht gefallen läßt; es ist nicht gern geschehen und soll auch nicht mehr vorkommen."

Statt aller Entschuldigung sagte Lehnert: „Ich muß jetzt auf's Feld." Eugen hielt ihn zurück und wollte ihm das Versprechen abnehmen, daß er keine Klage gegen den Baron anhängig mache, dann werde auch dieser die Mißhandlung durch die Schnitter auf sich beruhen lassen. Lehnert war sich zu wohl bewußt, in welch' günstiger Lage er dem Baron gegenüber war und schien nicht gewillt, sie ohne Vortheil aufzugeben; er gab ausweichende Antwort und machte sich davon.

Stephanie hatte während dessen für den kleinen Engelbert das Waschweible gezeichnet, eine beflügelte Fee, die drei liebliche Kinder strehlte und wusch. Der Knabe freute sich dessen überaus und Stephanie sagte triumphirend:

„Wie einst die Kirche Heiligenbilder vertheilte, so muß jetzt die freie Kunst in allen Hütten Schönheit erwecken und ausbreiten. Was sagen Sie dazu, wenn ich mich zum Apostel der bildenden Kunst machte?"

„Die bildende Kunst ist nur für die Satten, und es ist überhaupt gefährlich, nur ästhetisches Interesse am Volk zu nehmen."

„Sie sind ein Pedant!" schmollte Stephanie.

Eugen saß lange still. „Was träumen Sie?" weckte ihn die Baronin, „lassen Sie im Hypothekenbuch nachsehen, damit wir das Besprochene in's Reine bringen. Verschaffen Sie mir dann auch aus dem Dorf einen gepolsterten Stuhl, hier im Haus sind lauter magere knochendürre. Dem Himmel Dank, daß ich es dahin gebracht, daß diese Leute das ewige Feuer im Ofen ausgehen ließen und ein Fenster öffneten."

Eugen versprach Alles zu besorgen und ging, aber noch immer wie von einem Taumel erfaßt. Die neue Anregung eines abgethanen Lebens schien ihn fassen zu wollen und die Sorglosigkeit, mit der er bisher hier im Ort weilte, kam ihm jetzt unbegreiflich vor; er meinte, er müsse davon, noch in dieser Stunde, unaufhaltsam nach seinem Bestimmungsort. Er bezwang sich indeß und fand einen ruhigen Ableiter seiner Stimmung in einem Besuch bei dem Pfarrer. Eugen

wollte, gemäß der überwundenen Umstandsmacherei der freieren Weltsitte, seine Verzögerung gar nicht entschuldigen, er wurde aber nach dem Empfang anderen Sinnes und bat wegen seiner Fahrläßigkeit „bei Hochwürden" um Verzeihung, worauf ihm erst jetzt ein Stuhl angewiesen wurde, auf dem er indeß nicht lang ausharrte, denn als er viel über die Residenz ausgefragt wurde, machte er sich bald auf, um den Rathsschreiber aufzusuchen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Rathsschreiber war Niemand anders als Deeger. Eugen traf den sonst keineswegs zuthulichen, dabei aber gleichmäßig freundlichen Mann heute etwas gereizt, denn er sagte:

„Ich glaubte schon, Sie hätten das summarische Verfahren über meine Unterrichtsweise bereits geschlossen und seien mit mir fertig."

Eugen suchte sich zu entschuldigen und seinen aufrichtigen Worten gelang es, bald wieder ein trauliches Verhältniß herzustellen. Er fand heute die Kinder ungewöhnlich plauderhaft und unruhig und als er dies äußerte, versetzte Deeger:

„Die Geschichte mit dem Engelbert spukt in allen Köpfen. Wenn so ein unruhiges Gewitter in der Luft steht, will alle Disciplin und Sammlung aus Rand und Band gehen; die Kinder sind dann gerade wie die

Vögel vor einem wirklichen Gewitter, die scheu und oft ziellos hin und herflattern."

„Sie hätten heute Vacanz geben sollen."

„Gerade das Gegentheil. Man muß die Menschen daran gewöhnen, mitten in allen Unruhen und Tagesplackereien die Pflicht des Lebens stets im Auge zu behalten. Ich bin in solchen Tagen um so strenger. Die meisten Menschen gehen daran zu Grunde, daß sie, von Ungemach und Unruhe heimgesucht, lahm und lässig alle ihre Obliegenheiten verabsäumen und damit neues und verschuldetes Mißgeschick auf sich häufen. Ich gewöhne meine Kinder daran, mitten in Allem was vorkommt, stramm und straff zu sein."

„Das muß sehr anstrengen, Sie und die Kinder."

„Ich heische von Anderen nicht mehr als ich mir selbst auferlege. Wenn ich den Widrigkeiten und Zerrereien des Lebens nachgäbe, hätte ich noch nie drei Tage ordentlich Schule gehalten. Ruhe Kinder!" schloß er laut.

Die letzten Worte Deegers trafen Eugen mitten in's Herz, er sah wie leicht er sich durch Begegnisse von seinem geraden Weg ablenken und zerstreuen ließ. Er hatte sogleich wieder zur Baronin Stephanie zurückkehren und sich dann baldmöglichst nach seinem Bestimmungsort aufmachen wollen, jetzt blieb er nicht nur beim Unterricht und fesselte seine Aufmerksamkeit auf denselben, sondern er gelobte sich auch noch mehrere Tage zu verweilen, theils als Selbstbeherrschung gegen seine Unruhe, theils um noch festere Handhaben für seinen Beruf zu gewinnen.

Erst als die Schule zu Ende war, brachte Eugen

sein Anliegen wegen des Flurbuches vor. Deeger rief schnell noch einigen Kindern nach, sie sollten es verkünden, daß heute Nachmittag keine Schule sei; dann fuhr er zu Eugen gewendet fort:

„Das hätten Sie mir gleich sagen müssen; bei der Baronin darf man keine Minute versäumen, sonst ist sie mit ihren guten Vorsätzen entschlüpft. Wie vielmal hat sie schon das und jenes thun wollen und nie ist etwas daraus geworden. Aber dießmal halten wir sie. Die Baronin weiß nicht — da ihr Oheim ihr Vermögen verwaltet — daß sie selbst die Gläubigerin ist. Ich will sogleich die Cession machen und den Gemeinderath zusammenrufen. Diese Freude macht mich doppelt glücklich," sagte er die Schulstube schließend, „denn sie hebt mich über schweren Kummer hinweg."

„Was ist Ihnen?"

„Sie müssen noch mehr als ich von der gestrigen Zeitung getroffen sein."

„Von was?" fragte Eugen erschüttert, ein Schauder überkam ihn, daß ihm die Haare zu Berge standen.

„Sie haben es wohl noch nicht gelesen: die Retter der Civilisation wollen jetzt die Schullehrerseminarien reformiren, das heißt verderben. Wir sollen jetzt schuld an all den Umwälzungen sein. Darum nieder mit der Bildung! Drillmaschinen her und ausgediente Unteroffiziere! Dahin müssen sie noch. Es ist mir nicht um meinetwillen, obgleich es mein höchster Wunsch war, Lehrer an einem Seminar zu werden. Laß sie nur machen die rationellen Volkswirthe, die da möchten, daß der Baum nicht mehr Blüthen tragen soll, als er Früchte

haben muß; sie verrechnen sich doch und sie vergessen, daß die Pflanze eben so viel Nahrung aus der Luft wie aus dem Boden aufsaugt. Sie glauben jetzt Alle mit dem Oestreicher, die Donau in Wien bleibe aus, wenn sie an der Scheune da drüben die kleine Quelle zuhalten; von allen Seiten quillen aber lebendige Ströme herzu. Halbe Menschen sollen ganze bilden! Sie wissen noch immer nicht, daß die größte Klarheit und umfassende Kenntniß dazu gehört ein Kind zu lehren." So ließ sich Deeger in hastigem Selbstgespräch vernehmen und Eugen sagte lächelnd:

„Jetzt ist es doppelt vonnöthen, daß helle Köpfe aus den besten Verhältnissen heraus sich zu Volkslehrern machen."

„Der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe," sagte Deeger, die buschigen Brauen stark einziehend, „ist der, daß ich nicht freiwillig Lehrer geworden bin. Zeigen Sie mir den Mann, der von der genußjägerischen Höhe des Lebens herabstieg und Lehrer in einem verborgenen Dorf wurde und ich will ihn anbeten."

Das Antlitz Eugens erstrahlte von einem eigenen Glanz, er betrachtete unwillkürlich, oder sei es daß er den Blick Deegers fürchtete, seine rechte Hand; hier war noch eine Wunde verborgen und die Hand verbunden — wann wird er die geheilte und freie offen reichen dürfen, wie sein wirkliches Sein? Er faßte sich schnell und sagte unbefangen:

„Ich würde die völlige Aufhebung der Schullehrer-Seminarien für kein Unglück ansehen, da sie so viele unpraktische Menschen erzeugen; es würden sich dann

wieder mehr Männer aus erfahrungsreichen Lebensstellungen den Schulen widmen." Da rief Deeger heftig:

„Viele von unserer Partei wissen nicht, was sie wünschen und thun. Ihr wollt mit der Reaction die große Errungenschaft Pestalozzi's verschleudern, die Kette großer Erfahrungen und Einrichtungen zersprengen. Kommen Sie," sagte er abbrechend, „wir wollen zum Gemeinderath."

Die Cession wurde in aller Form Rechtens ausgefertigt und als Stephanie solche dem Lehnert überreichte, war Freude und Jubel unermeßlich. Stephanie entzog sich bald dem überschwänglichen Dank, und da gar keine Gefahr für Engelbert mehr zu besorgen war, kehrte sie ermüdet wieder nach dem Schloß zurück. Eugen geleitete sie durch das Dorf. Der Wagen folgte ihnen.

„Sie scheinen doch ein Psycholog zu sein," begann Stephanie, „sagen Sie mir: warum ist nach einer vollbrachten guten That meine Freude geringer als in der Stimmung, da ich sie erst thun wollte? Die Menschen, die ich beschenkt habe, sind mir gleichgiltiger, ich möchte sie gern weit aus den Augen haben. Es geht mir, wie dem Baum hier: er hat den Apfel lieb und hält ihn fest, so lang er ihm was mittheilen kann; ist das vorbei, läßt er ihn fallen. Ich bin nach einer Wohlthat immer wie ein geschüttelter Baum, kahl und leer."

„Gut, wenn Sie sich in diesem Bild gefallen, so denken Sie nun auch an das Sprüchwort: der Baum trägt für sich selbst keine Aepfel. Aber fragen Sie sich, ist Ihre jetzige Stimmung nicht eingeredete Bizarrerie?"

„Sie sind von einer erschreckenden Naivetät. Nein, ich glaube, mir hätte es wohler gethan, wenn ich dem Mann hätte das blanke Geld statt eines beschriebenen Papiers in die Hand geben können."

„Man darf beim Wohlthun nichts für sich haben wollen, das Gute nicht hauptsächlich thun, um uns von dem Schmerz zu befreien, den die Erkenntniß fremden Uebels und Mangels in uns erregt. Alles Edle ist überhaupt nichts weiter, als das aufgeputzt Ehrliche, die einfache Ehrlichkeit, die Pflichterfüllung mit ungewöhnlichen Kräften oder Hindernissen. Da giebt es kein Heldenthum mehr, der Feldherr und der Soldat ist gleich. Es wird heut zu Tage mit Wohlthun und Mitleid viel zu viel Selbstgefälligkeit und empfindsame Genußsucht getrieben."

„Ich bin keine Wohlthätigkeitsanstalt! Aber ich habe Ihnen Unrecht gethan, Sie sind kein Idealphilister, kein Pedant. Wissen Sie was mehr ist als ein Pedant?"

„Ein Narr."

„Nein, das wollte ich nicht sagen — ein Schulmeister."

Sie ließ den Wagen halten, stieg verdrossen ein und fuhr rasch nach dem Schloß. —

Von dem letzten Haus des Dorfes aus verbreitete sich die Kunde von dem glücklichen Ereigniß bald auf der Straße und in allen Häusern. Eugen hatte die Genugthuung, viele, besonders jüngere Leute, zu reiner Mitfreude gestimmt zu sehen. Manche aber auch waren griesgrämig und neidisch, hatten allerlei zu mäkeln; gönnten dem Lehnert sein Glück nicht und sagten immer,

es sei keine Gerechtigkeit im Himmel, denn der Lehnert habe es gar nicht so nöthig und sie schimpften auf ihn theils in halben Worten, theils offenkundig. Eugen erkannte hierin einen trüben Grundzug in der Natur der Menschen: wenn sie einem Andern nichts von seinem Glück nehmen können, wollen sie es wenigstens an seinem Charakter abzwacken und ihn in den Augen der Welt unwerther machen. Als ein alter Prozeßkrämer im Wirthshaus sagte: „Wenn mir der Baron meine Schulden bezahlt, gäbe ich ihm ein Vierteldutzend Kinder zum Todtreiten," sprach ihm der Wirth schnell sein Urtheil, indem er erwiderte: „Schlecht genug bist, aber du lügst doch in deinen Hals hinein und jetzt marschir' dich!" Er nahm den Widerstrebenden beim Arm und führte ihn nicht eben sanft zur Thür hinaus.

Eugen ließ einen Schoppen bringen und trank ihn mit dem Wirth auf das Wohl der Baronin und Aller, die so handeln wie sie.

Der Lammwirth bestellte noch eine „Halbe vom Besten" und Eugen erfreute sich an dem zutraulichen Wesen des Mannes, der ihn wegen seiner geschickten Vermittlung lobte, dann aber auch sagte, er könne einen „Kuppelpelz verdienen," wenn er es zuwege bringe, daß sein jüngster Bruder, der gerade hier sei, um Kälber zu kaufen, des Schäufler Davids Marie in Erlenmoos zur Frau bekäme; der Bursch und das Mädchen seien einverstanden, aber der Alte sei „überwendling genäht" und doch könnte in Erlenmoos noch ein zweiter Metzger wohl auskommen.

Das Staunen Eugens, daß man ihm solche Unterhändlerschaft zumuthete, verwandelte sich bald in Nachdenken, wie geschickt der Bauersmann im Verwenden der Begegnisse ist; er kennt und will kein bloßes geistiges oder gemüthliches Verhältniß, Alles soll zum tragbaren Acker werden. Eugen war weit entfernt, diese ausnutzende Klugheit zu schelten; sie erschien ihm als die Einheit von That und Empfindung. Aus dieser Betrachtung heraus lächelte er dem Lammwirth freundlich zu und als der rothwangige Metzgerbursch eintrat und dem „neuen Lehrer von Erlenmoos" vorgestellt wurde, reichte ihm dieser traulich die Hand. Der Lammwirth mochte darin ein Versprechen sehen.

Sechzehntes Kapitel.

Man macht oft einem Andern Vorwürfe, weil er mit einer Stimmung oder einem Urtheil vorausgeeilt ist, wozu man schließlich selber gelangt; man beschönigt sein Unrecht damit, daß man nun thatsächliche Gründe habe, wo der Andere nur eigenwillige Voraussetzungen hatte. Eugen erfuhr dies jetzt. Etwas von der müden Oedigkeit der Baronin Stephanie überkam auch ihn. Im Dorf war nach der an sich ergebnißlosen Aufregung eine verdrossene Ernüchterung eingetreten; im Hause Lehnerts schien man wie nach einem jubelnden Hochzeitstag nicht frisch bereit das gewohnte Leben wieder aufzunehmen, während noch die hellen Tanzweisen im

Ohre nachtönen. Dieses letzte schien Eugen nur so, weil er selber erst lernen sollte, daß der Inhalt eines Lebens mit dem schnellen Athem eines erreichten Hochpunktes nicht erfüllt ist, sondern, daß es gilt, die flache Ebene gleichmäßigen Schrittes zu durchschreiten. Jetzt fühlte er auch eine Oedigkeit in diesem Leben. Das Behaben Deegers, der wie ein marschfertiger Soldat stets mit Sack und Pack einherging, war ihm lästig und unbequem, und in der Besprechung mit den Bauern fühlte er sich wie Taubstummen gegenüber, wo man sich in fremden Zeichen buchstabirend abmüht und doch zu keinem lebendigen Verkehr gelangt. Mit der Baronin dagegen redete er frisch und ungehindert die Sprache seines Lebens, mit leichten Ruderschlägen wiegte sich die Seele dahin in der frischen Strömung.

Ein tiefschmerzliches Heimweh nach den gewohnten freien Bildungshöhen ergriff ihn und wieder überflog sein Antlitz ein Lächeln, da er des Verlangens der Baronin nach einem gepolsterten Stuhl gedachte. Zudem hatte er noch einen besondern Grund, mit der Baronin eine abschließende Erörterung zu heischen, sie hatte ihn auf dem Punkt verkannt, wo sein Wesen sich von andern zu unterscheiden begann, sie hatte ihn gerade da einen Pedanten gescholten, wo er sich frei über die gewohnten Anschauungen hinaushob.

In dieser Stimmung traf ihn Deeger, der ihn aufsuchte; er verstand Eugen nicht als dieser sagte:

„Schön und erquickend ist der Natursang des einsamen Bergbewohners, schöner, nachhaltig schöner aber wenn wir einer musikalischen Fertigkeit begegnen; da

versteht ein Jedes dieselben räthselhaften Zeichen und nach einem flüchtigen Blick stimmen sie an den harmonisch gesetzten Wechselgesang. Das ist die Bildung."

Deeger, der in diesen Worten nur eine Sehnsucht nach den verlassenen hauptstädtischen Gewohnheiten und Umgebungen sah, war nicht gewillt, darauf einzugehen. Es war in jeder Beziehung wohlgethan, daß er den Freund aufforderte, mit ihm heute nach Letzweiler zu gehen, wo sie ein Original von einem Amtsgenossen, den sogenannten Kopfrechner, finden sollten.

Eugen wußte bald wieder wo er war und wer er sein sollte; es war ihm erwünscht, auch nach dieser Seite hin seine Stellung und seine Beziehungen immer näher kennen zu lernen.

Als sie das erste Dorf ansichtig wurden, sagte Deeger: „Hier dominirt das gerade Gegentheil von unserm Mann, den wir heimsuchen; ich weiß den Lehrer Lutz nicht besser zu bezeichnen als mit seinem Spitznamen, man nennt ihn den Schnörkel; wenn er seinen Namen unterschreibt, senzt er ihn, wie ein Urwälder seine Felder, in eine verschlungene Hecke frei gezogener Arabesken ein. Er war früher Schreiber bei einem Advokaten, kennt von da die Formalitäten der Eingaben und dergleichen und ist als Winkelconsulent viel beschäftigt. Geld verdienen ist sein Lebenszweck, Schönschreiben sein Steckenpferd. Dabei ist er ein nicht übler Zeichner. Vor seinen Bauern gebahrt er sich stets wie ein den Wolken entstiegener Zeus; wegen seiner hochtrabenden Worte behaupten sie dagegen, er habe einen Sparren zu viel. Er geht geistig immer auf Stelzen

und glaubt dadurch den Schmutz des Lebens von sich fern zu halten. Sein Pfarrer, ein gichtbrüchiger Invalid, bekümmert sich gar nicht um die Schule. Uebrigens ist Schnörkel ein guter Kerl und den Behörden gegenüber windelweich. Schnörkel und ich waren Ihre Hauptmitbewerber um Erlenmoos, Schnörkel hatte viel Anhang durch den Kirchbauern oder vielmehr durch die Kirchbäuerin, deren älteste Tochter er heirathen wollte. Ich bin zwar ein Gegner aller Versetzungen, ich hätte aber Ihre Stelle gern gehabt, weil mir der Baron Kronauer Schreibereibeschäftigung für meinen Vater versprochen hatte; auch hat man in Erlenmoos gebildete Ansprache fast wie in einem Städtchen. Gehen Sie mit durch das Gäßchen, so überraschen wir den Schnörkel, ohne vorher gesehen zu sein."

Sie traten in das Schulhaus, Summen und Surren tönte ihnen dort entgegen wie von einem Lindenbaum im Juli. Schnörkel saß auf dem Katheder und zeichnete. Es war zum Lachen wie der lange spitznasige Mann beim Eintritt der Beiden wie angeschossen auffuhr. Er sah fast nicht auf die Ankommenden, sondern auf seine Kleidung, die aus einem ausgedienten Schlafrock, großgewürfelten sogenannten Bummelhosen, niedergetretenen Pantoffeln und quastiger Cerevismütze bestand. Er hatte kaum die beiden Ankömmlinge bemerkt, als er rasch den Kindern zurief, sie könnten gehen, und mit großen Sätzen rannte er nach der Kammer, die er hinter sich verschloß. Die Kinder entfernten sich mit Jubel und Geräusch und Schnörkel rief aus der Kammer, „die Kameraden möchten sich's

einstweilen kommod machen, er werde sich bald wieder ordonnanzmäßig zu ihnen in Reih und Glied stellen." Eugen fragte Deeger: „Ist es Sitte bei Ihnen, sich untereinander Kamerad zu nennen?"

„Herr College ist gewöhnlicher. Der da drin führt noch gern die Reden, die er als Leitmann der hiesigen Bürgerwehr sich angewöhnt hat. Sie hätten ihn mit dem Schleppsäbel sehen sollen! Bei der Waffenauslieferung war gewiß nirgend mehr Trauer als hier."

Sie sprachen noch leise davon, welch ein seltsam tragikomisches Verhältniß es sei, einen in Ueberschraubtheit und Unnatur sich gefallenden Menschen der Natureinfalt der Kinder gegenüber als Lehrer gestellt zu wissen, da trat Schnörkel mit „Gruß und Heil" sonntäglich geschmückt in die Schulstube; er sah ganz stattlich aus, eine goldene Kette mit vielen Bammeln zierte seine Weste, nur schien er mit seinem aufrecht stehenden steifen Hemdkragen noch etwas im Widerstreit. Er reichte Eugen, als er ihm vorgestellt wurde, zwei Finger, an deren einem ein großer goldner Siegelring prangte. Als man sagte, wohin man gehen wollte, rief er:

„Ich freue mich auf breitester Basis, daß drei Bursche auszogen um den Kopfrechner in ultima Thule aufzusuchen. Als ich das Letztemal bei ihm einsprach, war ein Wetter, man soll keinen Hund vom Ofen locken."

Eugen sah erstaunt auf und Deeger bemerkte: „College Lutz liebt es, widerspenstige Sprüchwörter zusammen zu jochen und damit seine Bauern zu foppen."

Noch vor dem Haus kehrte Schnörkel abermals um

mit den Worten: „Halt! ich habe die letzte Waffe der Deutschen vergessen.“ Er kam bald wieder mit seinem rothen Regenschirm und rief: „Kinder und Narren haben kurze Beine.“

Schnörkel balancirte sich hierauf beim Gehen noch stolzer, er wiegte stets seinen Kopf hin und her wie eine Kugel. Eugen freute sich an dem wunderlichen Menschen, der wie er sich dachte, theils aus Uebermuth, theils aus Verdruß und Stolz sich aus dem Elend des Lebens heraushob. Als er ihn fragte, ob er noch ledig sei, antwortete er:

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er seinen Deckel findet.“ Er gab mit mächtiger Stimme dem Walde allerlei Opernarien und Lieder zu hören, dann sagte er: „Ich hatte heute ohnedieß die Tendenz hieher und wäret ihr nicht gekommen, hätte mir fast die Weltgeschichte das medusige: zu spät! entgegengedonnert. Der Rattenfänger, der kühne Sänger, hat heute seine literarische Mausefalle dort aufgestellt. Unkraut kommt durch's ganze Land, und wem Gott ein Amt giebt, der verdirbt nicht. Singe wem Gesang gegeben, laßt den Gesang vor unserm Ohr im Saale wiederhallen.“

Erst nach mühsamen Fragen erfuhr man, daß der Doktor, der sogenannte Liedernarr, heute Alles nach Letzweiler eingeladen hatte. Eugen äußerte offen, wie sehr ihm der Mensch zuwider sei, Deeger stimmte ihm bei, Schnörkel dagegen vertheidigte ihn, indem er sagte:

„Sphärenharmonie! Wenn einst, wo die großen Prachtgebäude in den breiten Straßen stehen, die Spül-

magd am Wasserstein und das perlgeschmeidige Fräulein am Flügel dieselbe Zunge singen, dieselben Lieder schallen. Das ist die Zeit der Verheißung, wo die Lämmer mit den Hirten weiden und à la Nebukadnezar Alles Gras frißt und die Nahrung als Stoffwechsel weiß."

Wenn Schnörkel nicht redete und sang, dann pfiff er unausgesetzt Potpourris, und wie sich nicht verkennen ließ, ebenso zusammengeschweißt wie seine Sprüchwörter. Es war gut, daß man jetzt aus dem Wald tretend eine neue Begegnung hatte, wer weiß zu welcher Laune Schnörkel noch seine Manier getrieben hätte. Die Begegnung war eine dünne Mannesgestalt in schwarzem Gewand, die weißen Stoppeln eines Wochenbartes gaben dem abgehärmten Gesicht noch etwas besonders herbstlich Trübes.

„Willkommen vieltheurer Kreuzfahrer!" rief Schnörkel, „ihr seht ja aus Vielgetreuer als ob euer wohledles Gespons zwei Junge geworfen. Was seh' ich? Wolken lagern auf dem Libanon deiner Stirne, bist du gar ein Leichenbitter?" So fiel Schnörkel mit hastigen Worten die Gestalt an, diese rief endlich sich losreißend:

„Du hast heute wieder einen zuchtlosen Tag. Herr verzeihe meine sündigen Worte!" setzte er hinzu, die Spitzen der Finger auf einander legend, den Kopf beugend und den Blick nach oben gewendet.

„Ich werde mir's merken," erwiderte Schnörkel, „wem Gott ein Amt giebt, krümmt sich bei Zeiten."

Der Salbungsvolle reichte, den Stock in der Hand

haltend, unsern beiden Freunden den kleinen Finger und hieß sie „Willkommen in dem Herrn."

Eugen bemerkte bald die seltsamen Abstufungen, die er in der Handreichung seiner Amtsgenossen erfuhr; der Fromme reichte nur den kleinen Finger, vielleicht wollte er nur möglichst wenig mit den Weltkindern in Berührung kommen. Der Fromme, Weiland mit Namen, erzählte unter vielen salbungsvollen Phrasen und nach öfteren Unterbrechungen Schnörkels wie er zum Neuntenmale „vom Herrn mit einem Kinde gesegnet worden," und daß er nun den Bruder Lindner in Letzweiler zum Pathen bitten wolle.

„Der Kopfrechner hat einen steifen Daumen, sein Blut ist magnetisch für Geld und läßt's nicht los. Wo nichts ist hat der Kaiser seinen Bart verloren, vom Pathengeschenk geh' heim und sing' an der Wiege: mein Kind, mein Kind s'ist Nebelrauch," rief Schnörkel lachend, worauf Weiland die Hand auf's Herz legend erwiderte:

„Er soll nur der Vater des Mädchens sein vor dem Herrn, das ist die beste Mitgabe."

„Ein Mädchen!" rief Schnörkel, „fürwahr! ich aber sage dir, daferne dein Cerebralsystem nicht mit Schuhnägeln besohlt ist, so wäre dir das beste, du gingest hin und bätest die Schulconferenz zu Gevatter, dann hätten wir eine Tochter der Conferenz."

Die Vier waren im Schulhaus angekommen, sie fanden die Schulthür offen, eine Schaar junger Hühner lief in der Schulstube umher und die Kinder waren beschäftigt, Mücken zu fangen, ihnen die Flügel aus-

zureißen und sie den Hühnern vorzuwerfen; dabei hörte man mitunter aus dem Lärm einen Vers aus dem Gesangbuch, den sie auswendig zu lernen hatten. An dem Pulte saß in einen Schafpelz gekleidet selig entschlummert ein Graukopf mit spitzem Gesicht.

Bruder Weiland weckte ihn rasch und möglichst sanft, der Erwachte aber griff unwillkürlich nach dem Stock zu seiner Rechten, Bruder Weiland hielt ihn fest und jetzt erst bemerkte der Alte wer da war. Vor Allem griff er dann nach seiner Dose und nahm eine erkleckliche Prise. Mit Verwünschungen über Hitze und und Schulhalten zur Sommerszeit, und mit Klagen über Kränklichkeit, die sich durch ein pfeifendes trocknes Hüsteln von selber ankündigte, hieß er Alle willkommen und als Weiland seine Bitte vorbrachte, sagte er mit verzogener Miene: „Geh ume, frag' Sie und sag' gleich, Sie soll einen Wein 'rüberschicken."

Der Alte schickte die Kinder nicht fort, das that er nicht vor seinen Bauern, er hielt seine Stunden bis zum Schlag, er gab nur noch einen weiteren Vers zum Auswendiglernen auf und trank dann behaglich. Schnörkel neckte ihn mit allerlei Muthwille, wobei besonders der auffiel, daß er den Alten jedesmal in Harnisch brachte, wenn er statt Kopfrechnen Denkrechnen sagte und dabei bemerkte, daß die neuen Methoden mit Recht diesen Ausdruck festgesetzt hätten. Man kam nun von selbst auf die neueste Aufgabe, die bei der letzten Schulconferenz zur Ausarbeitung gegeben war; sie lautete: „Welches ist die beste Methode bei den Denkübungen?" Der Alte schimpfte weidlich über das

ewige Examen, aus dem die Lehrer gar nicht heraus kämen.

„Ich wüßte die rechte Antwort, aber ich darf sie nicht schreiben," sagte der Kopfrechner, „die beste Unterrichtsmethode lernt man im Stall."

Alles lachte und Schnörkel rief: „Wem Gott ein Amt giebt, darf für den Spott nicht sorgen."

Erst auf vieles Bedrängen erklärte sich der Kopfrechner dahin:

„Gut füttern ist ein Vortheil und eine Kunst. Man muß darauf sehen, daß man viel in die Thiere hineinbringt und daß sie wenig verderben. Eine Hauptsache ist: lange füttern, das heißt in kleinen Portionen geben, dann fressen sie immer rein auf. Und streng muß man auf Ordnung halten. Es giebt Thiere, die gern das Futter von der Raufe abreißen, auf den Boden werfen, von da auffressen und halb verderben. So geht's bei den Rindern und so bei den Kindern."

Schnörkel ließ sich's nicht nehmen, über diese „Weisheit von der Raufe" zu spötteln und Bruder Weiland trat eben wieder ein, als Deeger unter aufmerksamem Zuhören der Andern bemerkte: „Man will stets und jetzt am eifrigsten die alleinseligmachende Methode finden, aber es giebt diese nicht und wäre sie da, müßte sie jeder Lehrer in jeder besonderen Schule anders machen. Ich sage mit unserm alten Freunde hier: es giebt keinen besten Pflug, der überall und für jede Bodenbearbeitung der tauglichste wäre, und so giebt es auch keine beste Lehrmethode."

„Die Erziehung im Glauben giebt die höchste Denk-

kraft," entgegnete Weiland, worauf Deeger heftig auffuhr:

„Die Religion ist die Spitze am Bau der Bildung, die man nicht zum Grundstein machen kann. Ein Kind, das die Kenntniß des Lebens erst beginnt, kann nicht schon an deren Ende stehen, wo der Glaube sich bietet; man will ein Aufgeben der Erkenntniß, bevor die Erkenntniß da gewesen oder kaum begonnen. Unser Aller Meister hat den höchsten Grundsatz der Pädagogik in den schlichten Worten ausgesprochen: lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. — Ja, laßt sie kommen, laßt ihren Drang nach höherer Erkenntniß gewähren, aber stoßt und drängt sie nicht; laßt sie kommen mit ihren natürlichen Fragen, aber reißt sie nicht an euch und katechisirt nicht eine fremde Welt in sie hinein."

Die Verhandlung wurde zu einem Zwiegespräch zwischen Deeger und Weiland, Schnörkel hörte ruhig zu, er wollte vielleicht keine Ansicht aussprechen; nur Einmal raunte er Eugen in's Ohr: „Die Rede Deegers ist wie ein Tropfen Wasser auf einem groben Kloß. Narrenhände kann man nicht weiß waschen."

Endlich mahnte er zum Aufbruch und setzte noch hinzu: „Hast recht Deeger. Wie man in den Wald hineinschallt, sieht man die Bäume nicht. Der Bannerspruch auf meiner Standarte heißt: grau ist alle Theorie, doch Grünes muß Heu werden."

Es war Abend geworden als man jetzt nach dem Wirthshaus ging, Weiland trennte sich und zog heimwärts.

In der Wirthsstube war großes Halloh, da saßen Männer, Frauen und Mädchen wie auf einem Jahrmarkt und hatten vollauf zu trinken. Schnörkel ward von dem Doktor, der hier Alles bewirthete, freundlich bewillkommt, unsere beiden Freunde wurden kühler begrüßt. Der Doktor erregte gewaltiges Erstaunen bei den Bauern, indem er ihre Lieder mit den Zeichen der Schnellschreibkunst rasch zu Papier brachte; sie wollten's nicht glauben, daß er das so schnell machen könne, bis er ihnen das Vorgesagte und Gesungene vom Blatte vorlas. Die Art, wie der Doktor mit Frauen und Männern scherzte, erschien Eugen immer widerlicher und Deeger gab ihm darin Recht. Sie verließen bald das Haus und gingen still heimwärts.

Nach einer Weile sagte Deeger: „Ich wollte dich dort beim Glase bitten, ich bin der ältere und darf es — wir können das lästige Sie ablegen."

„Ich danke dir," erwiderte Eugen die Hand reichend und so schritten sie lange still und Hand in Hand dahin bis Eugen wieder begann:

„Die Art, wie du heute in eine einfache Conversation Christi ein Princip hineinpreßtest, ist ein theologisches Verfahren, das uns ewig abhängig macht. Statt zu sagen: mein Kleid sitzt mir auf dem Leib, sagt ihr lieber: es hängt an einem historischen Nagel. Dein Gedanke ist wahr und schön, warum ihm aus dem natürlichen Parallelismus der orientalischen Redeweise gewaltsam eine Autorität schaffen?"

„Der alte Jehova," erwiderte Deeger, „hat nach dem bedeutsamen Worte dem Menschen den Geist

eingeblasen, Alles war von außen kommendes Gesetz, Christus, der zweite Schöpfer, hat den Geist aus dem Menschen herausgeholt und ihn auferstehen geheißen. Was du hier einfache Conversation Christi nennst, das ist grade das Höchste. Du wirst es stets finden: wo man nicht predigt und nicht lehrt, spricht sich grade das natürlich Echte und Allgemeine aus, da ist der anspruchlos einfältige Ausdruck der Lebenswahrheit, der mehr Ewigkeit in sich schließt als alles Geistreiche."

„Ich könnte fast sagen," erwiderte Eugen, „ich hasse das Geistreiche, weil es sich zum wirkungslosen Spiel hergiebt. Wir sind aber hier an einen Punkt gelangt, wo der letzte Verschluß des Individuellen beginnt und da bricht jeder logische Dietrich. Sage mir nur: bist du in der Religion wirklich so gläubig?"

„Ich bin vollkommen unkirchlich, aber ich glaube an die Gründe des Glaubens, daß diese gerechte, natürliche sind, trotzdem sie nicht logisch, sondern nur geschichtlich bewiesen werden können."

„Und dein Bibelglaube?"

„Ich glaube nicht an die Bibel. Ich weiß nur, daß sie uns in vielen wesentlichen Lebensdingen den rechten Weg andeutet. Die Bibel ist das erhabenste Volksbuch, weil besonders in den Evangelien keine Fürsten und durch die Untergebenheit Anderer sich hervorthuende Persönlichkeiten, sondern Menschen aus dem Volke die Helden sind. — Die Bibel lehrt in der Erziehung, daß wir uns an die Natur des Kindes halten sollen; welches aber diese Natur sei, wie sie zu ergründen und zu lenken, das lehrt uns die Bibel nicht, das ist hier

wie in allen anderen Dingen Aufgabe der selbständigen stets sich weiter erhellenden Wissenschaft."

Das waren die letzten Worte, die zwischen den Freunden laut wurden, dann trennten sie sich mit stillem Händedruck.

Siebzehntes Kapitel.

Am frühen Morgen saß Deeger mit Eugen auf der Orgel. Eugen war ein fertiger Klavierspieler, aber das Orgelspiel hatte er nur wenig geübt. Deeger gemahnte stets zur Ruhe. Eugen aber war innerlich verstört, denn nach Ueberwindung aller äußeren Hindernisse glaubte er noch in seiner Seele einen unlöslichen Widerspruch gegen seine Befähigung zum Volkslehrer zu finden. Aus diesen Gedanken heraus sagte er pausemachend:

„Mir zittert das Herz im Leib, da ich die Orgel berühre, meine Gedanken sind für alle die Unsichtbaren da unten gottlos. Und doch, Lüge und Gemeinheit herrschen in der Welt, in der man Religion predigt; die Welt kann nicht schlimmer, sie kann nur besser werden, wenn man sie entreligionisirt."

„Und was sollen die Menschen dann Höheres wollen und thun?"

„Sich der Gesammtheit hingeben, unselbstisch sein."

„Das ist Bürgertugend, die an sich die Religion nicht ersetzen kann, und das ist auch kein ewiger bestimmter Inhalt."

„Es giebt nichts festeres als die reine Humanität.“

„Was man so nennt ist wandelbar. Du mußt einen Maaßstab im Innern des Menschen suchen und zwar einen ewigen.“

„Der liegt im Gewissen, im Charakter, der seinen Schwerpunkt in sich hat. Sieh dir die Menschen an, ihre Handlungen sind unabhängig von dem, was sie über Gott u. s. w. glauben, sie handeln nach inneren Eingebungen oder Gewohnheiten.“

Nach diesen Worten begann Eugen wieder rüstig seine Arbeit, und sie gelang ihm jetzt so sehr, daß Deeger beifällig nickte. Eugen hörte plötzlich mit einer schrillen Dissonanz auf und sagte:

„Hast du nicht Jemand die Treppe heraufkommen hören?“

„Nein. Der tolle Schnörkel hat gestern doch eine Wahrheit gesagt: es muß dahin kommen, daß Vornehm und Gering dieselben Lieder singt. Der Riß, der durch unser Nationalleben geht, daß das ganze Denkleben der Gebildeten so weit ab ist von dem des Volkes, als wären sie durch Jahrhunderte geschieden, der ließe sich nur heilen durch eine erneuerte Religion; da wäre der höchste Geist wieder ein positiv gemeinsamer.“

„Das ist vorbei. Die Denkweise der Menschen wird stets individueller und so schwindet nothwendig die religionsbildende Kraft. Im Staat kann der Mensch nicht unbedingt frei sein, die nothwendige Rücksicht auf die freie Ausbreitung des Andern ist seine Schranke. Im Gebiete des reinen Denkens aber muß man unbedingt

frei sein. Mache du die reinste Erkenntniß zu einem dogmatisch Gemeinsamen und das Verbindende wird ein Bindendes, die unbedingte Freiheit, die nur eine individuelle sein kann, ist verloren; sie kann und darf nur ihre Grenze in meinem eigenen Gewissen haben."

„Giebt es denn aber nicht ein allgemeines Gewissen und muß es nicht ein solches als Gesetz geben?"

„Das allgemeine Gewissen soll Princip der Staatsgesetze werden, weiter nicht."

Man hörte jetzt wirklich ein unterdrücktes Husten, Eugen behauptete, es käme von der Treppe her, Deeger sagte, das sei von den balgtretenden Knaben und zwang Eugen weiter zu spielen, und als er trotz mehrmaligem Versuche immer in Dissonanzen gerieth, sagte er sich zurücklehnend: „Diese Dissonanz spürt jedes Ohr, und so glaube ich müßte sich auch die menschliche Seele rein erhalten und ausbilden lassen, daß sie jede Schlechtigkeit und Bosheit als Dissonanz empfände."

„O nein!" sagte Deeger, „in der Musik hast du gerade ein übelgewähltes Beispiel; die Musik hat durchaus keine zwingenden Bedingungen mehr, dem einen ist hier wahrer Ausdruck der Empfindung, wo der Andere nur Unnatur, Gemachtes und Ziererei findet."

„Und in unserm Beruf der Menschen-Erziehung hast du da ein unwandelbares Urmaaß?"

„Ich nenne sie die höchste Kunst, von der alle anderen nur Einzelheiten, Glieder sind, die ihr dienen; läßt es sich denken, daß wir in ihr kein festes Urbild haben, so fest wie der ebenmäßig gegliederte menschliche Körper?"

„Das Ideal.“

„Nein, das Ideal als solches ist wandelbar, von den einander verdrängenden Systemen der Philosophie und dem sogenannten Zeitgeist abhängig. Der Maßstab in der höchsten Kunst, der Menschenerziehung und Bildung, ist der menschgewordene Gott, Jesus Christus.“

„Das ist nicht der wirkliche, der Sohn des Joseph und der Maria, der bei all seinem Schönen auch die bösen Geister in die Säue getrieben hat; du meinst doch nur das Ideal des reinen Menschen, wie es die Menschheit sich ausgeträumt und ausgedichtet und mit jenem Namen benannt hat. Die reine Urform des Vollkommenen, des vollendet Schönen in Geist und Leib, existirt nirgends leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene ist vertheilt in Alle. Ihr sagt: wir Alle sind verkrüppelte Darstellungen des ewigen Vollkommnen, die Welt ist unvollkommen, — das ist wahr; wir sagen: in uns Allen ist die erfüllte Erscheinung des Vollkommnen, die Welt ist vollkommen — und das ist auch wahr. Ich liebe und verehre auch Christus, aber ich sehe in ihm wie in Sokrates, in Aristides, in Luther, in Franklin und Washington auch die Mängel, die die Bedingungen ihrer Zeit mit sich bringen.“

Die Mienen Deegers verfinsterten sich auffallend, indem er sagte: „Du entbehrst der schönsten Kraft und Freude: voll und ganz verehren zu können. Ich bemitleide dich.“

„Laß dein Mitleid,“ entgegnete Eugen und seine Stimme hob sich, indem er hinzusetzte: „und frage dich:

waren denn die Griechen, die Christum nicht kannten, keine schönen Menschen?"

„Nein, sie waren schöne Griechen, aber keine schönen Menschen."

„Glaubst du, daß ein Jude heutigen Tages ein so vollkommener Mensch werden kann wie ein Christ?"

„Möglich, denn der Jude hat in der ganzen Zeitbildung Christum, ohne sich zu ihm zu bekennen."

„Da hab' ich dich also, es ist nicht der persönliche Christus, sondern der ideale, den man haben muß. Du weißt, daß schon der Grieche Euklid darthut: es giebt keine Linie und keinen Punkt in der Wirklichkeit der Natur, und dennoch sind diese idealen Abstractionen die festen und richtigen, nach denen wir alle Dinge messen und bestimmen. Du glaubst an Christum, ich an das Ideal des reinen Menschen und erscheint es mir auch, wie ich wohl weiß, nie sichtbar vor Augen; du glaubst an das Jenseits, ich glaube an das Diesseits, an die Vollendung der Menschheit hienieden und an ihre unverwüstliche Güte; du glaubst an Gott und verzweifelst nicht an ihm, wenn dir auch seine Wege und Thaten unerklärlich und unerforschlich sind, ich glaube an die Menschheit, an die Vollendung ihres Berufes zur Heiligkeit und Schönheit, wenn auch Knechtsinn und Knechtschaft mich darin wankend machen wollen. Tausende glauben an die Güte Gottes, dessen unmittelbare Thaten sie nicht kennen; ich will sie darob nicht tadeln, aber sie sollten sich auch bescheiden, wenn wir an die Güte der Menschheit glauben, von der so manche hochherzige That lebendiges Zeugniß giebt. Ja der

Glaube ist das Unzerstörbare, er bedarf keines Lichtes, das von außen kommt, er strömt aus sich das Licht wie jenes Wunderkind auf dem Bilde von Correggio. Du wirst nicht einwenden, meine Glaubenskraft sei gebrechlich, weil der Gegenstand, worauf sie gerichtet ist, ein gebrechlicher; diese Kraft kann von keinem Einzelmenschen, von keiner Nation getilgt werden. Die Astronomie lehrt uns, daß die Sterne nicht da stehen, wo wir sie mit unseren Werkzeugen sehen, so auch ist es mit den Menschen, mit dem Lichtkern ihrer reinen Psyche. Ich achte die Menschen höher als sie sich selbst achten, denn ich achte ihr höheres Selbst in ihnen, das sie so oft verleugnen. Ich erkenne keinen Menschen über mir und keinen Menschen unter mir. Darum laß uns nicht streiten über die Gegenstände unseres Glaubens, sondern die Kraft des Glaubens üben und darin einander beweisen, wer der mächtigere ist."

Die Stimme Eugens dröhnte laut hinab in die leere Kirche, er predigte einer unsichtbaren Gemeinde, er selbst war fast erschreckt, als er den Widerhall seiner Worte hörte; er stand auf und fuhr sich mit der Hand über das glühende Antlitz. Die beiden Freunde sprachen kein Wort mehr. Da tönte von unten eine zarte Stimme, die da rief: „Eugen Baumann, du bist der erste echte Mensch, den ich gefunden."

Die Stimme klang wie die eines Engels so lieblich und hell, und die beiden Freunde zuckten vor Schreck zusammen wie von einem elektrischen Schlag berührt, Eugen hielt sich die Hand fest auf die Augen gedrückt, Deeger aber bog sich über das Emporgeländer hinab und rief: „Wer ist da?"

Statt der Antwort hörte man Jemand einige nahe Stufen der Treppe heraufkommen und die beiden Freunde sahen erstaunt die schlanke Gestalt der Baronin mit leuchtendem Antlitz sich emporheben.

„Verzeihen Sie," sagte sie demüthig die Augen niederschlagend und beide Hände auf die Brust legend, „verzeihen Sie, daß ich mich in Ihr Heiligthum eingeschlichen, aber ich danke Ihnen: noch nie war ich in solchen Mauern so andächtig als heute. Herr Baumann, nochmals meinen Dank für Ihre edle Empfindung, die Sie so schön ausgesprochen." Sie reichte mit diesen Worten Eugen einen Strauß von Feldblumen, Eugen empfing ihn mit dreinstarrendem Blick; die letzte Bemerkung der Baronin, — daß er schön gesprochen — hatte bei allem warmen Ausdruck doch für ihn noch etwas Erkältendes, alltäglich Gesprächsames, so daß er sich plötzlich in jene Gesellschaftsregion versetzt sah, wo man nur unterhalten hat, während man in heiligem Apostelamt zu stehen glaubte. Erst als die Baronin sich an die Orgel setzte und mit großer Fertigkeit eine Fuge spielte, und wie sprudelnde Springquellen die Töne dahinströmten und brausten, da leuchtete sein Antlitz wieder. Die Töne grollten und kämpften, Stephanie nahm Thema und Mittelstimmen in die rechte Hand und die Bässe in der Linken murrten dagegen und mußten sich doch fügen und endlich mit einstimmen als die Flötentöne immer herrschender wie Seraphklänge wurden. Mit einem mächtigen Satz in unbeweglichen Bässen, wobei die höheren Töne wie Wellen ineinander spielten, schloß

sie endlich und strich sich mit beiden Händen die Locken aus der Stirn.

Nach Frauenart hatte sie trotz der Vollendung ihr eigenes Spiel zu tadeln und klagte über Deeger, der es verhindert habe, während der Pfarrer gar keine Einwendung gemacht, daß sie öfter auf der Orgel spiele; sie liebe die Orgel so sehr, das gebe volle umfangreiche Töne, nicht so dünne wie das Klavier. Deeger bekannte offen, daß er nicht zugeben dürfe, das gottesdienstliche Instrument, das dem Volke heilig sein und ihm beim Lautwerden stets eine Rührung erzeugen müsse, zu künstlerischen Uebungen zu verwenden.

„Zumal einer Ketzerin, die nie zur Kirche kommt,“ lächelte die Baronin. Deeger erwiderte nichts hierauf, sondern sagte Eugen, daß er auf dem Schlosse der Baronin eine Phisharmonika finde, wo er sich am besten üben und die vollendetste Lehrerin haben könne. Stephanie ging willig darauf ein und lud die beiden Freunde zu Tische. Eugen nahm die Einladung an, während Deeger sie ablehnte.

„Er kommt nie, außer in Geschäften,“ sagte sie zu Eugen gewendet und sie hatte Recht; denn Deeger hatte sich vorgesetzt, sich durchaus in kein gesellschaftliches Verhältniß zur Baronin ziehen zu lassen und hielt streng an seinen Vorsätzen. Die Thurmuhr schlug acht. Mit der Bemerkung Deegers, daß er nun nach der Schule müsse, verließen die Drei die Kirche.

Eugen mußte der Aufforderung willfahren, die Baronin nach dem Hause Lehnerts zu begleiten, wohin

sie eben hatte gehen wollen, als sie durch das Orgelspiel in der Kirche aufgehalten wurde.

Lehnert und seine Frau waren im Feld, das älteste Mädchen in der Schule, der kleine Engelbert, wieder frisch und munter, hütete sein kleines Brüderchen. Eugen und Stephanie sahen sich verwundert an, als sie so abgeschieden in der kleinen Behausung mit den Kindern allein waren.

„Ich errathe Ihre Gedanken," sagte Stephanie, „Sie denken: könnten nicht zwei Menschen wie wir auf solch einem kleinen Bauergütchen glücklich sein?"

„Und wenn ich das dächte, ist es unwahr?"

„Amour et Chaumière! Sie sind ein Schwärmer. Ich habe Ihnen schon gesagt, Sie dürfen nie heirathen, Sie würden sich in die kleine Existenz verpuppen."

Stephanie sagte dem Engelbert, daß er sie oft besuchen müsse. Erst durch inständige Bitten Eugens, daß sie den Knaben sich nicht zu einem Spielzeug machen und vielleicht verderben solle, gab sie endlich nach, indem sie sagte: „Ich sage mein Wort nicht, aber — ein Monstrum sind Sie doch."

Eugen erzählte unter Lachen von einem andern Monstrum, von Schnörkel, und wie ein Kind in die Hände klatschend rief Stephanie:

„Der muß meine Jetti, das Kammermädchen, das Sie gesehen haben, heirathen; sie hatte eine unglückliche Liebe mit einem preußischen Feldwebel, und gebrannte Kinder kann man nicht weiß waschen," setzte sie schnell im Geiste Schnörkels hinzu.

Achtzehntes Kapitel.

Aus hohem, mit schönen Bildern und Statuetten geschmückten Saale, durch blanke mannshohe geschliffene Scheiben, sieht sich doch Landschaft und Himmel ganz anders an als aus niederen dumpfen Stuben mit halbblinden Gläsern, die noch dazu durch die vielen Einrahmungen den Ausblick durchschneiden; beschirmt vor jeder Unbill des Wetters, betrachtet man hier die Natur draußen doch wie aus freier Lufthöhe.

Das dachte Eugen, als er allein vor dem Schloßbalkone stand, nachdem er sich eine Weile auf der Phisharmonika geübt hatte.

„Stört sie der Lori nicht?“ fragte die eintretende Stephanie und reichte dem weißen Papagei, der auf seiner Stange saß, ein Stück Zucker. Eugen verneinte und Stephanie fuhr fort:

„Ich studire den Lori, er sitzt meist stumm und gedankenvoll und sehen Sie was er für ein ernsthaftes Gesicht macht. Jedes Thier hat doch etwas Gespensterhaftes und gäbe es wirkliche Gespenster, ich würde sie aufsuchen, wenn ich ihre Adresse wüßte.“

„Machen Sie sich nicht gewaltsam bizarr?“ fragte Eugen, Stephanie schüttelte den Kopf verneinend und lächelte. Sie führte dann Eugen durch die in geschmackvoller Pracht eingerichteten Gemächer, in denen es aber auch an blos seltsamen Spielereien nicht fehlte.

Eugen zeigte sich von alledem weder verblüfft noch verwundert, und als streife er mit gleichgiltiger Hand

die Nippsächelchen von Schränken und Glasgestellen, sagte er:

„Je unfreier und politisch träger eine Nation und Zeit, umso mehr vergeuden die Arbeitenden ihre Kraft an mühsame Spielereien, statt schöne Nützlichkeiten zu bilden, und die Genießenden haben auch nichts als privaten Müßiggang; alle diese Causeusen, Sylphiden- und Wiegenstühle zeigen doch nur, wie mühsam man ein unthätiges Leben verbringt."

„Sie haben recht," fiel Stephanie schnell ein, „mein Oheim — er läßt Sie grüßen, er ist in's Bad gereist — mein Oheim neckt mich noch oft über ein Wort von mir. Als ich mit unsäglicher Mühe all den Plunder hier herbeigeschafft und aufgestellt hatte, war ich einmal Abends davon so müde, daß ich sagte: „Ich wollt', ich wär ein frischer Tyrolerbub und hätt' ein gut paar gemslederne Hosen an und säß' bei meinem Schatz auf der Ofenbank."

Eugen mußte laut lachen über Ton und Art dieses Wunsches.

In dem einfenstrigen mit grüner Seidentapete überzogenen und durch unsichtbare Tapetenthüren schön abgeschlossenen Lesekabinet saß die Tante Bonbonniere, strickte, schmatzte und las; sie dankte dem Gruß der Eintretenden nur mit stummem Kopfnicken. Eugen fiel hier ein seltsamer Hausrath auf, es war dies ein offenbar gebrauchter Kniestuhl mit schönem Schnitzwerke, der wohl aus einer Kirche stammte; mehrere Bücher lagen auf dem gepolsterten Simse desselben aufgeschlagen.

„Beten Sie hier oder was ist das?“ fragte Eugen.

„Ein sehr gescheites Machwerk,“ erwiderte Stephanie. „Die katholische Kirche ist die klügste, sie versteht Seele und Körper am besten. Probiren Sie's eine zeitlang und Sie werden sehen, es giebt keine angenehmere, den Körper erfrischendere Stellung als das Knieen. Wenn ich im Sitzen und Liegen ermatte, kniee ich eine halbe Stunde oder länger und ich bin wieder frischauf. Unsere neuen Materialisten werden sich's nicht träumen lassen, daß sie knieend studirt werden.“

„Nun wird nichts mehr von Ihnen überraschen, ich bin auf Alles gefaßt!“ sagte Eugen. Die unwilligen Blicke Stephanie's erheiterten sich indeß, als er auseinandersetzte, wie fruchtreich und erquickend unser Dasein wäre, wenn zu jeder Stunde die in uns ruhende Kraft die entsprechende Thätigkeit gewänne, während wir jetzt immer nur momentan und mit unserm halben Leben arbeiten. Stephanie wollte die Befürchtung Eugens nicht gelten lassen, daß wir uns dann wohl auch zu rasch aufreiben würden, sie dankte ihm mit aufrichtigen Worten, daß er ihr manchen unklaren Gedanken erhelle.

Als sie in die glasbedeckte und reich mit Blumen geschmückte Veranda gekommen waren, hatte es Stephanie darauf angelegt, Eugen zu einer Wiederholung seiner Apostrophe in der Kirche zu bewegen. Eugen aber sagte: daß man hier nicht da capo verlangen könne, wie bei einer Bravour-Arie mit einstudirten Gurgeleien; es war ihm überhaupt zuwider, den

momentanen Erguß jetzt weiter geführt zu sehen, er suchte abzulenken, indem er sagte:

„Alles Echte ist individuell, ja sogar momentan individuell. Die Litanei war im ersten Entstehen ein natürlicher persönlicher Ausdruck, sie ward erst durch Wiederholung zum Singsang, zur Formel, überhaupt zur Litanei. Sobald man über das Individuelle hinausgeht, beginnt das Mechanisiren, dessen Vollendung und reinste Consequenz die katholische Kirche ist."

„Das freut mich, daß Sie auch ein Feind der Consequenz sind," rief Stephanie.

„Wie denn?"

„Die Consequenz ist nichts als der lächerliche Ahnenstolz der Gedanken oder Thaten. Da will kein Gedanke sagen: ich bin da und es geht euch nichts an, woher ich stamme, nein, er beweist uns, daß sein Vorfahr schon ein tapferer Degen war und auf einem Concil oder bei irgend einem akademischen Turnier siegreich gefochten habe."

„Und im Leben anerkennen Sie auch keine Consequenz?"

„Nein. Ich bin kein Pferd im Mühlrad. Das Leben ist eine Reise, ich sehe einen Gedanken und einen Ort heute zum Ersten und Letztenmal. Die Consequenz wird meist zur Heuchelei vor uns selbst, man zwingt sich heute dieß zu sein, weil man gestern das war. Sie glauben z. B. Schullehrer bleiben zu müssen, weil Sie es einmal sind. Das ewig Gestrige zieht uns hinab. Wenn ich mir meine Vergangenheit denke, komme ich mir wie mein eigenes Gespenst vor. Darum

bin und denke ich immer was ich mag. Nicht wahr, das ist doch individuell?“

Eugen hatte viel Mühe, seine Aussprüche vor Mißverständniß zu bewahren und darzuthun, daß durch die Verlegung des Schwerpunktes in den individuellen Charakter die Haltung, das Gesetz nicht aufgehoben, vielmehr lebendig begründet werde.

Wie er gesagt hatte, es gab von Stephanie nichts Auffallendes mehr und immer mußte er mit getheilter Empfindung die seltsamen Energien dieses Wesens beobachten. Sie war eine meisterhafte Lehrerin und Eugen machte rasche Fortschritte unter ihrer Leitung. Sie wollte ihn für ihren Plan gewinnen, auf den Dörfern umherzureisen und den Bauern Orgelconcerte zu geben. Eugen hatte aber schon gelernt, daß es ihr fast mehr darum zu thun war, Plane zu haben und ausführlich darzulegen, als sie in der That in's Werk zu setzen; sie hatte an dem Gedanken daran schon zum größten Theil ihr Genüge. Als sie ihm jetzt den Plan vorlegte, das ganze Land zu einem offenen sinnreichen Buche zu machen, indem man jedem Dorf einen Wahlspruch, ein Wahrzeichen gebe in einer Aufschrift, die man aus den Sinnsprüchen unserer Dichter wähle, betheuerte sie, die Metallbuchstaben auf eigene Kosten prägen und an Rathhäusern und Schulen befestigen zu wollen.

„Wäre es nicht gerathener,“ spottete Eugen, „diese Propaganda auf die Devisen in den Knallbonbons anzuwenden?“

„Sie sind doch ein häßlicher Mensch!“ entgegnete

Stephanie ernsthaft böse, „Ihre eigenen Capricen sind lauter Heilige, die man adoriren muß; aber fremde Plane gelten nichts vor dem Angesichte des Herrn Baumann."

Sie zürnte ernstlich. Eugen fand indeß bei der erbetenen Vorzeigung der gesammelten Wahlsprüche Veranlassung genug, sein hartes Verfahren wieder auszugleichen.

Das rückhaltlose Wesen Stephanie's, das bei aller scheinbaren Koketterie doch wieder nichts davon hatte, und gar keine Rücksicht auf Gefallen bei Anderen nahm, gab Eugen viel zu denken und zu grübeln. Stephanie lenkte wie natürlich noch oft das Gespräch auf die Aeußerungen, die sie von Eugen in der Kirche vernommen, und wie sie begierig sei, deren Bethätigung im Leben zu sehen. Trotz der gemachten Erfahrungen ließ sich Eugen von ihrer lebhaften Theilnahme zu der Darlegung hinreißen:

„Wir müssen dazu kommen, über die Opposition und die Zerstörung des Alten hinweg neue schöne Formen für unser wirkliches Denken und Empfinden zu gewinnen. Wir müssen wieder naiv genug werden, für die neuen innerlichst gehobenen Stimmungen Festgewänder zu wirken und anzulegen. Die Religion hat ihre Symbole auf die Hochpunkte des Daseins gestellt, wo der Mensch nach äußerlicher Kundgebung seines Innern sich sehnt; bei der Geburt eines Kindes, bei dem bewußten Eintritt in's Leben, bei der Einswerdung mit einem andern, bei der Hochzeit und bei dem Abscheiden aus dem Wirken und Empfinden, beim

Tode, da hält die Kirche ihre festen Formen bereit; es gilt, daß die Humanität gleiche gewinnt, die der lebendige persönliche Ausdruck des hocherregten Herzens sind. Erst dann wird die Freiheit eine wirkliche!"

Es giebt Menschen, die eine so eigene tempelhaft heilige Regung empfinden, daß ihre Worte von den Hörenden in ihre gewohnte Bedeutung übersetzt, unmittelbar einen andern Inhalt gewinnen, so daß keine noch so eifrige Erklärung und Darlegung ausreichen will. Das fühlte Eugen, als er auf die vielen Einwendungen der Baronin sich den Mund schäumend gesprochen und endlich abbrechend hinzusetzte:

„Es läßt sich Niemand etwas ganz geben, Jeder versetzt Speise und Trank mit seinem eigenen Speichel."

Stephanie schalt ihn über das unschöne Bild und wußte ihn so in neue Erklärungen zu verstricken, daß er einmal sagte:

„Ich meine, es sollte Niemand mehr guten Morgen und dergleichen sagen, keine angenommene Form, sondern nur das ausdrücken, was er eben gerade empfindet. Dadurch allein wäre die Lüge im Großen und Kleinen zu zerstören."

Mit diesem Kleinspalten seiner ausgreifenden Plane hatte er Stephanie eine handliche Nippfigur übergeben, die sie possirlich umkleidete und allerlei Reden an ihren Vater Don Quixote halten ließ.

Eugen mußte lachen über die possirlichen Absprünge der Baronin. Eine Minute darauf konnte man aber wieder Aussprüche eines kindlich reinen und hohen Herzens von ihr hören und jetzt schien sie das was

Eugen wollte, plötzlich zu begreifen, denn sie entgegnete:

„Ihr Verlangen nach neuen auf den Leib angemessenen Priestergewändern und neuen individuellen Weiheformen ist doch weiter nichts als ein sentimentales Heimweh nach Angewöhnungen von der Kirche her. Die brauchen wir nicht mehr. Sehen Sie dort die Kirchthurmspitze? Das ist die erste unterste Stufe, da stellen wir uns hin und fliegen hinan in den freien Aether."

So fühlte sich Eugen angezogen und abgestoßen fast zur selben Zeit.

Wenn er vom Schloß herab in's Dorf kam, war es ihm, als ob er aus einem Zauberbann in die wirkliche Welt träte. Was wußten und wollten alle die Menschen, die hier ihrem Tagewerk nachgingen, von all den Hetzjagden und Koboldsspielen eines müßigen Denkens?

Deeger war verschlossener als je.

Am Sonntag Morgen spielte Eugen zu großer Verwunderung Deegers beim Gottesdienst fast ohne Fehler. Es hatte Aufsehen erregt, daß die Baronin heute in die Kirche gekommen war; sie lobte beim Ausgange Eugen und wollte ihn mit zu Tisch nehmen, sie hatte noch mehrere Gäste. Eugen hielt die beiden Kinder Lehnerts, die sich ihm vertraulich angeschlossen, hüben und drüben an der Hand; er erklärte, daß er bei Lehnert zu Gaste sei und verabschiedete sich seltsam frostig bei der Baronin.

Troll, der vor der Kirchenthür gewartet hatte, war Eugen wieder gefolgt, und als er ihn nun der Baronin

zurückbrachte, wollte diese ihm den Hund schenken. Eugen dankte, da solche Geleitschaft für ihn nicht schicklich sei. Durch diese Umkehr und den herzlichen Dank für das Anerbieten hatte der Abschied noch einen gewissen innigen Ausdruck gewonnen. Stephanie hatte ihm etwas schenken wollen, was ihr täglich Vergnügen bereitete; das war mehr als eine gewöhnliche Gabe.

Seinen Gastfreunden folgend überdachte Eugen, daß Troll doch vielleicht sein Schatzhauser sein könne, den er vor einem Jahr noch besessen hatte; er hatte absichtlich vermieden, darnach zu fragen, weil ihn der kleinste Umstand verrathen konnte. Eugen mußte in sich hineinlächeln bei dem Gedanken, daß der Hund, wenn er reden könnte, ihn bei seinem Namen rufen würde.

Bei Lehnert ging's lustig her, er hatte sich seine rechte Freude wie die von Eugen geschenkte Cigarre auf Sonntag aufgehoben.

Nur ein ein heimisch geborner Magen kann ermessen, wie wohl es in Oberdeutschland bei Sauerkraut und Spätzle und dem „süffigen" Landwein zu Muthe ist, und Eugen konnte es nicht verhindern, daß oft und oft auf das Wohl seiner Zukünftgen angestoßen wurde und Lehnert und seine Frau versprachen ihm, zur Hochzeit zu kommen.

Als er nach der Mittagskirche im Wirthshaus Abschied nahm, reichte ihm Alles mit eben so aufrichtigem Bedauern als Glückwünschen die Hand.

Eugen wußte erst jetzt, und das noch nicht ganz, wie heimisch er hier geworden. Es giebt Menschen,

denen man so gern Alles thut, man weiß nicht recht warum, liegt es im Klang ihrer Stimme, oder in der Art, wie sie etwas heischen. Die Wirthsleute und die Dienstboten hatten Eugen lieb und waren ihm willfährig; er hatte für sie etwas Anheimelndes, das noch erhöht wurde, da man es von seinem gebieterischen Ansehen nicht so erwartet hatte.

Wie von den Grüßen und Segenswünschen der Einwohner getragen ging Eugen das Dorf hinaus; Deeger geleitete ihn. Als er gegen diesen äußerte, wie er in den acht Tagen seines Hierseins hier sich so zu Hause fühle, daß er wünsche, statt seiner hier bleiben zu dürfen, entgegnete Deeger:

„Laß dich das nicht irren, es sind gute und schlechte Menschen, du würdest gleich in einem ganz andern Verhältniß zu ihnen stehen, viel rauhere Seiten kennen lernen, wenn du hier Lehrer würdest. Vergiß das nicht, wenn du nach Erlenmoos kommst und — du kommst aus der Stadt, nimm meine Erfahrungen an: das Landvolk verträgt es nie auf die Dauer, daß man sich als seinesgleichen hinstellt; vermeide das ja und du bewahrst dich vor den üblen Consequenzen."

So schwer es ihm auch wurde, Eugen durfte und konnte eine Wahrheit in dieser Bemerkung nicht anerkennen; es that ihm wehe, daß auch Deeger eine gewisse Aristokratie für nöthig hielt, dennoch dankte er ihm für seine getreue Hingebung und sagte:

„Wir sind eigentlich nahe Nachbarn, ich lasse mich dünken, wir wohnten in einer meilengroßen Stadt, ich werde dich oft besuchen."

„Glaube dir das ja nicht," erwiderte Deeger kopfschüttelnd, „wir Gebildeten können oft nicht begreifen, daß man auf dem Lande die Entfernungen so hoch anschlägt und sich fast nie aus bloßer Gesellschaftsneigung aufsucht. Wer aber keine andere Equipage hat als Schusters Rappen, macht bald an sich die Erfahrung, daß er nicht leicht vom Fleck kommt, und das hat auch sein Gutes, man muß sich in seinem nächsten Umkreis genügen, um wahrhaft heimisch zu werden an die Scholle geklebt sein."

Deeger stand jetzt stille und sagte:

„Ich möchte dir gern noch so viel mit auf den Weg geben."

„Nur zu," ermunterte Eugen, und Deeger fuhr fort:

„Ich klassifizire nicht gern und sperre die Menschen nicht in das Gehege einer Kategorie, aber du bist offenbar ein Idealist und mußt dich vor den Nachtheilen dieser Richtung hüten; der Idealismus hat wissenschaftlich und moralisch, intellectuell und thatsächlich, in der Regel kein kleines Geld."

„Wie meinst du das?"

„Ihr könnt leicht Großes lehren und auch selbst vollbringen, aber nicht leicht zweckentsprechend das unscheinbar Einzelne; ihr habt kein klein Geld."

Eugen fühlte sich von diesen Worten schmerzlich berührt. Das Auge zuckt zusammen, auch wenn eine Freundeshand ihm zu nahe kommt. Erst nach einer Weile sagte er:

„Wir wollen sehen. Die That ist die beste Beweisführung."

„Darf ich dir noch etwas sagen?“ fragte Deeger wieder.

„Du wirst mich stets dankbar für alles Wohlgemeinte finden.“

„Ich frage nicht nach deinen Schicksalen, die sind dein. Wie ich dich aber zu kennen glaube, merke dir für den Unterricht deiner Kinder: man kann in fremdem Körper bereitetes Blut nicht einem andern als Lebenssaft einströmen; man kann ihm nur Speise geben, die er selbst organisch verarbeiten muß. Und nun leb' wohl und verzweifle nie.“

Sie schüttelten sich die Hände und trennten sich.

Auf dem Berg am Saum des Waldes saß Eugen und schaute hinüber nach dem Schloß, wo jetzt die Baronin vor ebenbürtigen Standesgenossen ihre geistigen Balletsprünge machte, vielleicht mußte der blöde Schulmeister von Erlenmoos darin als komische Person auftreten. Nein, das kann sie doch nicht — sagte Eugen. Er schaute hinab nach Röthhausen, da lagen die Häuser so friedlich zusammengedrängt hüben und drüben wie aufgereiht an der Schnur, die die helle Straße bildet, und rings umher dehnen sich die nahrungbietenden Felder. Eugen überdachte, welch' ein reiches Leben zwischen und in den Häusern sich bewegt, und wie hier still verborgen ein hochherziger Mensch sein Dasein vollendet. Dort weiter hinaus liegt das Dorf und dort schaut der Kirchthurm von Letzweiler aus dem Vorberg hervor und immer weiter schaaren sich Menschenwohnungen bis an die blauen Berge.

O weite schöne Welt, wer faßt deine ganze Kraft

mit all den tausend Leben! Er gedachte an seine eigene thätig stille Zukunft, und freudig erglühten seine Wangen: jenseits dieser Wälder sollte er eine neue Heimath finden. Er wäre ihr gern entgegen geflogen wie einer Braut, er begriff jetzt nicht, wie er so lang auf dem Wege zögern und weilen konnte und vergaß, wie er das Alles mußte; ihm war's, als grüßten ihn von fern liebe Menschenstimmen, Glockenklang und jubelnder Sang rief ihm Willkommen.

Muthigen Schrittes zog Eugen seines Weges, die Schwalben über ihm in der blauen Luft zwitscherten hell in ihrem kreisenden Fluge; wenn alle Vögel verstummt sind und die Zeit des Wanderfluges naht, da ist es, als ob die Schwalbe, die zur Sommerszeit fast still ist, jetzt mit sich selbst spräche. Seiner neuen Heimath zusteuernd erhob sich leichtbeschwingt die freudige Hoffnung in der Brust Eugens.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Im Morgenschimmer sitzt ein kleiner Vogel am Felsenrand, er schaut hin und her, der Bach rauscht drunten in leichten Nebel gehüllt, die Dörfer schlafen noch, Gras und Blume glitzert im Thau, der Vogel drückt die Füßchen an und hebt die feuchten Schwingen; er fliegt herüber über das Thal, wer weiß, wo er sich setzen wird? Und wo er sich auch niederläßt, er faßt den Zweig mit sichrem Fuß, bangt nicht ob seines Schwankens. O! Wer so frei sich schwänge, so fest sich hielte!

So stand Eugen betrachtend beim ersten Morgenstrahl am Bergweg und schaute hinauf nach dem Felsen, wo ein Vogel weggeflogen. Eugen hob die Hände hoch empor, als grüßte er in Andacht eine unfaßbare Welt, dann schritt er rüstig und hellen Blickes in den Wald hinein.

Er hatte nichts bei sich als den unversiegelten Pack Bücher, die ihm Stephanie nebst einem Brief an den Baron Kronauer mitgegeben, das war hinderlich im

Gang, er löste den Pack auf und steckte die Bücher ohne hineinzusehen in verschiedene Taschen.

Noch einmal kam der Zweifel über ihn und Stimmen riefen: laß ab, noch ist es Zeit, was soll dein tollkühnes Verfangen? Wie willst du unter immer drohenden schweren Gefahren einen Beruf vollenden, zu dem dir noch alles Geschick abgeht? Und ist es nicht Schwärmerei und Gefallen am Abenteuerlichen und opferst du dich nicht schließlich der bloßen Phrase: ich will mich dem Volke hingeben? Darum flieh! Noch ist es die höchste Zeit . . . Eugen stand still und horchte der andern Stimme, die da sprach: Gehorsam dem festen Vorsatz, dem eingeborenen Sohne der Erkenntniß; die Stirne, die in freudiger Zuversicht glänzt, die ziert der Siegeskranz gewiß, und berührte er erst die todten Schläfe. Dort ist mein Beruf, der mich mir selbst getreu macht. Aus dem tiefsten Grunde quillt mir die Gewißheit: ich kann nicht untergehen auf meinem jetzigen Wege . . .

In dieser Selbstgewißheit verfolgte Eugen ruhig sein Ziel. Er hatte nicht umsonst vor wenigen Tagen den Schwerpunkt im Gewissen so sehr betont, er hatte an sich erfahren, daß ihn dieses noch nie getrogen; die Gefahren, die jetzt noch nicht von ihm gewichen sind, hatte er sich zugezogen, da er im Widerspruch mit sich selbst und wesentlich durch Zureden und Einwirkung von außen gehandelt hatte. Dennoch zürnte er mit sich über die jüngst vergangenen Tage, er hatte sich in Gebiete hineinziehen lassen, die er zur Seite lassen wollte. Die grübelnde zerfasernde Reue wollte

er aber nicht kennen, sondern wendete fest seinen Blick der Zukunft zu. „Es giebt kein Gestern,“ lächelte er wieder vor sich hin und die Menschen, die ihm begegneten, dankten seinem Gruß herzlicher als gewöhnlich, sie mochten im Klang seiner Stimme einen Inhalt herausfühlen, der mehr sagte als die einfachen Worte.

Mitten aus aller Beklommenheit seines Herzens gewann er den freien geistigen Ausblick, daß er bunten Sandstein, Muschelkalk und Keuper, und all die Mannigfaltigkeit und schöne Scenerie beobachten konnte, die sich immer da aufthut, wo das Gebirge die Ebene berührt.

Es war Mittag, als Eugen auf der letzten Anhöhe unter einem gestützten Apfelbaum stand, der Baum war schon seiner schweren Früchte beraubt, aber die Stützen standen noch. Weit öffnete sich die Landschaft und dort an jener Ecke von Rebenhügeln waren die ersten Häuser von Erlenmoos sichtbar. Die weiße Kirche mit ihren schimmernden glasirten Ziegeln ragte über dem Hügel frei heraus, sie ruhte wol auf einer andern Anhöhe, die man von hier aus nicht sah und es war, als würde sie von unsichtbarer Hand in die Luft gehalten, so frei hob sie sich am blauen Luftkreis ab. Zwei Pappeln, die am Fuße des Hügels standen, von dem ein altmodisches großes Gebäude herniederschaute, kündeten sich wie Wahrzeichen unter dem sonst niedern Gehölze an. Kopfweiden standen hüben und drüben am Bach, der sich durch die Thalwiesen hinzog und da und dort blinkte das Wasser vom Sonnenstrahl getroffen. Eugen hatte sich unter den Baum gesetzt und schaute lange hinaus . . .

Als er sich in der Nähe umschaute, sah er im Stoppelfeld einen Bauern im schmutzigen Hemd und grauleinenen kurzen Hosen, der neben dem mit zwei Kühen bespannten Garbenwagen stand. Er nahm sich eben den dreieckigen Hut ab, wischte sich mit dem Ermel den Schweiß von der Stirn und kratzte sich verzweifelt hinter'm Ohr: „Nur noch einmal tapfer!" rief er jetzt einer Frau und einem barfußigen buckligen Mädchen zu. Die Drei stemmten sich an die Räder, schoben und schrieen, der Mann schob und peitschte dabei die Kühe zugleich, aber der Wagen ging nicht von der Stelle.

Mit dem Gedanken der Hülfe durchflog es auch zugleich wie ein Blitz Eugen: da hast du deine persönliche Weihehandlung für den Eintritt in das neue Leben. Er warf schnell Hut und Rock ab, und seiner mächtigen Kraft gelang es, das Fuhrwerk flott zu machen und den Rain herauf nach der Straße zu bringen.

„Ich danke euch," sagte er im frohen Gefühl, daß sich ihm hier zum Eintritt in das Dorf eine Hülfeleistung dargeboten hatte; er wußte selbst nicht, wie das Wort seinen Lippen entfuhr.

Der Bauer ward stutzig und sagte verdrossen:

„Ho ho, laßt mich nur vorher ausschnaufen, ich bin gebrechlich und kann mich nicht so schnell verschnaufen; ich hätt' meinen Bedank nicht vergessen, brauchet mich nicht daran gemahnen."

„Das wollte ich nicht."

„Ja ja, die vornehmen Herren meinen, wenn sie Einem einmal ein bisle aufhelfen, man soll jetzt nur

gleich schnell wieder zum Dank vor ihnen auf die Kniee fallen."

„Ich bin kein vornehmer Herr, ich bin euer neuer Lehrer."

„So?" dehnte der Bauer und drückte den Hut, den er bei den letzten Worten aufgesetzt, noch fester in den Kopf, „So? Ihr seid wohl von Wartenweiler gebürtig?"

„Ich bin aus der Hauptstadt. Ich verstehe Euch nicht."

„Werdet's schon verstehen, wenn Ihr in's Dorf kommet. Behüt's Gott" schloß der Bauer und fuhr ab, während Eugen zurück nach Hut und Rock ging.

Die erste Begegnung schien bereits nicht so willfährig wie in Röthhausen, und Eugen gedachte jetzt, daß die gewohnten Umgangs- und Grußformen doch ihr Gutes hätten: man kann ja nicht immer den Menschen die ganze Breite der Empfindung erklären, aus der sich ein einzelnes Wort ablöst. Darum hatte ihn der Bauer so grob mißverstanden. Wenn aber Alle diesem ähnelten, so herrschte von der Revolution her ein aufrührerischer Sinn, der sich im Kleinen und ohnmächtig verbissen nach innen kehrte.

Eugen hatte ein eigenes Urtheil gewinnen und sich kein fremdes impfen lassen wollen, darum hatte er sich weder bei Deeger noch sonst auf unmittelbare Kundschaft über die Zustände seines Dorfes gelegt. Jetzt wäre das doch von Nutzen gewesen.

Wie war es so still auf der Straße, die Menschen saßen da und dort unter einem Baum und aßen oder ruhten eine Weile nach dem Essen. Auf diesem Acker

waren schon dunkle großschollige Furchen gezogen und die Sonnenstrahlen durchdrangen den nährigen Boden, und während man auf dem benachbarten Acker erst erntete, wurde auf dem andern schon Reps gesäet für den nächsten Frühling und zwar nicht breitwürfig, sondern auf aufgepflügten Erdbalken. Die Naturbedingung eines gedeihlichen Feldbaues — wenn man als solche gelten läßt, daß es keinen Acker geben solle, auf dem nicht ein geladener Wagen umwenden kann, ohne des Nachbars Gebiet zu berühren — dieses Erforderniß schien hier oft überschritten. Indeß fehlte es auch nicht an großen Ackerflächen. Die Aehrenlagen wie die Stoppelreihen zeigten, daß man hier mit der Gabelsense die Aehren schnitt und sich nicht mehr mit der Sichel niederbeugend abmühte.

Es war nicht sonntäglich in der Landschaft und eben das freute Eugen. Er hatte es absichtlich so eingerichtet, daß er die Seinen nicht zuerst am Sonntag, geschmückt und in Ruhe, kennen lerne, sondern am rauhen Werkeltag, ohne alle täuschende Verschönerung; er überraschte sie „mitten im halben Tag," wo es kein müßiges Sein und Aufschauen giebt.

Die Gemarkung schien groß, es dauerte noch eine gute Weile, bis Eugen das erste Haus erreichte.

Zweites Kapitel.

Der kleine Bach, der wol hinter dem Haus aus dem Hügel quillt, springt wie durchleuchtetes Krystall über das Mühlrad, die Mühle klappert.

Hinter dem Garten, der von einem lebendigen frisch geputzten Zaun umhegt war und für einen Bauerngarten einen ungewöhnlichen Blumenreichthum zeigte, aus dem jetzt die Astern aller Farben hervorstachen, dort an der offenen Scheune, deren tiefdunkler Hintergrund wie eine Höhle in den lichten Tag hinein sich öffnete, dort saß eine stattliche wohlbeleibte Frau von einer Schaar Kinder umgeben, die allerdings nur einem phantastischen Auge wie Genien erscheinen konnten, obgleich die hellgrünen Ranken, die sie in wunderlichen Verschlingungen umgaben, hierzu genugsam Anhalt boten. Große Körbe standen vor ihnen, in die sie von Zeit zu Zeit das Abgelesene schütteten: sie zupften Hopfen und ein schmackhaft harziger Geruch drang jetzt zu Eugen hinüber, der betrachtend am Zaun stand und da er eben bemerkt ward, unwillkürlich rief:

„Grüß Gott Frauele. Ist das Erlenmoos?“

„Grüß Gott! Jo freili!“

Die Stimme berührte Eugen im Innersten. Die Frau stand rasch auf, schüttete behend den Hopfen aus ihrem Schooß in den Korb, nahm die obere Schürze ab, die sie über einer helleren getragen hatte, strich mit einer eigenthümlich zierlichen Handbewegung die Haare aus der Stirn zurück, ging durch den Garten nach dem Zaun, hinter dem Eugen stand.

„Ihr habt wunderschöne und seltene Blumen im Garten," sagte Eugen.

„Das ist brav, daß Euch das freut und ich glaub's Euch, daß Ihr keine Redensarten machet. Da," sie bückte sich, brach eine feuerfarbene Nelke, einen Rosmarinzweig und eine Staude des feinen wohlriechenden Gartenheils ab, „da nehmet das zum Angedenken. Ich möcht', wenn es nur möglich wär', gern jedem Wandersmann, der vorüberzieht und sich vielleicht unnöthig das Leben schwer macht, ein freundlich Angedenken mitgeben."

„Ich muß Euch doppelt danken, denn ich weiß, wie ungern man auf dem Lande eine Blume im Garten abpflückt. Ich bin aber kein Wandersmann, ich bin der neue Schullehrer von hier; ich werde Euch aber diesen Willkommen nie vergessen und es soll mir eine wahre Wohlthat sein, wenn ich Euch einmal einen Gefallen erweisen kann."

„Das kann schon sein," erwiderte die Frau und faßte die dargebotene Hand. „Nochmals Willkommen. Kinder!" rief sie laut nach dem Hause zu und öffnete die Gartenthür, daß Eugen eintreten konnte, „ihr Kinder, kommet Alle her, aber ordentlich und verschüttet kein Hopfen."

Nahezu ein Dutzend offenbar noch schulpflichtiger Kinder umstand alsbald die Beiden und steckte die Köpfe empor.

„Wer ist das?" fragte die Frau. Die Kinder sahen noch stutziger drein. „Rathet einmal. Nur frei heraus."

„Das ist der Doktor," rief ein ganz kleines Mädchen und versteckte sich schnell hinter einem größeren.

„Nein, das ist ein Soldat," sagte ein Knabe und warf trotzig die Lippen auf.

„Warum? Sag' warum? Sag's doch."

Erst nach vielem Drängen erklärte der Knabe unter sich schauend und von dem Andrängen fast zum Weinen gebracht:

„Er geht grad so bockſteif wie des Melchiors Medard."

Alles lachte.

„Sag' du, wer ich bin," frug Eugen indem er seine Hand auf das runde Köpfchen eines Mädchens legte.

„Der Förster von Rödernberg, der seinen Bart abgemacht hat."

„Nein, das ist Euer Willi, der erschossen ist," rief ein Knabe die Hand der Frau fassend, und diese schloß endlich:

„Schweig still. Ihr errathet's nicht. Das ist euer neuer Lehrer."

Hui! Wie war auf Einmal die Gruppe ganz verändert. Die Kinder trippelten wie in einem Käfig gefangen wo sie standen hin und her.

„Wie sagt man? Schön willkommen, sagt man. Gebt die Hand," ermahnte die Müllerin, aber die Kinder folgten unwillig und brachten den Gruß kaum hörbar und mit niedergeschlagenen Augen hervor. Der muthwilligste Knabe, der auf den Soldaten vermuthet hatte, riß seinen Gefährten an der Hand und sprang in kecken Sätzen davon, die Andern jagten alsbald nach und sich duckend und in sich hineinlachend folgten die Mädchen.

Von der Scheune her vernahm man helles Gelächter, das bald von lautem Weinen eines Einzelnen unterbrochen wurde. Das kleine Mädchen, das auf den Willi gerathen hatte, war allein bei der Müllerin geblieben und hielt sich an deren Schürze, sie schickte es nun zu den Andern, indem sie ihm nochmals einschärfte:

„Gieb acht, daß sie die Dolden gut von den Reben abpflücken, nicht abstreifen und zerreißen und keine großen Stiele daran lassen;“ dann bat sie Eugen mit ihr in die Stube hinaufzukommen.

„Ihr bekommt eine zuchtlose verwilderte Schule,“ sagte sie zu Eugen und hieß ihn vorausgehen, sie käme sogleich nach.

Eugen trat in die Stube, sie war sauber und nett, wenngleich ohne allen Schmuck. An der Wand nach der Kammer zu über dem mit einem weißen Tuch belegten und tassengeschmückten Klavier hingen die Grundrechte des deutschen Volkes mit Schrödter's Verzierungen, eben nicht sehr geschmackvoll in dreifarbig zusammengesetzte Leisten schwarzrothgold eingerahmt. Auf einem kleinen an der Wand befestigten Simse lag ein dickes Buch in ein weißes Tuch eingeschlagen, es war die Bibel. Eugen schlug auf und las Ev. Matth. 19, 16: „Und siehe, einer trat zu ihm und sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? Er aber sprach zu ihm: was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Da sprach er zu ihm: welche? Jesus aber sprach: du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht

falsch Zeugniß geben. Ehre Vater und Mutter, und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich Alles gethan von meiner Jugend auf, was fehlet mir noch? Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben und komm und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viel Güter ..."

Eugen hatte kaum Zeit hiervon die so naheliegende Anwendung auf sich zu machen, da hörte er in der Kammer die Weisung des Liedes: Heute scheid' ich, heute wandr' ich rc. pfeifen. Er wollte eben das Klavier öffnen um die Weisung zu begleiten, aber besser war's er pfiff selbst die zweite Stimme. Nach einem kurzen Anhalten pfiff man drinnen weiter und Eugen hielt gleichen Takt bis zu Ende. Da öffnete sich die Thür, ein großes Mädchen mit dunklen Augen, die geweint zu haben schienen, schaute heraus, und als es Eugen bemerkte, lachte es hell auf, schlug schnell die Thür wieder zu und verriegelte sie von innen.

Drittes Kapitel.

Die Müllerin kam mit einem Kruge Most. Sie entschuldigte sich wegen ihrer Zögerung.

„Ihr könnet mir's nicht verübeln," sagte sie, „wenn ich Euch sage, daß Ihr einen doppelt schweren Stand im Dorfe krieget."

„Wie so?"

„Ihr kommet um gut acht Tage zu spät; den meisten ist das eigentlich einerlei und sie sind nur froh, daß Ihr schon was auf der Kreide habt. Es giebt aber auch Brave, die nichts ungerner haben, als daß die Kinder so verwildern. Wenn man so auf Jemand wartet, da geht's mit den guten Gedanken für ihn, wie mit der Speise, die für ihn auf dem Herde kocht, sie verbraten und verderben beide."

Eugen dankte und fragte: „Ist das Mädchen in der Kammer Eure Tochter?"

„Ja freilich."

„Euer einziges Kind?"

„Ja, unser einziger Sohn ist in Holstein erschossen worden; wir wissen nicht einmal wo er begraben ist."

„Wie alt ist Eure Tochter?"

„Herr Lehrer, Ihr seid fast wie der Doktor, der sich selbst den Namen Fragsamenhändler giebt und der gestern im Dorf gewesen ist."

„Verzeiht gute Frau, aber ihr müßt mir schon erlauben, daß mir's bei Euch aufrichtig wohl ist und daß ich's spür', wir werden gute Freunde und über gute Freunde spreche ich nie mit anderen Menschen und frage nichts über sie. Was ich zu wissen habe, können sie mir selber sagen."

„Das ist nicht uneben. Nun meine Vittore wird just morgen fünfundzwanzig Jahr alt."

„Da sind wir ja an Einem Tag geboren."

„Aber Ihr seid um ein paar Krautherbst älter?"

„Das sieht man," erwiderte Eugen, der sich erinnerte,

daß in seinem Bestallungsdecret sein Alter auf dreißig Jahre angegeben war.

„Wenn Ihr morgen Mittag zu uns kommet,“ sagte die Frau nach längerer Pause, „sollt Ihr auch ein gut Stück Geburtstagskuchen haben. Da wird die Vittore ihr närrisches Einsperren aufgeben haben und Ihr treffet auch meinen Mann.“

Eugen versprach nur halb, er wußte ja nicht, welche neue Beziehungen ihn festhalten könnten. Die Müllerin erzählte, ihr Mann sei mit dem Baron Kronauer auf das Repsfeld gegangen, wo sie eine spaßige Geschichte vorhätten; schon zweimal hätten Schnecken die Repssaat aufgefressen und das ganze Feld glitzert; durch Taglöhner die Schnecken einsammeln lassen, koste zu viel und verderbe das Feld. Jetzt habe der Baron ein halb Hundert Enten gekauft und sie auf das Feld gejagt, die fressen die Schnecken sauber weg und die Männer seien eben hinaus um das mitanzusehen. „Der Baron ist gegen meinen Mann wie ein Bruder, seitdem ihm die Regierung den Possen gespielt hat.“

„Was ist das?“

„Mein Mann ist ehrlos wie sie's nennen und aller Bürgerrechte verlustig erklärt worden, weil er's mit der Revolution gehalten hat, und das geht ihm doch näher als er's eingesteht und haben will. Er ist zehn Jahr Schultheiß und dreimal Landstand gewesen. Wir haben einen Müllerknecht gehabt, der beim Nachmitzen Unterschleif gemacht hat und wie ihn mein Mann dabei ertappt, will er ihn den Gerichten übergeben. Ich bitte und bettle noch für den Menschen, daß er ihn freigiebt;

aber die Vittore hat Recht gehabt, sie hat gewollt, man soll dem Gesetz freien Lauf lassen. Mein Mann giebt mir nach und schreibt nur dem Vigil in sein Zeugniß, daß er nicht zufrieden mit ihm sei. Und was thut der Vigil? Er geht hin und zeigt bei Gericht an, daß mein Mann Flüchtlinge bei sich verborgen hat und dafür hat er drei Monate Gefängniß bekommen. Ich möcht' gern alle Menschen bitten, daß sie ihm zeigen, daß es doch keinen rechteren Ehrenmann giebt, als er ist, und daß wir nicht nöthig haben nach Amerika zu ziehen und fortzugehen von einem Ort, wo man doch so zufrieden und ruhig gelebt hat und jeder Baum Einem in die Seele gewachsen ist. Nun erzählet: wie sieht's denn jetzt in der Hauptstadt aus? Ihr kommet ja von daher?"

Eugen schilderte das Leben so traurig, wie er sich's dachte.

„Das ist mir jetzt fast lieb, so übel das auch ist," sagte die Bachmüllerin, „mein Mann möchte nämlich auch gern nach der Hauptstadt ziehen, wo er vom Landtag her viele rechtschaffene Freunde hat."

„Es wäre nicht gut," sagte Eugen, „wenn die Stadt alle tüchtigen Kräfte aufsaugte; tapfere Männer sind auf dem Lande, wo sie heimisch sind, viel besser an ihrem Platz."

„Da habt Ihr Recht," rief die Frau freudig, „saget das nur auch meinem Mann, das wird ihm viel helfen und ich will Euch dafür erkenntlich sein. Ihr dürfet's aber Niemand, keinem Menschen sagen," setzte sie mit stockender Stimme hinzu, „daß ich Euch das vertraut habe. Die

Menschen sind gar schlecht und schlagen am liebsten auf den Fleck los, wo sie wissen, daß es am wehesten thut. Ich habe das Zutrauen zu Euch und schäme mich nicht zu sagen, daß es mir das Herz abdruckt, daß er nur noch der halbe Mann ist und so oft still da sitzt und kein Wort von sich giebt."

Gern versprach Eugen, dem Manne, der mitten im Vaterland in die Verbannung verwiesen war, alle Liebe und Ehre zu erweisen. Tief bewegt verließ Eugen die Mühle. Er betrachtete sich genau jedes Haus, jede Hecke, jeden Baum: das war ja fortan die Welt, die die seine geworden war.

Viertes Kapitel.

Die Welt ist so groß und weit und was ist die große Welt? Eine Sammlung von zahllosen Menschen, Häusern, Thieren und Bäumen. An diesem stillen Fleck Erde will ich einwurzeln mit meinem ganzen Sein, und die ganze Welt ist mein eigen worden. Was ist es denn an dem Einflusse auf die Menschen? Nicht die Zahl erhöht das Bewußtsein, sondern die Art und Macht der Thätigkeit für sie, und je kleiner die Zahl, um so inniger umfassender die Kraft. Wenn ich ehedem auf der Eisenbahn dahinrollte und die Menschen zur Seite beobachtete, dachte ich oft: wie ist es möglich, daß man sich auf so engem Raum einhegt und nicht fortfliegt über die weite Erde, bis man die Ruhe-

statt findet im Grabe? — Das Wandern und Ziehen ist aber doch nur eine Flucht vor sich selbst.

In solchem Sinnen ging Eugen durch das Dorf und spähte bald da bald dorthin. Die Häuser lagen weit von einander und nur in der Nähe der Kirche hatten sich mehrere angesammelt. Er sah in manchen offenen Hofraum, in dem nur der Haushahn schätterte, aber kein Mensch zu sehen war. Er gewahrte oft Unordnung und Unsauberkeit. Mit einem einzigen Tagwerk, mit einer einzigen Steinfuhre wäre hier Nettigkeit herzurichten gewesen, aber viele Leute steigen lieber jahraus jahrein über eine Pfütze vor ihrer Hausschwelle, ehe sie sich die Mühe nehmen, einmal Ordnung herzustellen. Wie wird es bei solcher Fahrlässigkeit im Innern des Hauses und des Herzens aussehen?

Eugen hatte nicht gehofft, ein sogenanntes Musterdörfchen Friedenheim oder Seligenthal zu finden, aber solches hatte er doch nicht erwartet. Um so erfreulicher war wiederum an manchen Häusern der behäbige Anblick.

Da wo der Bach eine rasche Biegung macht, auf einem versandeten Stückchen Wiese, war ein offener Herd für einen Kessel eingemauert, und nicht weit davon stand eine junge Linde von einem Gehege frischer Balken beschirmt. Eugen sah es als gutes Zeichen an, daß man hier noch eine Dorflinde für die Zukunft pflanzte.

An der Schmiede begegnete er dem gebrechlichen Bauern, den er beim steckengebliebenen Fuhrwerk kennen gelernt und den man den Mäuerleswerner

nannte, er trug eine schadhafte Pflugschar in die Schmiede. Eugen begleitete ihn. Sie trafen noch mehrere Männer in der Schmiede, die auf umherliegenden Pflügen und Karren saßen, und als der Mäuerleswerner sagte, das sei der neue Lehrer, zwinkerten Einige mit den Augen und pafften noch schneller aus ihren kurzen Pfeifen, Andere nickten nur kurz mit dem Kopf und nur ein Einziger hob die Mütze, verbesserte aber, sich umschauend, diese Höflichkeit schnell, indem er sich hinter dem Ohr kratzte. Eugen setzte sich zu den Versammelten.

„Ich bekomm' zu Michäli einen neuen Knecht," sagte ein hagerer Bauer und strich sich dabei das Kinn, „wenn mir der Bursch zu spät kommt, nehm' ich die Geißel von der Wand und hau' ihn durch, daß er meinen soll, sein letztes Brod sei gebacken."

„Und ich," sagte ein anderer Bauer von untersetzter Gestalt, vergnüglich schmunzelnd, „ich habe förnd (voriges Jahr) einen neuen Knecht bekommen; ist der Kerl so frech und kommt erst Nachts um achte statt Morgens früh, und ich muß tränken und füttern und misten. Ich sag' zu meinem Weib: laß mich nur machen, dem will ich's eintränken. Ich stell' ihm das kalte Essen von Mittag hin und sag: sä, das hat man dir aufgehoben, warum kommst so spät? Er frißt's nicht, hat aber doch gemerkt, wo der Gaul steht und der Zaum hängt. Ich geb' ihm am andern Morgen und am andern Mittag das nämliche Essen wieder und weiter nichts. Mit dem Kerl hat man von da an fahren können ungesalbet, er hat griffige Reden brauchen wollen, ich

hab' ihm aber heimgeigt und da ist er so geschmeidig und lind worden, wie wenn er Seife gefressen hätt'."

Alles lachte und der Mäuerleswerner sagte zu Eugen: „Die Schlingel sticheln auf Euch, gebet nur nicht luck" (weich).

„Dank' schön," erwiderte Eugen halblaut, „ich kann, wenn's nöthig ist, den Stiel umkehren und mit dem Peitschenstecken zuhauen. Es wird aber nicht nöthig sein."

Er sah in diesen Auslassungen nur eine rohe Art sich über einen eigentlich gerechten Unmuth Luft zu machen. Die Consistorialvorsehung hatte den Leuten ihren Lehrer geschickt und da sie sich deshalb gegen die Behörde nicht auslassen konnten, nahmen sie den Aufgedrungenen vor.

„Schmied," sagte jetzt der Untersetzte wieder, indem er seine linke Hand in den breiten Hosenträger steckte, mit der Rechten die silberbeschlagene Pfeife aus dem Mund nahm und weithin ausspuckte; „Schmied, du hast doch Pferdeverstand, rath' mir: auf dem letzten Hirlinger Markt bin ich im Handel gestanden um einen Droschkengaul aus der Stadt, er ist gar nicht übel, mißt gut sechzehn Faust, aber die Vorderbeine sind nichts nutz, die stellt er grad wie man die Finger hinlegt, wenn man schreiben will, und am Gaul kauft man die Füße, sagt man im Sprüchwort. Da sagt mir der Händler: der Gaul kriegt wieder gesunde Beine, wenn er vier Wochen auf weichem Boden beim Bauer geht. Sag', ist das möglich?"

„Gewiß," entgegnete schelmisch der Schmied, „auf dem Pflaster hält's nur einer aus, der leicht trabt und

so obenhin tänzelt; greift er ein, kriegt er Platthufe und die Sprunggelenke werden lahm und die kann er sich freilich beim Bauer wieder erholen."

Alles schaute mit zusammengezogener Nase auf Eugen, der nun ruhig aufstehend sagte:

„Er kann aber auch ausschlagen und die Hochnasigkeit bluten machen. Nicht wahr, ihr Männer, es ist immer so? Wer an Ehre und Ansehen zum Bettelmann geworden und unter des Herrn Fuchtel steht, der probirt's, ob er nicht Einen findet, gegen den er den Herrn spielen kann. Guten Abend beisammen." So schloß Eugen und verließ die Schmiede, gefolgt von den verdutzten Blicken der Bauern. „Der Rainbauer sieht aus wie ein Bub, dem die Hühner das Butterbrod gefressen haben."

„Der Lehrer ist mit Hinterstichen genäht."

„Dem geht's vom Maul weg wie abgehaspelt."

„Der hat dem Kalb in's Aug geschlagen," so sagten sie unter einander und machten sich davon.

Eugen ging nach dem Pfarrhaus. Unter dem Nußbaum im Garten vor dem Hause, stand ein rosagekleidetes Mädchen, mit blosen Armen, aber behandschuht, da sie die Nüsse auflas, die mehrere Knaben auf dem Baum mit Stöcken herabschlugen.

Als Eugen eben vorüberging, rief sie den Knaben zu:

„Nehmt euch in Acht, daß ihr keine nußschwarze Hände bekommt, sonst klopft euch der neue Lehrer auf die Pratzen."

„Der neue Lehrer bringt nicht gleich einen Sack

voll Schläge mit," rief Eugen über den Zaun in den Garten, überließ die Verblüfften ihrem Schreck und ging nach dem Haus. Er traf den Pfarrer nicht, die kleine behende Pfarrerin aber, die im Gemüsegarten arbeitete, geleitete ihn nach der Wohnstube und verstand es, ihn in gesprächsamer Weise festzuhalten. Sie fragte über allerlei Zustände und Personen in der Hauptstadt und wußte geschickt einzuflechten, daß ihr Vater Finanz-Ministerialbeamter sei, natürlich erfuhr man nicht, daß er nur Registrator war. Sie schien von den Auskünften Eugens wenig befriedigt; sie sprach nie von ihrem Mann, sondern sagte stets „der Herr Pfarrer" sei unwillig über das lange Ausbleiben Eugens und müsse solches an die obere Behörde berichten, wobei sie indeß tröstlich hinzufügte, daß solches wohl nichts zu bedeuten habe, da der „Herr Lehrer" in der Consistorial-Direktorin ja eine Gönnerin habe. Eugen erzählte, daß er durch eine Verwundung an der Hand beim Einfangen eines wilden Pferdes in Röthhausen aufgehalten worden sei und schnitt alle weiteren Fragen ab, indem er um Angabe des besten Wirthshauses im Dorf bat. Die Frau Pfarrerin ließ den Engel, die Sonne und das Waldhorn die Musterung passiren, wobei Eugen erfuhr, wie oft man von dort und da zur Communion kam. Die Sonnenwirthin wurde am meisten gelobt, über ihn gab's nur Achselzucken und Eugen ging sich höflich verabschiedend nach der Sonne. Seine letzte Verbeugung hatte ihm, ohne daß er es wußte, das Wohlwollen der Pfarrerin gewonnen: das war doch wieder einmal eine hauptstädtische Art, so etwas lernen die Menschen auf

dem Lande nie, dachte sie, ihm von dem erhöhten Tritt am Fenster, in dem dort angebrachten Straßenspiegel nachschauend.

In Nachdenken verloren ging Eugen ohne aufzuschauen dahin. Die Uebernahme all der persönlichen Beziehungen eines fremden Menschen trat plötzlich mit all der verwirrenden Lästigkeit vor sein Bewußtsein. In wie unzählige schiefe Lagen konnte er durch ein Verhältniß kommen, das mit der eigentlichen Bedeutung seines Berufes gar nichts zu thun hatte.

„Bon soir“ redete ihn jetzt ein Mann mit trotzigem Gesicht und wildem Bart an, „willkommen! Ich bin dein Vorgänger, Lehrer Kaidl von hier!“

Eugen faßte nur zögernd die dargereichte Hand des Mannes, der ohne ein anderes Zeichen der Begrüßung barhaupt und hemdermelig die Cigarre im Munde behielt und fortrauchte. Minder diese Unhöflichkeit, als der daraus entstehende Ton der Sprechstimme, der etwas gedämpftes, wie die Stopftöne eines Fagotts bekam, war Eugen zuwider, wenn gleich auch ihm als an gehaltene Formen Gewöhnten, der Mangel derselben auffiel.

Die ganze Erscheinung Kaidls machte einen gemischten Eindruck. Diese kräftige Gestalt, wie für den Harnisch geboren, dieses runde, wie in steter Aufregung geröthete Antlitz mit den vollen Wangen, den blauen blutdurchlaufenen Augen, das graue, in wilden Flocken aufstarrende Haar, Alles das zeigte einen Menschen, der immer gehetzt und angriffslustig zugleich war.

„Kommst spät, aber noch immer zeitig genug, die

jungen Hunde auf Suchverloren! einzupauken. Suchverloren! ruft jetzt zum Aschermittwoch die Geschichte dem ganzen deutschen Volk zu," sagte Kaidl.

Das Du und die ganze Redeweise Kaidl's verblüffte Eugen, der aber schnell erwiderte, er habe eine schlimme Hand, wegen deren er unterwegs bleiben mußte. Kaidl wollte nun Eugen mit „in den Bierhimmel" nach dem Wirthshaus zum Engel nehmen, wo einige seiner Mitauswandernden auch hinkämen, Eugen sagte, er müsse nach der Sonne und Kaidl versprach, ihn bald aufzusuchen.

Glücklicherweise fand jetzt Eugen in seinem Gedächtniß nachstöbernd, daß Kaidl auf die Bedingung hin begnadigt war, daß er nach Amerika auswandere. Er hatte nicht gewußt, daß er ihn noch in Erlenmoos treffen würde.

Fünftes Kapitel.

Von dem rundlichen hemdermeligen Sonnenwirth, der die eigenthümlich aufgestülpte grünsammtne Mütze der Braumeister trug, wurde Eugen freundlich bewillkommt. Es war hier fast wie in Röthhausen; selbst die Art, wie sich der Wirth breitspurig, die Hände in die Seite gestemmt, hinstellte, und in gelegentlicher Rede seinen Gast von Kopf bis Fuß musterte, hatte etwas unbefangen Offenes und Treuherziges. Ein mehrmaliges Nicken mit dem Kopf schien zu sagen, daß er mit der Erscheinung des neuen Lehrers nicht unzufrieden sei.

Er holte dann schnell eine Flasche Rießling mit zwei Gläsern, schenkte ein, stieß mit Eugen „auf Wohlsein" an und setzte sich neben ihn, indem er bemerkte:

„Der Wein kostet Euch nichts, den geb' ich Euch zum Einstand."

„Danke schön," erwiderte Eugen, dem diese unbefangene Art, die Gastlichkeit zu bekennen, wohlthat und der sie eben so unbefangen aufnehmen wollte; der Sonnenwirth mochte wohl Ablehnen und Nöthigenlassen erwartet haben, denn er bewegte mehrmals die festgeschlossenen Lippen und sagte endlich:

„Es ist von meinem besten sechs und vierziger. Es hat mich immer gottsträflich geschnellt, wenn die Preußen, die bei uns gelegen sind, den Wein nicht anders als mit Zucker getrunken haben."

„Die Preußen haben eben unsern Landwein und den Charakter unseres Landvolkes, eines so wenig wie das andere, verstanden. Sie sind an Schnaps und Zuckerbäckerwaaren gewöhnt und haben den natürlichen Wein auch in Zuckerbäckerwaare verwandelt."

„Manierliche Leute sind's doch, wenn sie einmal wissen, daß nicht Jeder zum Lumpenpack gehört," entgegnete der Wirth, der auch verschiedene Sorten von Meinungen ausschenkte.

Ein Handwerksbursche kam mit seinem Ränzchen; der Wirth eilte ihm schnell entgegen und setzte ihn an einen andern Tisch, wo eine alte bucklige Frau Kornsäcke nähte.

Die Stube war äußerst geräumig, acht Tische standen an den Seiten und ein runder um die Säule, die

den Durchzugsbalken in der Mitte stützte. Eugen saß just unter dem Bild des Landesfürsten und der Fürstin an dem Ecktisch, über welchem in laternenähnlichen Kästchen die bänderverzierten Innungszeichen verschiedener Gewerke hingen.

Jetzt wurde auf dem Tisch in der Nähe des großen Kachelofens ein Tuch ausgebreitet und zwei Schüsseln gestellt und bald darauf kam das Hausgesinde und die Schnitter, aus elf Personen bestehend. Voraus ging der Geißelmaier (Oberknecht) mit dem großen rothen Wolfshund, ihm folgten die andern Dienstleute, Männer und Frauen verschiedenen Alters. Der Geißelmaier wischte sich mit dem rothen Sacktuch den Schweiß von der Stirn, dann preßte er das Tuch in die gefalteten Hände und betete vor mit lauter Stimme, die Männer begleiteten seine Worte leise murmelnd, die Frauen mit hellerem Ton, Jedes hielt sich im natürlichen Klang seiner Stimme und doch tönte es in einander wie Zusammenklingen von gestimmten Glocken. Der Geißelmaier setzt sich an das obere Ende des Tisches, da wo in der Bretterwand in einem Riemen Löffel und Gabel steckt, er holt das Messer aus der Tasche, schneidet Brod, giebt den Laib weiter und Jeder thut desgleichen. Jetzt holt sich der Geißelmaier bedächtig einen Löffel voll aus der Schüssel und auf dieses Zeichen beginnen Alle. Es ging schweigsam bei Tisch her, nur ein dickes Mädchen mit heller Gesichtsfarbe, das am andern Ende des Tisches dem Geißelmaier gegenüber saß, schien manchmal Scherze zu erregen. Der Wolfshund wandelte zwischen dem Mädchen und dem Geißelmaier hin und her.

Wird eine neue Weltanschauung diese harten Stimmen so schön binden und schmeidigen können, wie hier zum Gebet? Wie wird das freie Selbstbewußtsein die schwieligen Hände in einander falten und das eigene Sein in Frohmuth fassen lehren? Oder soll der Genuß der Speise, diese frohe Lebenserneuerung, einst aller Weihe bar sein? . . . In solchen Gedanken schaute Eugen hinüber nach dem Gesindetisch und war fast erschreckt, da sich jetzt alle Blicke nach ihm wendeten, als fühlten sie, wie er mit seinem Denken den Urgrund ihrer Seele aufwühlte, um ihn neu zu bilden.

Die vollwangige Magd hatte ein neues Gericht aus der Küche geholt und als sie es auf den Tisch stellte, dabei die Nachricht gegeben: „Dort drüben am Gewerkstisch sitzt der neue Lehrer.“

Als jetzt der Geißelmaier die Gabel vor dem offenen Mund haltend starr und lange nach Eugen herüber schaute, war es diesem als habe er die Gestalt schon einmal gesehen: diese trägen dicken Lippen, diese schwammigen Züge, die lustigen Augen, die wie in weiten Säcken lagen und doch blinzelten, diese flache Stirne mit dem kleinen Schädel, die ganze fette Gestalt war ihm so bekannt, die Aehnlichkeit ist so täuschend, aber wie ist das möglich? Und doch, ist dein jetziges Sein minder wunderbar?

„Bürger Sami! Einen Schoppen,“ rief der eintretende Kaidl dem Sonnenwirth und fuhr fort: „Ein glücklicher Tag! heute steht in der Zeitung, daß der entflohene Graf Falkenberg in Havre angekommen ist. Nun muß ich fort, ich ziehe mit ihm nach Amerika.“

„Sie kennen ihn wohl genau?“ fragte Eugen.

„Mein bester Freund. Etwas Schwärmer, aber kreuzbrav, der einzige Adelige, den ich nicht hätte hängen lassen, wenn man mir gefolgt und wir im Blut gestanden hätten bis an die Zäume der Pferde.“

Er wollte eben noch viel von dem Grafen Falkenberg erzählen, der als Stabsoffizier bei dem Freiheitsheer gedient habe, seine Rede wurde aber dadurch unterbrochen, daß der Geißelmaier aufstand und von einem Andern das Nachgebet sprechen ließ, wobei sich Alles in der Stube still verhalten mußte.

Zum Wirth gewendet und doch dabei Eugen scharf betrachtend, sprach der Geißelmaier von einem Pferd, das er leihen müsse, um die Frachtfuhre, die heut Nacht ankomme, weiter zu befördern; fast rückwärts gehend verließ er das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

„Da wo du sitzest, stand die Rednerbühne. Hier hatten wir unsern Volksverein, über dreihundert Mitglieder stark, ich war Obmann. Meine Alsfelder Holzbauern waren die äußerste Linke. Das waren Zeiten! Sie kommen nie wieder.“

Mit diesen Worten hatte sich Kaidl zu Eugen gesetzt. Als dieser schwieg, fuhr er fort: „Ich bin froh, daß ich fortkomme. Wir alten Demokraten sind nutzlos verschossener Flintenspieß. Es ist ein alter Aber-

glaube, daß die Kugeln das nächste Mal gut treffen, wenn man sie sammelt; nein, sie sind zerdrückt und passen nicht mehr in den Gewehrlauf der Zukunft. Die Welt braucht nicht nur frisch Pulver, auch frisch Blei. Pfui! ich gehe ... Ich passe schon lange nicht daher; mit Felsblöcken kann man nicht Straßen pflastern, man muß sie zerschellen und da verdienen dann die Angestellten, die Straßenknechte, auch etwas."

Eugen konnte nicht anders glauben, als Kaidl müsse schon vom Wein erregt sein, aber die ruhige, behaglich schmeckende Art, wie er nachgoß, widersprach dieser Vermuthung. Die Stube füllte sich nach und nach ganz von ankommenden Bauern. Das mußte jetzt zur Erntezeit auffallend erscheinen und die Art, wie sie Kaidl mit Kopfnicken und Augenwinken willkommen hieß, mochte ahnen lassen, daß sie auf Commando bestellt waren. Die Wendung, die Kaidl alsbald dem Gespräch gab, ließ den Zweck errathen.

„Recht so," sagte er, „daß du in der Schmiede dem hungerleiderischen Betbruder, dem Rainbauer, eins in's Gefräß gegeben."

„Ich bin bereit," erwiderte Eugen, „Jedem zu Wohlgefallen zu leben, der mir ein Gleiches thut."

Die Bauern nickten einander zu und murmelten unter einander, bis einige riefen: „Still, horchet, jetzt nimmt er ihn am Grips," denn Kaidl fragte:

„Wie willst du die Kinder erziehen?"

„Wie meinst du?"

„Willst du die Kinder fromm, gesetzlich machen?"

„Wer hat dich zu meinem Prüfungscommissär

bestellt? Soll ich hier vor einem Geschwornengericht stehen? Wie nun, wenn ich dir nicht antworte?"

„Dann weiß ich schon, wer du bist."

„Ich aber antworte dir, nicht aus Furcht oder Einschüchterung, sondern aus Achtung vor diesen Männern hier, die mir ihr Bestes anvertrauen. Sie dürfen ihren Lehrer nicht frei wählen, ich aber unterwerfe mich einer freien Verständigung mit ihnen. So sage ich: ja, ich will die Kinder fromm und gesetzlich machen."

Allgemeines Trommeln, Pfeifen, Schreien und Gröhlen, das eine Uebung der Anwesenden in der freien Kunst der Katzenmusik bekundete, erfüllte die Stube. Der Fragsamenhändler schlich während dessen still herein und setzte sich in den Schatten an der Ofenbank.

Es wollte Eugen nicht gelingen zu Wort zu kommen, bis er den alten Pfiff fand und schrie, er wolle eine Geschichte erzählen; man rief jetzt „die Geschichte, die Geschichte," und die das riefen, wurden wieder von Anderen bedeutet, sie sollten doch still sein, und die da Stille geboten, wurden wieder von Anderen zurechtgewiesen, daß sie ja dadurch noch größeren Lärm machten.

Endlich schlug Kaidl auf den Tisch und gebot Ruhe. Alles setzte sich wieder. Da begann Eugen: „Ihr müßt mir's aber nicht übel aufnehmen, und merkt euch wohl: nur wer nicht hören mag, wie ich erklären will, was ich meine, nur wer das nicht hören mag, auf den paßt die Geschichte."

„Aufgespielt! Musik! Es ist genug gekratzt!" erscholl es wieder aus den Versammelten und Eugen erzählte:

„Zu einem Mann, der auf einsamem Gehöft wohnte, kam ein Gast und blieb bei ihm bis tief in die Nacht. Als er endlich fortgeht, spricht der Gastfreund: ich will dich über meinen Hof geleiten, meine Hunde sind von der Kette und könnten dich zerreißen; der Gast aber sagt: ich weiß einen Spruch, der sie bannt. Er geht allein. Nach einer Weile hört der Gastfreund Jammergeschrei, er eilt hinaus und der Fremde ist fast zerfleischt. Warum hast du denn deinen Spruch nicht angewendet? fragt er. O! klagt der Fremde, das nützt hier nichts, diese losgelassenen Kerle lassen ja Einen nicht zu Wort kommen."

Wie wildes Sturmesbrausen wogte es auf Eugen heran, Fäuste drohten ihn niederzuschmettern und eine Flasche flog über seinem Kopf weg und prallte klirrend von der Wand zurück. Der Sonnenwirth aber deckte seinen Gast wie ein Schild und drohte Jedem die Knochen zu zerbrechen, der nicht Ruhe gebe; auch der Geißelmaier stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen neben Eugen. Sei es, daß Kaidl sich des derben Trumpfes erfreute, den er den Bauern doch gönnte, oder daß er es nicht so weit führen und einen Amtsbruder vor rohen Fäusten schützen wollte, er faßte die Hand Eugens und sagte lächelnd:

„Du schlägst aus, wenn man dir nach dem Riemenzeug sieht, du hast mehr Muth, als sonst die Pietisten."

„Ich bin kein Pietist," rief Eugen. Es trat Stille ein und er setzte hinzu: „Nur wer mich nicht hören wollte, auf den paßt die Geschichte, ihr aber hört mich und so erkläre ich euch: unter fromm sein verstehe ich,

daß Jeder etwas Höheres verehren muß, stehe das nun im Katechismus oder anderswo. Wer nichts Höheres mehr in sich erkennt und verehrt, der soll sich zu seinem Ochsen an den Pflug spannen, ihn nicht leiten wollen. Jeder Mensch, wer es auch sei, es ist keiner zu gering, hat Augenblicke, ja Stunden, in denen die Heiligkeit und Majestät in ihm aufleuchtet, und es giebt Menschen, die diese erhabene Stimmung über ihr ganzes Leben ausbreiteten. Die Hoheit in uns und außer uns verehren, das nenne ich fromm sein. Sage mir, was du achtest, und ich sage dir, was du zum Theil bist und ganz sein möchtest. Gesetzlich, gehorsam muß der Mensch von Jugend auf gemacht werden, damit er einst sich selbst gehorchen lerne und den Staatsgesetzen, die er selbst geben wird. Habt ihr schon gesehen, wie man Steinhämmer schmiedet?"

„Nein."

„Und wir brauchen's auch nicht."

„Dummes Geschwätz da."

„Da wird man überhirnig."

„Stille! Ruhe!" so rief es von allen Seiten und Eugen fuhr fort:

„Der gemeinste Hammer, den man zum Steinklopfen braucht, muß aber und abermals geglüht und geschmiedet werden und wie er durchleuchtet ist, sieht er schöner aus, als alles Edelgeschmeide der Welt und gleicht dem Morgenroth am Himmel. So muß auch das jugendliche Menschenherz in einer Gluth durchleuchtet werden, die nichts an Pracht überstrahlt und dann gehärtet werden, daß es fest und tapfer sei. Es

ist leicht gesagt: die Welt muß besser werden. Das ist gewiß. Vor Allem aber müssen auch wir, wir Alle besser werden. Es muß eine Erziehung geben, die gewaltsame Revolutionen unnöthig macht, die keine Gefängnisse und Zuchthäuser mehr kennt, wo es keine Gesetze von außen mehr giebt, wo Jeder nicht anders kann, als das Gesetz aus sich finden, wo Jeder ihm nachleben muß, so nothwendig, als er athmet."

Ein seltsames Hin= und Herwenden der Köpfe unter den Versammelten ward bemerklich, jäh und heiß überkam es Eugen, wie die reinsten Worte von Rednerbühnen und Kanzeln schon so abgenutzt und mißbraucht sind, daß man keiner gewissen Bedeutung mehr sicher ist; auch die Zuhörer hier konnten unter seinen Worten Anderes verstehen, als er wollte. Er setzte daher athemholend hinzu:

„Ich verspreche euch heute — ihr Alle sollt Zeuge sein — wenn ihr in einem Jahr mit mir unzufrieden seid, der Wahrheit nach, so will ich ohne Widerrede die Stelle verlassen. Darauf gebe ich mein Manneswort."

Eugen fühlte mit Unbehagen, daß er seine tieferen Gedanken hier nicht herausschöpfen konnte; er konnte den reinen Begriff der Obrigkeit gegenüber dem gewohnten Beamtenthum hier nicht zur Anschaulichkeit bringen, er war daher froh, die letzte Wendung zu finden, die ihn mindestens äußerlich in ein klares und offenes Verhältniß zu dem Dorfe setzte. Noch wollten Einige rumoren, aber Eugen hatte bereits einen Anhang gewonnen und die Widerspenstigen wurden still, als Kaidl mit Eugen anstoßend sagte:

„Hab' dir Unrecht gethan, verzeih' mir. Du erkennst die Schule als Gemeindeanstalt. Die Jammerzunft der provisorischen Kameeltreiber in Frankfurt, die mit dem Flederwisch den Stall ausfegen wollten und dem Volke Kinnketten anlegten, die haben Alles verfumfeit. Es wird nicht besser in Deutschland, bis einmal die Zeit kommt, wo die Spatzen in der Ernt' verhungern. Denkt an meine Prophezeihung. Dann wird die Rache mit gewaffneter Faust anklopfen an die Burgen und mit Pechkränzen hineinleuchten, und blutlechzende Lippen werden aufschreien und nicht die Schreienden, sondern die Hörenden werden von den Worten Halsweh bekommen; die ganze Menagerie der Knasterbärte wird in die Luft gesprengt."

Eugen war eben daran, diesem Toben eine ruhige Erörterung entgegenzusetzen, als ihn der Geißelmaier plötzlich am Rock zupfte, mit dem Bedeuten, es sei Jemand draußen, der ihn sprechen wolle. Eugen folgte. Draußen in der sternglitzernden Nacht sagte der Geißelmaier:

„Es ist Niemand da, ich bin's; ich hab Euch nur warnen wollen, nichts weiter zu reden. Laßt den Kaidl machen, der geht fort, aber der Fragsamenhändler sitzt drin auf der Ofenbank, der treibt vielleicht noch ein Nebengeschäft. Der Kaidl ist gut Freund mit dem Fragsamenhändler, weil er ein Demokrat gewesen; aber wer weiß, was er jetzt ist. Gut Nacht!"

„Warum habt Ihr mich heut so angesehen? Kennt Ihr mich?"

„Morgen, es hat Zeit, jetzt muß ich schlafen," schloß der Geißelmaier und ging davon.

Erstaunt über den seltsamen Freund, ging Eugen nach der Stube zurück. Vor der Thür hörte er noch drin über sich sprechen, die Einen lobten, die Andern schalten ihn.

Kaidl war heut Abend wieder im Zug, er schien sich in der Bewunderung seiner Kneipgenossen zu gefallen und zu genügen, und Eugen bedauerte bei manchen treffenden Bemerkungen, daß sich eine tüchtige Kraft zu ungeheuerlichem Titanenthum aufschraubte; die Art jedoch, wie Kaidl auf das deutsche Volk „die hartmäulige Schindmähre" schimpfte, war Eugen im tiefsten zuwider, er hielt jedoch der Warnung eingedenk an sich und entgegnete nur:

„Es ist ein wohlfeiler Bubentrumpf, auf unser Vaterland zu schimpfen. Wahr ist's, wir sind jetzt ehrlos vor uns und vor der ganzen Welt; aber jetzt ist nicht immer, und die verlorene Ehre kann doppelt wieder erobert werden. Ich will euch wiederum eine Geschichte erzählen."

„Noch eine."

„Wieder eine Hundegeschichte?"

„Wir haben genug," lärmte es von allen Seiten.

„Eine ganz friedliche," beschwichtigte Eugen, „Ihr kennt die Geschichte von jenem Mann, der ausging um das Gruseln zu lernen, ihn schauderte erst, als man todte Fische in frischem Wasser über ihn schüttete. So ging wieder ein Mann durch das Vaterland voll Vertrauen auf sein Volk und wollte das Fürchten lernen. Er kam zu einem Stamme, der war gebunden und geknechtet und knirschte in sich hinein und er

sagte: es gruselt mir nicht, diese werden sich retten. Er kam zu einem andern und da fand er einen unbegreiflichen Stolz mitten in aller Schmach und er sagte: es gruselt mir nicht, diese werden zur Erkenntniß kommen. Und er kam wieder zu einem, der war stumm und verzweifelte, und er sagte: es gruselt mir nicht, auch aus der Verzweiflung kann noch Rettung kommen. Endlich kam er zu einem Stamme, der verhöhnte und verspottete sich selbst und seine Zukunft, da rief er: es gruselt mir, diese sind verloren."

Diese Erzählung brachte eine friedsame Stimmung über die Versammelten und Viele setzten sich näher zu Eugen und thaten zutraulich mit ihm. Als endlich Kaidl mit Allen davonging, war es Eugen, als ob das wilde Heer vorüber gebraust wäre.

„Trinkt Kaidl viel?" fragte Eugen den zu Bett leuchtenden Sonnenwirth.

„Nicht viel, aber oft," lautete die Antwort.

„Ich habe Euch noch nicht gedankt, Sonnenwirth. Hab ich's recht gemacht mit den Leuten?" fragte Eugen.

„Wäre nicht nöthig gewesen, ihnen den Finger in's Maul zu stecken, die beißen drauf."

„Ich meine im Gegentheil, ich habe gebissen, da sie mir auf den Zahn fühlen wollten."

„Ist auch wahr, aber Ihr seid doch noch zu unerfahren und zu gut; der größt' Theil von denen die da gewesen, sind Amerikaner, die geht's von Haut und Haar nichts an, was Ihr hier machet. Nun gut Nacht. Lasset Euch was Gutes träumen."

Siebentes Kapitel.

Ja, wenn man nur immer bestellen könnte, welche Gebilde uns im Traum erscheinen sollen.

Das dachte Eugen, als er jetzt unruhvoll die Thür verriegelte; kaum aber hatte er sich niedergelegt, als er wieder aufsprang und den Riegel zurückschob. Eugen hatte die Eigenheit, selbst in der Fremde nicht bei verschlossener Thür schlafen zu können, diese Abgeschlossenheit beklemmte ihn; das hatte ihn ja auch die ersten Nächte der Gefangenschaft mit doppelter Qual erfüllt, so daß er sich wie lebendig eingesargt vorkam.

Menschen von der Doppelnatur des unmittelbaren Fühlens im dunklen Drange des Affekts und die wieder im Stande sind, die unwillkürlich entstandene Empfindung in das Licht des Bewußtseins zu stellen, solche Naturen bleiben sich selbst lange ein Räthsel und sind es den Anderen fast immer, weil sie die Gegensätze solchen Lebens nicht vereinbaren können. Wer zur Erforschung der menschlichen Natur überhaupt, wie seiner besondern, seinen eigenen unwillkürlichen Athmungsprozeß beobachtet, der glaubt es leicht, sich und Anderen, daß während des bewußten Beobachtens eben dadurch sich jener natürliche Rhythmus des Athmens verändere, bis er es durch Uebung und Gewohnheit dahin bringt, die Thätigkeit des reinen Seins und des beherrschenden Beobachtens parallel gleichzeitig festzuhalten. Bei den meisten Menschen durchschneiden und verwirren sich die Linien beider.

Rücksichtslos hingegeben an die Welt und ihre Begegnisse konnte sich Eugen doch rasch wieder auf einen freien Punkt außer und über ihr oder vielmehr in sich sammeln. Hinwegschauend über Alles fragte er sich darum im Tiefsten: Kannst du, mit der Ueberzeugung, daß das Beste nicht zu lehren, sondern nur aus sich selbst zu schöpfen ist, kannst du Lehrer sein? Die Anderen haben's leicht, sie haben ein festes Wissen weiterzugeben. Und doch, der letzte und einzige Zweck ist Erziehung, ein Handführen der unsteten Kraft, ein Handreichen den unbehülflichen Gedanken, ein Leiten des in sich gehaltenen Ganges. Gut Nacht," schloß er laut sich selbst zurufend . . .

Wer die Möglichkeit und Folgerichtigkeit dieses an ihn selbst gerichteten Rufes versteht, der versteht den Charakter Eugens.

Im Halbschlaf gedachte jetzt Eugen des Mannes, von dem der weise Spruch: „Es giebt kein Gestern" stammt. Der Geißelmaier im Hause hatte durch sein ganzes Wesen heute wieder an ihn erinnert. Der zwölfsemestrige Studiosus Motz, genannt Knochen, hatte eine Scheu vor jeglichem Staatsexamen, die fast seiner Liebe zum bairischen Bier gleichkam; endlich, da kein Geld mehr vom Vater einlief, gelangte das alte Haus zu der Ueberzeugung, daß man diesem nichtsnutzigen Staat überhaupt nicht dienen dürfe, und er ging zum Landtag, aber er thronte über ihm als stenographischer Berichterstatter für die radicale Zeitung. Die Parteimänner gründeten ein besonderes Landtagsblatt und da sie selbst viel zu erhaben waren, ihre europäischen

Reden, die sie indeß nachträglich aufputzten, durch den Druck zu verkünden, ward der fette Motz zum Strohmann, d. h. zum Redakteur ersehen. Der Regierung aufbrummen, ohne daß sie die Freiheit der Kammerdebatte antasten durfte, das war für Motz ein Gaudium. Auch auf patriotische Reisen wurde Motz geschickt, um Stimmen zu werben für eine Ersatzwahl. Im Land herumfuhrwerken, in den Wirthshäusern predigen, das war ein Leben für ihn. Wenn ihn bisweilen Schmeichler gemahnten, selber Abgeordneter zu werden, lehnte er's bescheiden ab; denn Motz hatte wohl zu achtende Grundsätze, er war Republikaner und wollte nicht der Verfassung schwören. Uebrigens vollzog er unbedingt, was das Parteioberhaupt ihm befahl. Solch ein Landtag dauert aber nicht ewig und Motz übernahm die Stelle eines Correctors und Expedienten bei einem mehr als gemäßigten Blatte, und hier war's, wo ihn Eugen kennen lernte. Gegen vier Uhr Nachmittags kam Motz mit dem noch nassen Blatt in die gewohnte Bierstube und that sehr weise als wohlunterrichtete Quelle und er behauptete seine Stellung bis Mitternacht vorüber und das auf morgen vorgedruckte Zukunftsblatt sein berechtigtes Datum hatte. Natürlich, daß ein so wohlgeschulter Mann eine Rolle in der Revolution spielte und als Civilcommissär mit rother Schärpe regierte.

Ist's Wachen oder Träumen? Können innere Gesichte so lebendig werden? Da sitzt beim Umwenden der lustige Kamerad und — „Graf Falkenberg“ haucht er Eugen in's Ohr.

„Alter Knochen," rief er sich die Augen reibend, „bist du's wirklich?" Eine breite rauhe Hand verdeckte ihm den Mund.

Achtes Kapitel.

Die vom Mond hell beschienene Gestalt begann jetzt mit gedämpfter Stimme:

„Laß uns leise thun, der Fragsamenhändler schnarcht im Nebenzimmer und ich glaub', der Kerl kann Schnarchen heucheln. Ich glaub' dem Kaidl nicht, ich will mein Lebtag meine Kehle trocken halten wie eine Scheune, wenn dem Kerl zu trauen ist."

„Ich kann's noch immer nicht fassen, bist du der alte Knochen und du Geißelmaier hier im Hause?"

„Ja, und daß du's weißt, ich heiße Bartelmä Knochenhauer, schlechtweg Bartelmä und bin von Windenreuthe gebürtig. Wenn's Gelegenheit giebt, spielen wir unsern Tarok aus, in dem wir auf dem Vorposten unterbrochen worden sind. Ich habe gerade die beste Karte, zehn Tarok und du hast alle Farben wie ein Stieglitz, und hättest du nicht im vorigen Spiel renonce gemacht, ich hätt' dir und dem Mäuslebeiß, dem Knöpfleschwab, ein schwer Stück Geld abgewonnen."

„Ja, Lieber, das ist jetzt unsere ganze Welt: während die Karten neu gemischelt werden, über das abgethane Spiel hin und herreden. Du bist ein Philosoph und ich hab' in diesen Tagen viel an dich gedacht."

„Weißt du nichts vom Mäuslebeiß?"

„Er sitzt im Pensylvanium. Erzähle mir von dir. Wo warst du? wie kommst du hieher?“

„Bin in der Schweiz gewesen in einer Haarölfabrik.“

„Du, der Feind aller Parfümerien?“

„Bin als höchst gefährlich und weil man den Menschen demokratisches Oel in den Kopf schmiere, ausgewiesen worden. Du kannst dir nicht denken, was das für ein Kummerleben ist als Flüchtling; heute vor die Polizei citirt, morgen internirt, übermorgen escortirt und dann wieder anderswohin spedirt und jeder Ganshirt am Weg und jeder Hudelbub sieht Einen drauf an, daß er ein großer Mann ist und Einen ernährt. Und wenn man zu den Kameraden kommt, da möcht' man blutige Thränen weinen; da sitzen die prächtigsten Menschen, an denen der Herrgott selber seine Freude haben müßte; da sitzen sie und lassen die Köpfe hängen und können nichts als fluchen und die Zähne auf einander knirschen, nirgends daheim, zusehends absterben, von brennendem Grimmzorn verzehrt, weil die Freunde im Vaterland nicht losschlagen, daß man den großen Kehraus tanzen und wieder heimkehren kann, und dann wieder dumme Hoffnungen, und dann wieder die Lust, sich selbst zu Grund zu richten. Von allen gemüthlichen deutschen Dummheiten ist das Heimweh die dümmste. Ich muß mir das Alles aus dem Sinn schlagen, wenn ich nur eine Minute vergnügt sein soll. Ich hab' nicht gewußt, was ich thu', ich hab' mich unterschrieben, ich will mich nach Amerika bringen lassen. Ein Landjäger hat mir das Geleit gegeben und ich habe es

deutlich an mir dargestellt, daß der Freiheitsmann vor der Regierung immer um drei Schritte vorausgehen muß. Im Lande der grande nation bin ich zum Erstenmal in Ketten gelegt worden, der König Gaminus, den sie gewählt haben, hat so befohlen. Es war am Sonntagsmorgen, die Glocken haben geläutet und ich habe mit meinen Ketten den Takt dazu geschlagen. In der Nacht drauf bin ich entsprungen. Wohin? in das große Gefängniß, in's Vaterland zurück; ich habe meine Strafe antreten wollen, aber vorher hätte ich noch gern einen Mord auf mich geladen, damit sie mich umbringen. Ich hab' mich durchgeschlichen bis nach Röthhausen zum Lehnert, dem habe ich von seinem Bruder Nachricht gebracht und da hat mir die Baronin Hunold, die ich von früherher kenne, Bauernkleider und einen Heimathschein verschafft, auf den bin ich hier, kennt mich Niemand als der Kaidl, kennt er dich auch?"

„Nein, hast ja selber beim Nachgebet gehört, wie er sagte, er sei mein bester Freund und wolle mit mir in Havre auf's Schiff gehen."

„Gut. Also du bist der Lehrer —"

„Ja, aber erzähle zuerst wie du lebst."

„Hab' seit Ostern nichts Gedrucktes gesehen, weiß gar nicht mehr ob ich lesen kann, brauch's nicht wissen. Hast recht mit dem Kartenspiel: der Nuss hat die Haupttrümpfe in der Hand und spielt bald den Schellenkönig bald den Herzbub aus. Geht mich Alles nichts mehr an. Früher hab' ich gesagt: es giebt kein Gestern, jetzt hab' ich einen noch bessern Spruch: es

giebt kein Morgen. So provisorisch, auf der Wurfschaufel leben, ist doch was Prächtiges; man lebt wie ein Wilder, fragt nicht wohinaus und macht keine Plane. Guter Eugen, ja, wie heißt du denn eigentlich?"

„Ich habe wieder denselben Vornamen, du thust mir eine Liebe, nenne mich, wenn wir allein sind, bei meinem Vornamen, aber erzähle mir: wie findest du dich denn in dein verändertes Sein?"

„Ich? Ich kann alle Strapazen entbehren, Hunger und Durst, nur den Schlaf nicht; meine acht Stunden Schlaf muß ich haben wie ein Angestellter. Kannst dir's hoch anrechnen, daß ich für dich jetzt den Schlaf breche." Er faßte die Hand Eugens, führte sie über die innere Fläche seiner eigenen und fuhr fort: „Spürst das Sohlleder? Thut nichts mehr weh, es giebt jetzt keine Blasen mehr. Fuhrwerken war mein Lebtag mein Gaudium, ich hab' vier Gäul' und fahr' jede Woch' zweimal den Frachtwagen. Der Mensch ist innen hohl, aber es ist eins, was man 'nein thut, wenn's nur die gehörige Fracht ist; Essen und Trinken schmeckt mir jetzt besser als in Olims Zeiten. Die Fenster vor den Augen, meine Brille, die zu entbehren, hat mir am wehesten gethan, ich bin in der ersten Zeit wie taumelig herumgelaufen, weil ich sie nicht mehr auf der Nas' gehabt hab."

„Und den Feldbau verstehst du?"

„Bin ja eines Bauern Sohn. Mein Vater hat ja als Schafkipperer all sein Vermögen verloren. Was red' ich aber so lang von mir? Wie kommst denn du zu deinem Amt?"

Eugen erzählte seinen Tausch mit dem Lehrer. Plötzlich regte sich etwas im Nebenzimmer und Bartelmä verdeckte wieder schnell mit der Hand den Mund Eugens und noch leiser als sonst sagte er:

„Wenn ich merke, daß der Kerl etwas erhorcht hat, dreh' ich ihm den Kragen 'rum."

Geraume Weile saßen die Beiden still und Eugen hielt die rauhe Hand des Gefährten, der ihm so wunderbar plötzlich geschenkt war.

„Du bist für mich ein doppeltes Glück," sagte er endlich, „Bauernknecht werden, das ist noch mehr als ich thue."

„Nein Bruder, nein, ich hab's leichter als du, hab' mit Niemand zu thun als mit meinem Kaffer. Ich hab' gemeint, unser Herrgott braucht mich, ich muß ihm regieren helfen; er hat mich summa cum laude durch's Examen und durch die Revolutionspraxis fallen lassen. Thut nichts, jetzt bin ich ein Cincinnatus."

„Mir thut es wohl, da ich mit dir von mir selber reden kann, als wäre ich jetzt erst aus dem Gefängniß gekommen. Ist dir der fremde Name nicht auch ein Gefängniß?"

„Spüre nichts davon."

„Mir ist er wie eine innere Gefangenschaft, das Bewußtsein ist der Kerkermeister eines Eingesperrten; mit dir kann ich meinen wirklichen Menschen doch manchmal frei herauslassen und frei athmen. Und jetzt in diesem Augenblick kommt mir unser Leben vor wie Nachtwandlerei, wir wandeln auf gefährlicher Höhe und stürzen in den Abgrund, wenn man uns bei Namen ruft."

„Wer sich fürcht't, den fangt die Patrouille, sagen die Sachsenhäuser, und wer in's Feuer bläst, dem fliegen die Funken in die Augen, das sag' Ich. Darfst mich nicht zu viel kennen, wär' nicht gut für uns Beide. Wenn du überflüssig Blech hast, kannst mir's geben, daß dir's die Mäus' nicht fressen."

„Hab' leider selber nichts," erwiderte Eugen mit den Zähnen die Lippen schärfend, als wollte das Wort nicht heraus und ein Mißbehagen, fast wie ein Gefühl körperlicher Schwäche, überkam ihn; er krampfte die Fäuste auf und zu. Zum Erstenmal erfuhr er, was es heißt, eine bedürftig ausgestreckte Hand aus eigenem Mangel und nicht blos aus Bequemlichkeit abweisen zu müssen; nicht schenken zu können, das fiel ihm schwer in's Herz. Er gedachte kaum der Entbehrungen, die er selber in solcher Lage erfahren mußte, er setzte daher rasch hinzu: „Ich werde dir bald dienen können."

„Brauch' jetzt auch nichts," entgegnete Knochenhauer, „und — mir ist mein Leben gar nicht verleidet — aber wenn du einmal einen Kerl brauchst, der sich für dich todtschlagen lassen oder Einen für dich todtschlagen soll, pfeif' nur dem Bartelmä. Jetzt behüt dich Gott. Morgen kennen wir uns nicht."

„Du könntest mir viele Fingerzeige über die Menschen hier geben," wollte Eugen den Aufstehenden noch zurückhalten, dieser aber sagte:

„Es ist Alles nichts als Narrenspiel. Aber ich muß jetzt schlafen. Das beste auf der Welt ist ein tüchtiger Schlaf. Gut Nacht."

Er hörte nicht mehr, als Eugen ihn fragen wollte,

wie denn die Baronin Stephanie zu ihrer Gönnerschaft komme.

Neuntes Kapitel.

Nicht lange Zeit war Eugen am andern Morgen vergönnt, daß er sich wie ein von den Wellen an's Ufer Geworfener fragen konnte: wo bist du? Kaidl überraschte ihn und suchte seine Probestellung von gestern Abend jetzt dahin zu erklären, daß er sie zu Gunsten Eugens gemacht, er habe ihm damit Gelegenheit geben wollen, sich mit Einemmale in ein entschiedenes Verhältniß zu den Dorfbewohnern zu setzen.

„An dir ist ein Diplomat verloren gegangen," versetzte Eugen lächelnd, „der den verunglückten Schlag nachträglich für eine blose Fechtübung ausgiebt. Halt! Du könntest mir einen großen Gefallen thun."

„Sag' nur frei womit, ich bin in deiner Schuld."

„Es erregte großes Aufsehen, als die russische Prinzessin, die den Fürsten von * * heirathete, gleich nach ihrer Ankunft alle Leute am Hofe und in den höchsten Stellen so behandelte, als ob sie schon Jahre lang sie kenne. Niemand errieth das Geheimniß, das darin bestand, daß ein liberaler Advokat, durch dritte Hand ersucht, ihr nach alphabetischer Ordnung eine kurze Charakteristik aller Persönlichkeiten gemacht hatte; ein Aehnliches solltest du mir hier von dem Dorf anfertigen."

„Nicht übel, du wirst mein Erbe. Kommendes

Geschlecht! vergiß nicht unsere Erfahrungen. Ich kann aber deinen Wunsch nicht geradezu vollführen, und wenn ich's thäte, ich bin schon Amerikaner genug, daß ich nichts mehr für germanisch christlichen Vergeltsgott thue. Kaufe mir mein Klavier und meine Bücher ab und ich schreibe dir das schwarze Buch. Es thut mir ohnedies wohl, noch wenn ich fort bin meine Hand an der Gurgel dieser Kaffern zu halten."

Er erklärte nun Eugen, daß er in der festen Zuversicht auf ihn gewartet habe, er werde ihm sein Klavier, die Bücher und anderes abkaufen und ließ nicht undeutlich merken, daß er ohne rechte Verwerthung dieser Sachen nicht reisen könne.

Eugen ward es wieder schwer, das Wort auf die Zunge zu nehmen, daß er kein Geld habe, aber doch nicht so wie zu Bartelmä, der da wußte, wer er war; dabei empfand auch Eugen, daß die einmal ausgesprochene, heißempfundene Mißlichkeit bei der Wiederholung bald zur kalten Thatsache wird, die man fast als fremd und äußerlich berichten kann.

Kaidl nahm die stockende Erwiderung als gutes Zeichen. Da kam das kleine Mädchen, das unsern Freund gestern für den erschossenen Willi gehalten hatte, mit einer großen Bretzel und einem Blumenstrauß; zaghaft und stotternd drückte es den Glückwunsch der Müllerin zum Geburtstag aus. Die erste Empfindung Eugens war Schreck, er hatte seinen wirklichen Geburtstag verrathen und glaubte, Kaidl könnte wissen, wann der des Eugen Baumann sei; Kaidl aber scherzte über die Bekanntschaft mit den Müllersleuten. Eugen

ging rasch darauf ein, daß er über sie nichts aufzuzeichnen brauche, worauf Kaidl bedauerte, daß er über den einzigen rechtschaffenen Mann im Ort nichts schreiben dürfe; sie seien zwar Feinde, „Er hat eine harte Hand, aber ein weiches Herz," sagte er. „Wie sie für die Prozeßkosten meine Sachen hier im Dorf zur Versteigerung ausgeschellt haben, hat der Bachmüller dem Schütz auf der Straße Einhalt gethan und für mich bezahlt. Er gehört eigentlich zu uns, er ist der Sohn des verstorbenen Schulmeisters."

Die Beiden gingen nach dem Schulhaus und Eugen nahm ein groß Stück Bretzel für die Frau Schulmeisterin mit. Diese war eine kleine, etwas ältliche, in Bauerntracht gekleidete Frau, die sich auffällig bemühte, hochdeutsch zu reden und die fünf Knaben, die wild in die Stube stürmten, zur Höflichkeit anzuhalten, indem sie sie auszankte, daß sie sich noch nicht ordentlich angekleidet hätten; sie vertheilte die mitgebrachte Bretzel unter sie und genoß selber keinen Bissen, sie blickte fragend nach ihrem Mann und dieser sagte:

„Es ist abgemacht, der Lehrer kauft mir das Klavier, die Bücher und die großen Schränke ab, und nun können wir bis Sonntag 'naus zum Loch."

Eugen wußte nicht, was er sagen sollte als ihm die Frau mit erheitertem Blick berichtete, wie viel Kleinigkeiten, Besen und dergleichen sie ihm zurücklasse, wofür er nichts zu bezahlen brauche; er war noch nicht fertig mit der Ueberlegung, ob er Einsprache thun solle, als Kaidl die Frau fortdrängte, um etwas zum „Aufwarten," einen Imbiß zu holen. Nun erklärte er

Eugen, er müsse die Sachen übernehmen, er könne sie auch, wenn er sie nicht brauche, gelegentlich besser verwerthen als das jetzt möglich sei; das Geld, das wolle Kaidl schon ordnen, müsse der Sonnenwirth oder der Bachmüller vorstrecken, er solle nur ihn dafür sorgen lassen, den Schuldschein in Geld umzusetzen. Eugen war nicht geneigt, sich überrumpeln zu lassen; im Andenken an die bekümmerte Frau, nach Einsichtnahme der Gegenstände und der mäßigen Summe, willfahrte er dennoch, da ein gewisser Uebermuth in ihm zuletzt noch sprach: „Du mußt auch erfahren, wie sich's mit Schulden lebt."

Kaidl gerieth hierauf schnell wieder in seinen krassen Humor, er setzte sich an das Klavier und sang mit tapferer Bierstimme das Afrikalied von Schubart, das er arg verketzerte. Er führte sodann Eugen in den Zimmern umher. Die große Schlafstube war über und über mit Druckpapier verklebt und als Eugen näher sah, waren es die stenographischen Berichte aus der Paulskirche.

„Das ist des heiligen römischen Reichs Schlafstube," erklärte Kaidl, „was ich nicht brauchen konnte, hab' ich den Bauern abgeliefert, daß sie ihre Fenster damit verkleben. So macht man Propaganda mit unserer makalaturgewordenen Erhebung; das Studentenparlament in der Paulskirche hat sich nicht umsonst zehn Monate lang heiser gesprochen. Bei den verklebten Fenstern des Sauhirts in Alsfeld kannst du sehen, was ich ihm zutheilte und die schwunghaftesten Reden der Staatsweisen lassen meine Jungen als Papierdrachen steigen. Von der Stunde an, wo ich amerikanischen Boden

betrete, schwöre ich, keinen deutschen Buchstaben mehr zu lesen. Mir sollen die Augen erblinden, wenn ich das nicht halte. Ich weiß, was sie daheim machen: die geschichtsprofessorischen Morodeurs kommen und rauben die gefallenen Ideen auf dem Schlachtfeld aus und erwerben damit Ruhm und Geld."

Trotz mancher Uebereinstimmung widerten die Auslassungen Kaidls Eugen doch im Tiefsten an.

Als ihn Kaidl durch das Dorf begleitete, war es ihm, als schaute ihn Jeder ganz anders an, da er gestern das Versprechen gegeben, sich ihrem Urtheil zu unterwerfen; hätte er die Reden hinter sich gehört, so hätte er vernommen, wie von Allem nichts im Gedächtniß geblieben war, als daß er die Hänselnden mit der Hundegeschichte heimgeschickt habe.

Zehntes Kapitel.

„Nimm's als gutes Zeichen," begann Kaidl unweit der Kirche, „daß uns die alte Frau dort, die jetzt hinter der Hecke verschwindet, zuerst begegnet. Die 81jährige Sepperle stellt sich als Titelbild vor dich hin und sagt dir: ich kann nicht lesen und kann nicht schreiben und bin gesünder und gescheiter als Alle im ganzen Dorf, eure Volksschulen machen die Welt nur fieberkrank mit verkritzelten Nerven. Die Alte hat so lang sie lebt noch nie bei hellem Tag geschlafen und hat überhaupt keine Nerven. Sie geht mit uns nach Amerika."

„Schildre mir nicht die Auswandernden, sondern die Heimbleibenden," sagte Eugen nicht ohne Aergerlichkeit.

„Gut, paß auf. In dem Haus dort mit dem roth angestrichenen Gebälk, dort wohnt dein Rainbauer; ein capitelfester Bibelheld, hält sich für gescheit und Alles, was Andre machen, für nichts nutz und Alle, denen es nicht so gut geht wie ihm, für Lumpen. Er giebt gern zu fressen, aber nur seinen Schweinen, geht ungerufen in die Häuser und versetzt die Bienen, bringt ihnen Königinnen, macht zwei Schwärme aus Einem, oder wenn sie arm sind mediatisirt er Einen und schlägt die Unterthanen zum andern Reich, schneidet und putzt die Stöcke und ißt und trinkt dabei, weil er sich daheim nicht satt frißt. Sein Sohn, das einzige Kind, ist grad so habsüchtig wie der Alte, hätt' gern des Bachmüllers Vittore haben mögen, jetzt ist er Bräutigam mit eines reichen Flötzers Tochter von Trenzlingen; er weiß, daß das Mädchen einen Forstknecht lieb hat und zu der Heirath gezwungen ist, aber was liegt ihm daran? Wenn sie nur ihr Geld mitbringt.

Da in dem kleinen Haus wohnt der Mäuerleswerner, ein abgehauster lustiger Kerl, der für einen Schoppen Wein drei falsche Eide schwört, hat nichts zu beißen und brockt seiner Frau jeden Tag, den Gott giebt, eine Prügelsuppe ein; sie ist eine Schnalle oben'raus, sie kommt einmal zum Schultheiß und verklagt ihren Mann, und so hat er mich geschlagen, schreit sie und schlägt sich dabei auf den Mund, daß Blut herausfließt; da sagt der Bachmüller, der war

damals Schultheiß: geh' heim und wasch' dich, du bist auch dein Theil hitzig. Das einzige Kind, eine Tochter, die sie haben, hat der Mäuerleswerner krumm geprügelt."

„Laß ab vom Erzählen, ich kenne den Mann, er war der Erste, dem ich gestern begegnete," rief Eugen. War er denn unter eine Horde von Unmenschen gerathen? Kaidl war aber nicht Willens, auf die Abwehr einzugehen, er hatte einmal im Volksvereine, da man ihn nicht ausreden lassen wollte, sich auf der Tribüne für permanent erklärt und stand in dem Tumult ruhig oben, so fuhr er auch jetzt fort:

„Der Mäuerleswerner ist wegen Meineid im Zuchthaus gewesen und jetzt ist seine Hauptfreude, daß das ganze Dorf meineidig ist: sie haben ja Alle der provisorischen Regierung geschworen. Recht so, die ganze Welt muß in Grund hinein verdorben werden, ehe es besser werden kann."

„Und du bedenkst nicht, wie aller sittliche Halt im Volk zerstört wird?" fragte Eugen. Kaidl aber erwiderte:

„Schau, dort das wichtigste Haus im Dorf, dort aus den grünen Fensterrahmen schauen sechs feurige Augen auf dich herab. Das sind des Kirchbauern Töchter, drei schöne stolze Mädchen und singen zusammen wie die Orgelpfeifen. Der Kirchbauer hat den größten Einfluß im Dorf; weil er so nah wohnt, halten sich die Leute vor dem Gottesdienst und vor Gemeindeversammlungen bei ihm auf. Ich habe das Haus das Vorparlament getauft. Dort hinter dem

Rebengeländer gückelt der Kreuzschnabel, das dicke Faß, die Kirchbäuerin heraus; sie hat schon zwanzig Jahr einen bösen Fuß und ist nicht vom Fleck gekommen, aber sie beobachtet die Menschen durch und durch. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Astronomen zählt sie neun bei der Geburt eines ersten Kindes und ist oberster Friedensrichter in allen Ehestreitigkeiten. Der Kirchbauer ist ein Pietist, dabei aber rechtschaffen, dumm, fleißig; er hat's gut, daß er stottert, da sagt er ohne Mühe das Vaterunser dreimal für einmal. Der Kaffer hat oft so müde Stiefel, daß er fast nicht vom Feld heimkommen kann. Der Rainbauer hat ein Kunkellehen von Erbweisheit von der Kirchbäuerin, sie sagt: er sei der gescheiteste Mann im Dorf, und er sagt: sie sei die gescheiteste Frau in der Welt. Was sie im Ort ausführen will, läßt sie durch den Rainbauer in's Werk setzen."

Eugen bat nun Kaidl, ihm das versprochene Buch nicht alphabetisch, sondern nach der Reihenfolge der Häuser, vom äußersten angefangen, zu schreiben. Kaidl aber behauptete, nicht so gut schreiben als sprechen zu können und bat nur noch den „Kaffer" schildern zu dürfen, der ihnen eben grüßend begegnet war.

„Das ist der Speicherbauer, auch Schäufler-David genannt, ein Kornkipperer, so dürr wie er aussieht, so geizig ist er. Er kann nicht lesen und nicht schreiben und beschummelt doch die ganze Welt; er hat eine Winkelwirthschaft und macht die Kornbauern betrunken, daß sie das Geldzählen nicht mehr verstehen. Er ist so geschickt, daß er die Hälfte von einem Ei stehlen und den Teufel im freien Feld fangen kann; er kümmert

sich aber um gar nichts, als um sein Geschäft. Gegen jedes Bettelweib hat er ein freundlich Wort, aber nicht was man im Aug leiden kann, giebt er. Wo der Kerl auf eine Wiese speit, da wächst Sauerampfer. Er ist eigentlich der einzige Freigeist im Ort, aber er sagt: ich thu, was die Religion verlangt, dann bin ich die Religion los und brauch' nicht darüber zu denken. Er hat noch eine ledige Tochter, wenn du die kriegst, kannst den Schulsack an den Nagel hängen; wenn du aber eine von des Kirchbauers heirathest, kannst sicher sein, daß wegen dem Kreuzschnabel fünf Stund landauf und landab Niemand wagt, Etwas über dich zu sagen, du magst thun was du willst. Du mußt dir die Kirchbäuerin ohnedem zahm machen, denn sie ist deine lauernde Feindin; sie hat den Schnörkel im Ort haben wollen, der die Sabine heirathen soll."

Wie eine Sturzwelle schlugen diese Berichte auf Eugen ein, er sah sich den Athem benommen; bald aber erkannte er wieder, daß ruhiges Abwarten und allmälige Erfahrung ihn schon wieder frei machen würde und der Vorsatz befestigte sich in ihm, die Aufzeichnungen Kaidl's erst nachdem er selbst die Menschen unbefangen kennen gelernt, von Zeit zu Zeit nachzusehen.

„Ich sehe dir's an," nahm Kaidl das Wort, „du willst auch von Tugend hören? Gut, zieh den Hut ab! Dort wo die zwei Schlüssel an's Haus gemalt sind, dort wohnt eine Römerin. Wenn sie vor zweitausend Jahren gelebt und lateinisch gesprochen hätte, würden die Professoren gelehrte Bücher über sie schreiben. Die Kirchen- und Kanzleiverwandten heulen

immer: nur das Gesindel, das nichts zu verlieren hat, habe mit gethan. Heißt denn sein eigen Leben und das Glück von Frau und Kindern einsetzen, nichts zu verlieren haben? Der Schlosser Vinzenz war der einzige, der sich beim ersten Aufgebot frei gestellt hat, und wie er vom Rathhaus heimkommt, sagt seine Frau: das hast du brav gemacht, Vinzenz, und wenn du, was Gott verhüte, sterben mußt, stirbst du für deine Kinder und ich will sie dir aufziehen so gut ich kann. Der Vinzenz ist aber nicht gestorben, ist heil heimgekommen und hat wieder in seinem Handwerk und im Feld gearbeitet wie je. Da schickt er eine Magd aus dem Dienst, weil sie preußische Einquartierung hat. Sie geht, aber was thut diese lebendige deutsche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Sie zeigt den Vinzenz an und er bekommt fünf Jahre Zuchthaus. Jetzt sitzt er und es giebt keine rechtschaffenere Haushaltung im Dorf als die von des Vinzenzen Margareth, und die Frau ist hochschwanger; ihr ältester Bub, das wirst du finden, ist der beste in der Schule. Denke dir die Zukunft vom Kind der Angeberin und dem der Verrathenen und du hast die einstige Geschichte Deutschlands vor dir."

Sie kamen jetzt bei der Biegung um einen Rebenhügel vor das Pfarrhaus:

„Da warst du schon gestern," sagte Kaidl, „und hast sie gesprochen, oder wie sie die Kaffern heißen: die Frau geistlicher Herr. Er war früher Professor an einem Gymnasium, da hat er sich die Gallensucht angeärgert und jetzt kränkelt er immer, weil seine Galle nicht in Thätigkeit ist. Er ist kurzsichtig und vergeßlich

und übertreibt das noch gern, weil es ihm einen gelehrten Anstrich giebt und auch bequem ist; er braucht tausend Sachen nicht zu sehen und nichts dafür zu thun, er stellt sich als ob er kein Geld zählen könnt' und hat's wahrscheinlich auch wieder vergessen; wenn er ausgeht, läßt er sich von seiner Frau einige Groschen geben. Bei der Fahnenweihe unserer Bürgerwehr selig hat er eine unbezahlte dreibeinige Rede gehalten und die Tochter hat ein selbstgestricktes Gedicht gesprochen. Manchmal ist er auch in unsern Volksverein gekommen und hat für seinen Liebling, die deutsche Flotte, geredet. Kannst dir denken, wie die Bauern Maul und Nase aufgesperrt haben, wie er Themistokles aufstellte und Plato zitirte, der in seinem Buche über die Republik für preiswürdig hielt, „standhafte Wehrmannen zu Schifffahrern und Seeleuten zu machen." Jetzt ist die deutsche Flotte wieder nichts als der Federkiel, der in die Tintensee sticht. Der Lieblingsspruch des Pfarrers ist: wir stehen im Zeitalter der Alexandriner, es geht mit der europäischen und deutschen Bildung zu Ende und es bleibt uns nichts, als schreiben was gewesen ist; wir können nichts Neues machen. Und was thut der einsichtige Alexandriner? Er schreibt selber ein dickes Buch um's andere. Das beste am Pfarrer ist sein Pudel, der Hector ist ein frommes Spielzeug für alle Kinder."

„Und was denkst du von der Pfarrerin?" fragte Eugen, den nachgerade dieses Verfahren, Menschen zu schildern, ergötzte.

„Wenn sie nicht so herrschsüchtig wäre, ließe sich

nichts an ihr aussetzen. Sie hat auch jeden Sommer ihre gebildete Gesellschaft. Siehst du die bunten Vorhänge dort am Taubenschlag? Dort wohnten diesen Sommer drei alte Jungfern als höchstästhetische Seidenhasen. Schade, daß du nicht vorgestern gekommen, da wurde da drinn ein heidnisches Fest, der Geburtstag des großen Heiden und kleinlichen Lakaien gefeiert und die blauäugige, d. h. blaubrillige, bekränzte seine Büste mit frischem Epheu und zum Kaffee wurde beziehungsreiche Frankfurter Bränte eingestippt."

„Dein Spott ist hier am unrechten Ort, es muß erfreuen, daß der Cultus des Genius selbst in verborgenen Dörfern einen Tempel aufschlägt."

„O gewiß, cultuseln ist ein angenehmer Zeitvertreib, die Bildung ist allverbreitet; in eurem Deutschland speist man in dem einen Hause gebildetes Eis mit Vanille bereitet und der Nachbar daneben schnattert und friert vor wirklichem Eis. In dem Dachstübchen da oben, just am Giebel, das wir den Taubenschlag nennen, geht's auch jahraus jahrein wie in einem Taubenschlag, da wohnt immer eine alte Jungfer oder sonst ein schicksalvolles Weibsbild, jede vier Wochen ein anderes. Unter den diesjährigen stand die geistreiche Pythia, eine leibarme Person, oben an. Sie liebt Jean Paul Friedrich Richtern und hier war wohl noch die einzige Stätte, wo der Wunnesiedler gelesen und angebetet wird. Die blaubrillige vergöttert Göthen und die dicke Blanka destillirt nicht Aesthetik, sondern wirklichen Magenliqueur, bereitet jambenhaften Ziegenkäse und klassisches Einmachobst und schwärmt wahrscheinlich

für Schillern; dabei dilettirt sie bisweilen im Artikel wohlthätige Fee und hilft den Leuten auf die Strümpfe, auf veritable wollene nämlich."

Eugen verabschiedete sich rasch bei Kaidl. Er wollte heute die Marksteine aufsuchen, um dann frisch und froh auf seinem Acker zu arbeiten; er war bereits des ledigen Kennenlernens müde und sein ganzes Wesen sehnte sich darnach, morgenden Tages sein Werk zu beginnen. Dort in der Schule war er allein mit seinen Kindern und schon aus dem Gedanken an sie grüßte ihn etwas wie das feste Land den Seereisenden, wie der nährige Brodem, der aus der frischgepflügten Erde zum Ackersmann emporsteigt.

Zwei alte hochschlanke Pappeln, deren langstielige Blätter eben im leisen Windhauche rauschten, bezeichneten den Aufgang nach dem Schloß, eine Doppelreihe von breitästigen Nußbäumen führte bis an das Haus, ein graues Nußhäherpaar flog mit schnarrendem Kreischen herüber und hinüber; die Vögel schienen sicher, daß sie hier auf dem gangbaren Weg nicht geschossen würden.

Eugen ging zu dem Baron von Kronauer.

Elftes Kapitel.

„Herr Kronauer ist drüben in der Scheune" berichtete eine Magd, die an dem großen Röhrbrunnen Wasser schöpfte. Eugen sah sie verwundert an; er hatte nach

dem Baron gefragt und hörte den einfachen bürgerlichen Namen. Als er abermals fragend durch einen offnen Thorweg ging, in dem sich zahllose Schwalbennester wie die Waben eines Bienenstockes zusammengefügt hatten, wies ihn ein Knecht, der eben Ochsen ausspannte, nach dem Pferdestall. Eugen nahte sich leise, und als er hineinschaute, sah er einen breitschulterigen untersetzten Mann mit vollem grauem Bart und nur dünner Haarschicht' auf dem Oberhaupt, auf einem Futtertrog sitzen und ein Buch lesen, ein Besteck chirurgischer Werkzeuge in grünem Leder lag offen neben ihm. Das Antlitz des Mannes, der wohl in der Mitte der vierziger Jahre stand, war wohl gebildet, die Nase frei und kühn, die Stirn vornüber gewölbt. Er trug ein blaues Ueberhemd und einen schwarzglänzenden Gürtel um den Leib. Als Eugen höflich grüßend herantrat, schaute ein tiefbraunes Auge nach ihm auf und Eugen bemerkte noch rasch, daß das Buch, das der Aufstehende jetzt zuschlug und in den Futterkasten legte, mit lateinischen Lettern gedruckt war. Kronauer reichte Eugen die Hand und bat um Entschuldigung, daß er ihn jetzt nicht in die Stube führen könne, er habe so eben einem Pferd zu Ader gelassen und müsse noch warten; er dankte für die gestern heraufgeschickten Bücher und bemerkte, daß Eugen an seiner Cousine Stephanie eine Gönnerin habe. Eugen ging nicht darauf ein, sondern sprach über die Beschaffenheit der Pferde und den Zustand des Patienten, daß Kronauer nicht umhin konnte, seine Sachkenntniß wohlgefällig zu beloben. Eugen gedachte lächelnd, wie ihm seine Kavaliers-

erfahrungen nun auch eine Brücke schlügen; und warum sollten vornehme Herren, denen der Mensch, seine Neigungen und Bedürfnisse weit unwichtiger als das Studium eines Racenpferdes, warum sollten sie nicht durch hippologische Sympathie sich eben so gut als Brüder desselben Zeichens erkennen, wie die Männer der Idee?

In diesem Sinnen schaute Eugen hinauf nach der Decke des Stalles.

„Sie wundern sich wohl über die vielen Spinnweben da oben," sagte Kronauer.

„Ja, sie widersprechen der großen Sauberkeit und Freundlichkeit hier."

„Ich kann es meinen Knechten nicht nehmen, sie halten den Aberglauben fest, Rind und Roß gedeihen besser, wenn man die Kreuzspinnen nicht vertreibt."

„Ich kannte diesen Aberglauben nicht, aber es liegt wohl diesem wie sehr vielem Aberglauben ein natürlicher gesunder Gedanke zu Grund; die Kreuzspinnen haschen Mücken und Bremsen. Die Menschen sind so seltsam, daß sie lieber einem geheimen Bangen, einem mysteriösen Unbegriffenen gehorsamen, als einer hellen Erkenntniß."

„Gradaus: Furcht und nicht Einsicht regiert die meisten Menschen," setzte Kronauer hinzu, „aber es freut mich, daß Sie diese Gedanken haben, ich hätte das, offen gestanden, aus Ihrer Freundschaft mit dem Schwarmgeist, wie Luther diese Menschen nannte, aus Ihrem Verhältniß zu dem Kaidl nicht vermuthet."

Eugen fühlte sich durch diese Rede unangenehm

berührt. Er konnte sich noch nicht daran gewöhnen, das gönnerische Geltenlassen als nothwendige Zuthat seiner Stellung anzuerkennen. Woher haben diese Menschen das Recht, die Ansichten eines Volkslehrers mit solchem beleidigenden Lob aufzunehmen? In diesem Zorn vertheidigte er sich auch nicht gegen die zugemuthete Freundschaft mit Kaidl und sagte nur: „Der Ausdruck der Ueberkraft erscheint leicht als Renommage."

Eine helle Glocke läutete vom Wohnhaus — es ist ja ein Baronenrecht, eine eigene Thurmuhr zu haben — drunten im Dorf läutete es von der Kirche, es war elf Uhr, der große Einschnitt im Tagesleben des Bauern, wo alle Lippen sich zum Gebet regen, um dann die Speise zu empfahen.

„Sie essen mit uns," sagte Kronauer zu Eugen und rief dann einem Knechte zu: „Peter, bleib' über Mittag im Stall und reib' den Rappen noch einmal ein."

Mit großer Hast nahm er das Etui, holte das Buch aus dem Trog und eilte nach dem Haus. Eugen hatte nicht die Fassung gefunden, um auf die barsche Einladung gehörig zu erwidern, er ging mit, und als ihn Kronauer unterwegs fragte, ob er auch Latein lese, bejahte er, worauf ihm Kronauer anbot, Tacitus Germania, die er eben vorgenommen habe, in Freistunden mit ihm zu lesen.

Als man durch den Thorweg mit den vielen Schwalbennestern ging, sprach Eugen seine Verwunderung aus, im Dorf solche fast gar nicht zu sehen.

Kronauer erzählte nun, daß Kaidl vor Zeiten — d. h. vor 48 — mit Lust die Leute dazu angereizt

habe, die Schwalbennester an ihren Häusern zu zerstören; er freute sich, solch alten Aberglauben ausrotten zu können und man habe auch entdeckt, daß die Schwalben Ungeziefer nach sich ziehen. Des Rainbauern Karle, ein wilder Bursche und vormaliger Trabant Kaidl's, sei eine Zeit lang als Schwalbenschütze berühmt gewesen, er habe in der That mit wunderbarem Geschick die Vögel in ihrem unberechenbaren Flug, in dem sie Haken machen können, zu treffen verstanden. Die Bienenzüchter seien überhaupt den Schwalben feindselig, nicht ganz mit Unrecht, aber man werde erst nach ihrer Vertreibung finden, wie viel Ungeziefer sie aus der Luft wegfräßen.

Diese mit schöner Stimme und im gelassenem Ton vorgetragenen Mittheilungen gaben Eugen eine ruhige Empfindung, so daß er ohne Widerspruch dem gastlichen Mann in das Haus folgte.

In der geräumigen, aus einem ehemaligen Bruderhaus bestehenden, im Jesuitenstil erbauten Wohnung war in der weiten getäferten Hausflur ein langer Tisch gedeckt, Knechte und Mägde waren versammelt, ein Mädchen und ein Knabe von etwa acht und neun Jahren standen bei einem alten Mann in Schweizertracht, den Kronauer besonders grüßte.

Das Mädchen betete vor und nun setzte sich Alles gemeinschaftlich zu Tisch. Eugen erhielt den Platz zwischen Kronauer und dem Alten, der als Schwiegervater vorgestellt wurde. Es wurde wie üblich bei Tisch wenig gesprochen. Des Sonnenwirths Knabe brachte während des Essens zwei Briefe, Kronauer legte sie

ruhig neben sich ohne sie anzusehen und aß weiter. Erst als abgegessen und gebetet war und für ihn und Eugen schwarzer Kaffee gebracht wurde, öffnete er die Briefe und sagte zu dem Knaben:

„Richard, der Onkel Leo kommt nächsten Winter und bleibt bei uns. Bring den Brief der Mutter.“

Der Knabe und das Mädchen sagten zuerst Eugen Adje und eilten dann springend nach der Stube.

„Es wäre wohl gut,“ sagte Eugen, „wenn ich oft an den Tischen der Eltern säße, ich lernte dadurch das innerste Leben der Kinder kennen. Wie meinen Sie, wenn ich mich manchmal bei den Bauern zu Tisch lade?“

„Ich glaube, daß durch Ihre Anwesenheit die Art und Weise der Menschen sich veränderte und aufputzte; aber ich will nichts gegen Ihr Vorhaben sagen, probiren Sie's.“

Der Oberknecht kam und fragte, ob man die Gerste im Hohlfeld schneiden solle, es sei noch so viel grün. Kronauer befahl, sie solle noch stehen und die Schnitter sollten einstweilen dreschen.

Kronauer nannte den Oberknecht „Herr Rudolph“ und als dieser fortgegangen war, drückte Eugen seine Freude darüber aus, worauf Kronauer scherzend entgegnete: „Mir schadet's nichts und ihm thut's wohl und nützt ihm bei seinen Untergebenen.“

Eugen sah, daß er die Geschäftigkeit des Mannes störte und entfernte sich, nachdem ihn Kronauer noch eingeladen hatte, so oft er wolle ihn zu besuchen. Eugen konnte über den Eindruck, den er von Kronauer mitnahm, nicht einig mit sich werden und doch fühlte er,

daß hier eine metallene Natur sei, an der sich die weicher organisirte schleifen und schärfen müsse.

Zwölftes Kapitel.

„Guten Tag, Herr Lehrer!“ grüßte den Träumenden eine helle Stimme, er sah auf, es war Vittore, die ihm die Hand reichend sagte: „Jetzt erst Willkommen, verzeihet mir das Lachen, wie ich Euch zuerst gesehen hab', es war mir gewiß nicht lustig zu Muth, aber ich hab' nicht anders können; es ist mir gewesen, wie wenn ein Anderes aus mir lachen thät. Nicht wahr, Ihr verzeihet mir? Ihr dürfet auch einmal einen Unschick machen, er soll Euch im Voraus vergeben sein.“

„Bittet Ihr immer so gern um Verzeihung?“

„Ich gehe Sonntag zum heiligen Abendmahl und da möcht' ich nicht, daß ich Jemand beleidigt hätte, der mir's nicht verzeiht.“

Eugen sah betroffen auf und entgegnete: „Ihr habt nichts um Entschuldigung zu bitten, ich sollt' im Gegentheil durch das ganze Dorf gehen und Jedem sagen: nimm's nicht übel, daß ich um acht Tage zu spät komme. Es giebt eine falsche Stellung zu den Menschen, wenn man sich gleich von Jedem muß einen Fehltritt schenken lassen.“

„Das meine ich grad verkehrt. Wenn eines dem andern was vergiebt, das bringt die Menschen gut zu einander, besser als Alles.“

„Aus Euch spricht die Weisheit Eurer Mutter.“

„Ja, warum seid Ihr nicht zum Mittagessen kommen? Sie hat Euch ja eingeladen und wir haben auf Euch gewartet.“

Eugen schlug sich auf die Stirn, er hatte das rein vergessen. Er brachte allerlei Entschuldigungen vor, aber er wußte selbst kaum was er sprach, denn sein Blick war starr auf Vittore gerichtet und schien sich in Wohlgefühl zu sättigen. Diese ungewöhnlich hohe Gestalt mit den braunen Armen hatte etwas überaus Stattliches. Das gebräunte volle Antlitz mit dem ruhig glänzenden Auge schien nicht Sorge, nicht Kummer zu kennen und nur der in die Höhe gepreßte Mund schien eine schmerzliche Frage zu bergen. Vittore trug ihr lichtbraunes Haar in einer einzigen ungeflochtenen Welle auf dem Hinterhaupt und wie sie so dastand, den allemanischen breiten Strohhut mit den schwarzen Bändern am Arm hängend, in der andern Hand über die Schulter gelegt den Rechen haltend, war sie wohl einer genaueren Betrachtung würdig, die sie sich wie es schien, auch unbefangen gefallen ließ. Kronauer, der nach dem Feld ging, begrüßte Vittore und beglückwünschte sie zum Geburtstag, das Mädchen wurde brandroth als auch Eugen das Gleiche that; sie sagte aber schnell Kronauer, der Vater wolle heut Abend zu ihm kommen und wegen der Schultheißenwahl reden, fragte dann wie es der Frau gehe und als Kronauer den Kopf schüttelte, ging sie rasch nach dem Haus.

Es war gewiß nicht wohlgethan, daß Eugen schnurstracks nach dem Pfarrhaus ging, aber längst war er

von dem Straßenspiegel eingefangen und schon stand er auf der Treppe, wo er aus einem Nebenzimmer ein mühsames Ueben auf dem Klavier vernahm, als er seiner ungewöhnlichen Erregung inne ward und eine Weile anhielt. Hast du nicht genug Wirrwar, daß nun auch noch zwei feurige Mädchenaugen mit dir irrlichtern dürfen? In dieser Frage sich selbst aufrichtend und sammelnd stand er eine Weile auf dem saubern Hausflur, wo eine große Reihe verbundener sogenannter Einmachgläser von der Sonne beglänzt und von Bienen umschwärmt war, die zu wissen schienen, welche Süßigkeiten hier verschlossen waren. Ein schwarzer Pudel, der in der Sonne lag, richtete den Kopf ein wenig auf, schaute Eugen an und legte sich dann wieder die Augen schließend nieder; er lag gerade unter einer Tafel, auf der die Worte standen: „Gesegnet sei Dein Eingang." Ein dürrer Eichenkranz umrahmte die Tafel.

Eine gastfreundlich schmunzelnde Magd, die äußerst nett und behäbig aussah, hatte ihre Küchenschürze im Hausflur abgelegt und Eugen gemeldet. Sie hieß ihn nun eintreten. Er klopfte an, seine Verbeugung und Anrede war eckig und scheu, so daß der Pfarrer aus seinem Lehnstuhl, aus dem er sich nur ein wenig erhoben hatte, schelmisch lächelnd zu der Pfarrerin auf dem erhöhten Sitz aufschaute.

„Nehmen Sie Platz," sagte er dann zu Eugen, der sich selber einen Stuhl holen konnte. Er wurde nun bedeutet, daß er sich wegen seiner Verwundung in Röthhausen ein amtlich beglaubigtes Zeugniß vom Wundarzt verschaffen müsse, das dem Bericht an die obere

Behörde beizulegen sei. Eugen antwortete nur mit stummem Kopfnicken, er sah sich mitten in den Verschienungen und Verbandelungen eines niederen Bediensteten. „Rauchen Sie auch?“ fragte der Pfarrer, indem er den Stumpf seiner Cigarre in ein bereitgehaltenes Röhrchen steckte.

„Ja Hochwürden,“ antwortete Eugen, das letzte Wort ging ihm schwer von den Lippen. Er stellte seinen Hut auf den Boden neben sich und erwartete nichts anderes, als eine Cigarre angeboten zu bekommen. Die Pfarrerin aber rief ihm, er möge den Hut nur auf die Kommode stellen und der Pfarrer warnte ihn davor, je in der Schule zu rauchen; es sei das streng verboten und er würde es nicht dulden. Eugen athmete tief in sich hinein. Er wurde nun väterlich vor Kaidl gewarnt, der wie es scheine, durch zudringliche Vertraulichkeit ihm seine Stellung im Dorf aufdrängen wolle, überhaupt, da einmal die vorschriftsmäßige Zeit nicht eingehalten sei, möge mit Beginn der Schule bis nächsten Montag gewartet werden, bis dahin habe Kaidl das Schulhaus verlassen und seien überhaupt die Lärmmacher aus dem Dorf, die noch, bevor sie wegzögen, sich toll benähmen, doppelt burschikos, bevor sie auf die hohe Schule harter Erfahrung kommen, die sie wohl in Amerika machen würden. Eugen hörte ruhig zu und verneigte sich nur hin und wieder. Zuletzt wurde ihm noch gesagt, daß man gehört habe, er verstehe französisch, er könne, wenn er fertig spreche und einen guten „Accent“ habe, der Tochter des Hauses in Gemeinschaft mit Blanka Kronauer Unterricht geben.

Der Pfarrer ließ trotz der Abwehr seiner Frau nicht ab, bis Eugen französisch antwortete und Eugen fühlte sich, da er französisch sprach, plötzlich als wäre er hoch zu Rosse, frei und kühn, er setzte über alle Barrieren der Hochwürden hinweg und Alles erschien ihm wie ein lustiger Scherz; ein spöttischer Uebermuth spannte sein Antlitz, er sprach kein Wort deutsch mehr und erklärte, obgleich er es nicht ganz sagen konnte, wie es ihn mit Mißbehagen erfüllte, daß er noch warten solle: dieses Schweben im Zwischenreich, diese Stellung mit ausgestreckter Hand zur That sei peinlich. Der Pfarrer verstand nicht recht, was er mit der That meinte und glaubte, dieß käme von dem nicht ganz entsprechenden französischen Ausdruck her. Der Pfarrer sprach ein Französisch, das sich Eugen zuerst in's Französische übersetzen und dann deutsch denken mußte und dabei war Eugen schelmisch genug, den Hochwürden im unsteten Suchen der Wörter zappeln zu lassen. Endlich entließ ihn der Pfarrer mit einigen höflich gemurmelten Worten. Auf der Treppe mußte Eugen an sich halten, um nicht laut aufzulachen, und rasch sprang seine Stimmung dann in Wehmuth über. Das sind die deutschen gebildeten Stände, die lohnbedientenhaft eine fremde Sprache üben, um einen Fremden in seiner Redeweise unterhalten zu können und die Töchter lernen französisch, um französische Bücher lesen zu können und lesen wieder die Bücher, um die Sprache nicht zu vergessen, da frißt die Ursache den Zweck auf und umgekehrt. Deine schönsten Jugendstunden mußt du armes Kind dann noch am Klimperkasten vertändeln — freilich, auf diesem

Weg bleibt die Nation ewig in ihrer Bildung zerrissen und die sogenannten Gebildeten kehren schwer wieder zurück in ihre eigne Heimath und lernen da die Schönheit erfassen, die ihr Blumenauge zu ihnen aufschlägt und aus den eingeborenen Sangesweisen der Menschen sie umtönt.

Eugen vergaß indeß nicht des Vortheils, den ihm diese Sprachstunde bei seinem Vorgesetzten einräumte und mit frischer Laune begrüßte er die Bachmüllerin, die ihm jetzt eben mit dem Rechen auf der Schulter begegnete. Als sie ihn vorwurfsvoll anblickte und sich rasch wieder abwendete, traf ihn das, er wußte nicht wie, in's tiefste Herz; er bat, sie begleiten zu dürfen und sie erwiderte, sie gehe auf's Feld, um Grummet einzuthun.

Dreizehntes Kapitel.

Eugen entschuldigte sich wegen seines Ausbleibens am Mittag und behauptete, nicht sicher versprochen zu haben.

„Ich will Euch was sagen, Ihr dürfet mir's aber nicht übel nehmen, ich könnt' ja Euer Mutter sein,“ begann hierauf die Bachmüllerin.

„O wie gern würde mein Herz Euch Mutter sagen“ rief Eugen und stand wie festgebannt, seine Arme breiteten sich aus, auch die Müllerin stand stille und ein strahlender Blick drang aus ihrem Auge; sie nahm

schnell den Rechen auf die andere Schulter und sagte im Weitergehen:

„Drum weil ich's gut mit Euch mein', gewöhnet Euch's an, frischweg Ja oder Nein zu sagen, wenn man Euch was anbietet; nicht so halb das und halb das, weil Ihr meinet, ihr dürfet eine Gutheit nicht abweisen, weil Ihr meinet, Ihr kränket damit."

„Das freut mich, daß Ihr mich so erkennt."

„Man muß auch die Courage haben, Nein zu sagen. Gucket, mit Eurer halben Red' von der ich nichts gewußt hab' habt ihr uns den heutigen Mittag verdorben. Mein Mann ist besonders genau mit der Essenszeit, mit dem Glockenschlag darf's nicht fehlen. Wie Ihr nun um Elf noch nicht da seid, lüg' ich Euch zulieb und sag', ich sei noch nicht fertig; weil heute der Geburtstag unserer Vittore ist, sagt er nichts und pfeift nur so leise vor sich hin, er geht 'nunter auf die Straß bis an unser Krautland, um nach Euch zu sehen, mein' Vittore guckt sich aus dem Fenster schier die Augen aus, es wird ein Viertel, es wird Halb, Ihr seid noch immer nicht da; wir setzen uns an den Tisch, wir schöpfen Euch 'raus, aber wer nicht kommt, das ist der Lehrer. Mein Mann ist ganz sturm und es schmeckt ihm nicht und ich und die Vittore müssen ihm die besten Worte geben, daß er Euch nicht unser Haus auf immer verbietet und die Vittore sagt, sie hab' Euch beleidigt und deswegen seiet Ihr nicht kommen."

Schmerzvoll sah Eugen hier in ein kleines Leben hinein, das er durch sein selbstvergessenes Gehenlassen gestört hatte; er bekannte seinen Fehler offen und daß

er bis jetzt zu sehr nach ungebundener Laune gelebt; er versprach sich zu bessern und bat, daß ihn die Bachmüllerin stets darauf aufmerksam mache.

Der aufrichtige warme Ton schien der Frau zu Gemüthe zu gehen. Eugen erzählte, wo er zu Mittag gewesen und indem er überlegte, daß diese Frau wohl bessere Kundschaft geben könne, sagte er, daß Kaidl ihm das Dorf zu schlecht schildere und fragte nach dem seltsamen Schwiegervater des Barons und dessen Frau.

„Da habt Ihr recht," sagte die Frau, „der Kaidl ist, wie man im Sprüchwort sagt, ein geschickter Maler: gerathen ihm die Engel nicht, macht er Teufel daraus."

Eugen konnte nicht umhin, diese treffende Bemerkung zu loben, die Frau aber fuhr ruhig fort: „Was den Kronauer angeht, er will's nicht, daß man ihn Baron heißt, er hat im Freiheitsjahr den Adel freiwillig abgelegt und das in die Zeitung setzen lassen. Die Leute sind's aber einmal gewohnt Baron zu sagen und so ist das wieder da, und er mag auch nicht Jedem nachlaufen und schreien: heiß' mich nicht Baron. Der Kronauer ist ein seltener Mensch, er kann auch hitzig und zornig werden, aber in der Regel hat er eine so schöne Ruhe und eine Herrschaft über sich, daß man Respect davor haben muß. Vor vier Jahren ist der Kronauer Wittwer geworden, von der verstorbenen Frau sind die zwei Kinder da. Auf einer Reise in der Schweiz lernt er ein armes Bauernmädchen kennen, die soll so schön gewesen sein wie eine Apfelblüthe, und stark und kräftig; wie wir sie als Frau gesehen haben, hat sie schon

gekränkelt und ist zusammengefallen. Er hat das Mädchen zu einer Pfarrwittwe in die Lehre gethan und nach einem Jahr holt er sie und heirathet sie; aber bei dem Studiren hat sich die Anni verdorben, sie hat sich zu grausam angestrengt und hat Alles auf Einmal lernen wollen und davon ist sie krank worden, daß sie jetzt nur noch ist wie der Schatten an der Wand; ich fürcht', ich fürcht', die hört den Kukuk nicht mehr schreien, wenn sie nicht schon mit dem dürren Laub abfällt. Eine bessere Seele giebt's nicht auf der Welt als sie ist. Sie hat von Anfang einen schweren Stand gehabt. So sind die Menschen! Weil sie ein armes Mädchen war, haben Knechte und Mägde geglaubt, sie brauchten ihr nicht zu gehorchen und dürften sie wie ihresgleichen behandeln; sie hat aber mit Liebe und Güte Alle gewonnen, daß sie durch's Feuer für sie laufen. Mein' Vittore ist ihre beste Freundin und es gutet ihr, wenn sie bei ihr ist, mehr als alle Doktor's, die ihr nicht helfen können. Der Kronauer hat seinen Schwiegervater zu sich genommen und da haben ihm die Menschen seine Gutheit wieder übel ausgelegt. Das arme Bäuerlein will sein Brod nicht umsonst essen und versteht doch nichts als den Feldbau, und da schafft es im Feld wie ein anderer Knecht. Darüber schimpfen die Leut' und wie sollt' es denn der Kronauer anders machen? Soll er den Vater von seinem einzigen Kind wegthun, damit nur Niemand sieht, wie er eben ist was ein anderer, und hat er's nicht bei ihm am besten? Wer's der ganzen Welt recht machen wollte, müßt' sich zuletzt die Nas' im Gesicht verschnipfeln. Die Leut'

sagen, der Baron hätt' seine Frau nehmen sollen wie sie gewesen ist und er macht sich gewiß Vorwürfe genug, daß er das nicht gethan und sie sich mit dem vielen Studiren krank gemacht hat, aber wenn er das pure Bauernmädchen genommen hätt', wär's auch nicht gut gewesen; mit einer Frau, die nichts gelernt hat, könnt' so ein Mann nicht glücklich leben und wer nicht ein Buch lesen mag und auch einmal was Fremdes denken, mit dem kann man nicht viel reden."

„Ihr leset wohl auch?"

„Ja wohl, manchmal, besonders im Winter, Sommers will sich's nicht geben."

Unter diesen Gesprächen war man auf der Wiese angelangt, wo eben das Grummet in Schwaden zusammengerecht und auf den Wagen geladen wurde. Der Bachmüller, eine hohe markige Gestalt, begrüßte Eugen mit stummem Nicken, Vittore schaute nur Einmal nach ihm um und rechte weiter, ihre volle große Gestalt sah unter dem breiten Hut noch mächtiger aus, sie hatte die schwarzen Bänder um das Kinn gebunden und dieser dunkle Rahmen hob ihr Antlitz noch frischer hervor. Eugen warf schnell seinen Rock ab und faßte einen Rechen, er wollte eben auch den Hut ablegen, als ihm der Bachmüller rief, er könne sich Schaden thun; Eugen kam sich gar zu lächerlich vor, hemdermelig mit dem runden Modehut bei der Feldarbeit; er bat den Bachmüller, der im Schatten des Wagens stand und die Pferde am Zügel hielt, ihm seinen breitkrempigen zu leihen; lächelnd gab ihm der Bachmüller denselben und als sich Eugen so der Vittore vorstellte, hörte er

wieder jenes herzliche Lachen von gestern, das gar nicht aufhören wollte. Einmal stand sie auf ihren Rechen gelehnt und aus dem stillen Ernst ihres braunen Auges, das auf Eugen gerichtet war, sprach jene Ruhe, jenes Gefühl des Heimischen, das uns besinnen macht, ob denn das wirklich ein fremdes sei, da das Gesicht immer bekannter und längst gewohnt erscheint. Auf ihrem eigenen Grund und Boden schien sich Vittore den Lehrer erst recht zu betrachten und wenn Eugen nach ihr aufschaute, blickte sie ihn ruhig an; sie lenkte sein Auge nicht auf sich, aber sie verscheuchte es auch nicht, er konnte sie erschauen wie eine Blume. Und warum soll ein schönes heitres Menschenantlitz der herrschenden Gefallsucht auszuweichen, sich eine Befangenheit aufnöthigen?

Plötzlich entstand Kichern und Aufschreien unter den Mähderinnen; sie hatten eine Blindschleiche unter einem Heuschober hervorgerecht und nach der seltsamen Mädchengewohnheit neckten und reizten sie nun das Thier in kindischer Weise und schreckten einander damit. Vittore ging ruhig herzu und schleuderte das Thier mit ihrem Rechenstiel in einen Graben.

Die Leute wunderten sich, wie Eugen so anstellig bei der Arbeit war, wie er dann große Heuwellen auf die lange zweizinkige Gabel nahm, sie frei und gerade trug und auf den Wagen schleuderte, und es war ein eigenthümlicher Triumph, daß Eugen größer als alle Knechte war und noch Heu hinaufbringen konnte, wo die anderen ihres kleinen Maaßes wegen ablassen mußten. Eugen war es so wohl bei der Arbeit, er war so voll

Heiterkeit und Laune, daß er sich innerlich wünschte, Bauernknecht statt Schulmeister zu sein. Der Knochenhauer hatte doch Recht gehabt.

Als der letzte Wagen geladen und geschichtet dastand, war Vittore unversehens auf denselben geklettert und hatte sich rücklings gesetzt, sie schaute nach ihren Eltern, mit denen Eugen heimwärts ging.

Der Bachmüller schien den größten Theil seines Zornes über den nicht wortgetreuen Schullehrer vergessen zu wollen, wenn es ihn gleich noch ärgerte, daß dieser nichts darüber sprach.

Eugen verstand es, durch Belobung des Heues, das nicht so ausgebleicht, sondern dürr und grün war, den Bachmüller vollends zu beschwichtigen und als er auf die Mittheilung, daß das eine „dreischürige" Wiese sei, seine offene Bewunderung ausdrückte, hatte er den Bachmüller zum Freund gewonnen, der ihm nun gern Auskunft über die Schultheißenwahl gab, von der er heute gehört hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schultheißenwahl war auch Gegenstand lebhafter Verhandlung der vielen an der Schmiede Versammelten. Die meisten Stimmen neigten sich dahin, daß man den Bachmüller wähle, man sei ihm das schuldig und den Ausschlag gab der Zusatz, daß man der Regierung zeigen müsse, was man von ihren Verurtheilungen

halte. Der herzugetretene Eugen erklärte, was er so eben vom Bachmüller gehört, daß dieser solch ein Verfahren höchlichst mißbillige, die Gemeinde käme dadurch nur in Ungelegenheiten, die zuletzt zur Exekution führen könnten. Eugen mußte mancherlei Stichelreden hören, daß er dem Bachmüller heuen geholfen; Andere bemerkten, er sei noch keinem geringen Bauern über die Schwelle gekommen, blos zum Baron und zum Bachmüller, da sehe man's, wer er sei, er halte sich an die reichsten.

Eugen fühlte das Wahre an diesem Vorwurf, er sah jetzt, wie er fast unwillkürlich in diese seltsame Stellung gerathen war, das Wort erstarb ihm daher auf der Zunge, das er auch nicht recht vor Mißverstand zu wahren wußte, wie es leider noch so in der Welt sei, daß die Besitzenden sich die meiste Kenntniß der Gemeindeinteressen aneignen und die meiste freie Zeit dafür verwenden könnten. Ein Witzwort verdeckte schnell das sonst auffällige Schweigen Eugens, indem Einer halb im Scherz, halb im Ernst die Meinung Kaidls über die neue Wahl vorbrachte. Alles lachte, spitze Reden flogen hin und her und sogar einige, die Eugen als dessen botmäßige Anhänger von gestern Abend erkannte, ließen es an Naserümpfen und Achselzucken und selbst an derben Witzeleien nicht fehlen. Denn Kaidl war einer jener Menschen, die Alles für sich erregen, wenn sie zugegen sind, nach denen aber eigentlich Niemand verlangt oder sich nach ihnen sehnt; wie seine Stimme Alles übertönte, so herrschte er auch, aber nur unmittelbar, nicht auch in jener unsichtbar

geistigen Weise, die einen ausgezeichneten und gehaltenen Charakter noch aus der Ferne und Abgeschiedenheit wirken läßt. Das zeigte sich jetzt im Gegensatz, da sich die Besprechung auf Kronauer wendete, der den Zuberfranz, einen wackern, aber armen Mann, der bisweilen sogar taglöhnerte, zum Schultheiß vorgeschlagen hatte. Man war eher geneigt, Kronauer seine bevorzugte Stellung zum Vorwurf als zum Vortheil anzurechnen, und dennoch war eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor ihm in allen Reden und Mienen nicht zu verkennen. Eugen stand — war es absichtlich oder zufällig geschehen — plötzlich ausgeschlossen aus dem Rädchen, das sich zur Berathung gebildet hatte.

Ein Mensch, bei dem vorherrschend das Ehrgefühl nach außen geweckt und gehegt wurde, der fast noch im Knabenalter einen Degen an die Seite bekam und stets bereit und geneigt war, für die kleinste Verletzung und Rücksichtslosigkeit den Degen zu ziehen; solch ein Mensch, und dieß war Eugen, trägt es unsäglich schwer, die Demüthigungen, die eine untergeordnete Stellung mit sich bringt, auf sich zu nehmen. Eugen wäre gern unter die rohe Horde hineingesprengt, um sie für die Beleidigung zu züchtigen; aber nicht das Gefühl der ihm gegenüberstehenden leiblichen Uebermacht, sondern eine höhere Macht entballte seine zornige Faust. Sie haben recht, sagte er sich wegschleichend, ein Agitator, ein Wühler für allgemeine Interessen könnte hier Stimme gewinnen; in Gemeindesachen aber ist nur der Eingesessene zum Wort berechtigt, hier ist noch etwas von der alten Urkraft des Patriarchenthums und des

selbständigen Volkstages. Ist es auch nur dumpfe Rohheit und die Lust an derselben, die mich aus dem Kreis dort ausschließt, ihr wißt es nur nicht, daß eine edlere Macht euch dazu berechtigt, deren ihr einst inne werden sollt.

In diesem Siege über leidenschaftliche Aufwallung und den Eindruck menschlicher Verkehrtheit fühlte sich Eugen frei gehoben, ihm war hier eine Bethätigung jenes Satzes gegeben, den er in seiner Allgemeinheit zu Deeger ausgesprochen: er achtete die Menschen höher, als sie sich selbst achten. Lebendig trat ihm vor die Seele, wie er bisher stets nur allgemeinen Ideen, den Menschheits- und Nationalinteressen gelebt; die Gemeinde, das ist der feste Boden, von dem alles echte Dasein Nahrung gewinnt; er fühlte sich glücklich, sich ganz in eine Gemeinde einleben zu müssen; hier sich einordnen und einfügen, das heißt in der faßbaren Gemeinsamkeit leben.

Als er so dahinschritt, hörte er aus einem niedern Haus jämmerliches Schreien und Winseln, die klagende Stimme einer Frau und das Weinen eines Kindes; die Leute gingen sorglos vorüber und schauten kaum um. Eugen trat in die Stube, er sah, wie der Mann Alles zertrümmert hatte, was in der Stube war, Bänke, Töpfe, Teller, er hob eben einen Stuhl nach der Frau auf, die mit dem Kinde weinte, als ihm Eugen in den Arm fiel; das Kind, es war dasselbe, das ihm heute das Geschenk der Müllerin gebracht, schmiegte sich an den Retter, der Mann, offenbar betrunken, taumelte auf den Boden und lallte einige

unverständliche Worte. Die Frau erzählte, wie ihr Mann stets rase und wüthe, weil sie abgewehrt, daß man noch diesen Herbst mit den Anderen auswandere, da sie bis Lichtmeß ihre schwere Stunde erwarte; ihr Mann wüthe und rase gegen Alles, er schlage das Kind bis auf den Tod, weil es so viel bei der Müllerin sei, während er ihm doch weder Kleider noch Schuhe anschaffe und sie froh sei, das Kind außer dem Haus zu wissen, damit es die steten Händel nicht sehe.

Eugen hatte die schwere Aufgabe, Ruhe und Frieden in der Familie herzustellen, und tief im Herzen trauernd verließ er das Haus. Die Sterne am Himmel glitzerten und Alles rings im weiten Aether athmete Milde und Weichheit ...

Im Wirthshaus zur Sonne war großer Lärm, man hörte schon die ganze Straße herauf die Stimme Kaidls. Eugen kehrte vor demselben um und ging hinaus vor das Dorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Gartenhag, dort wo er am hellen Mittag die ersten Blumen empfangen, die aus dem Boden seines Dorfes erwachsen waren, dort saß jetzt Eugen in der Nacht. Reseda und Rosmarin duftete so würzig, das Laub in den Bäumen wurde bisweilen von einem Windhauch wie zu leisem Flüstern bewegt, hie und da raschelte ein welkes Blatt herab und wieder schlief Alles

in stiller Ruhe, nur der Mühlbach strömte klingend über das gestellte Mühlrad. Eugen schaute hinauf nach den waldbekränzten Höhen, wo jetzt ein dunkles Spätgewitter aufzog und wie ein Genosse des dort aufzuckenden Blitzes rauschte ein rascher Wind von den Bergen nieder in das Thal. Eugen starrte hinauf, er wollte sich zwingen, dem Blitz in's Auge zu schauen, aber immer schloß sich zuckend seine Wimper und wie getroffen mußte er das Haupt senken. Mit der Hand das Antlitz verdeckend saß er da, jetzt hörte er hinter sich lispelnde Stimmen, er horchte schärfer hin und vernahm die Stimme Vittore's.

„Mutter," sagte sie, „es ist doch was Schönes, daß die Katholischen beichten können."

„Wie meinst? Was willst?"

„So einem alten braven Mann, der mit der Welt fertig ist, sein Herz ausschütten, das muß wohl thun. Ich hab's gesehen, wie ich mit dem Vater im Münster war und einer im Beichtstuhl gelegen und dann so erheitert aufgestanden ist. Gott kann ja nicht selber zu Einem reden und Einem sagen: Kind, du hast dich genug gegrämt, laß jetzt gut sein, gieb deinen Kopf her, ich will dich segnen; aber wenn so ein rechtschaffener Mann seine guten Hände Einem auf's Gesicht legt, das muß allen Kummer und allen Gram daraus wegziehen, daß auch keine Spur davon bleibt und man hat Alles hinausgesagt und hat's nicht mehr so in sich."

„Mädle, du erschreckst mich, was hast denn? Du bist doch heut' so heiter gewesen? Bin ich dein' Mutter nicht mehr? Darfst mir nicht mehr Alles sagen?"

Ein Schluchzen ward vernehmbar und darauf nach geraumer Pause die Stimme der Müllerin:

„Es wird nichts so Arges sein, erzähl' mir nur."

„Es ist ärger als Ihr glaubet," antwortete es. Eugen biß die Lippen, um sich durch keinen Laut zu verrathen; er wollte aufstehen, denn es schien ein Frevel, zum Dieb an dem innersten Geheimniß einer Seele zu werden, aber theils die Furcht, daß er durch sein Aufstehen verrathen könnte, wie er die Kunde des vorhandenen Geheimnisses erfahren, theils eine unbezwingliche Macht, die weit anderes als bloße Neugier war, hielt ihn fest und Vittore berichtete:

„Ihr habt Recht Mutter, Ihr habt oft gesagt, ich sei seit einem Jahr verändert, ich hab's Euch und mir nicht eingestanden und es ist doch so gewesen. Heut ist's ein Jahr da hab' ich's gemerkt und hab' doch nicht gewußt, was es ist. Damals hat der Kronauer anfangen wollen Sie zu mir sagen und da hab' ich geweint und hab' gesagt ich leid's nicht und da hat er haben wollen, ich soll ihn auch dutzen und da ist mir's wie Flammen zum Gesicht herausgeschlagen, und wie mir da des Kronauers Anni sagt: du bist ja meine Schwester! da hab' ich gemeint, der Boden muß sich aufthun und muß mich von der Sonne wegnehmen. O Mutter! Ich bin schlecht gewesen und hab's nicht wissen und hab's nicht glauben wollen, daß ich's bin; und wenn er mir mit der Hand manchmal die Backen gestreichelt, ist mir's siedigheiß worden und wenn er mich manchmal gelobt hat, da ist mir's gewesen, als müßt' ich in die Welt hinausfliegen wie ein Vogel.

O Mutter! Und ich bin so verdorben gewesen und hab's immer noch nicht wissen wollen und hab' mir allerlei Ausreden gemacht und bin auf's Schloß gangen und bei der Anni blieben, und im ganzen Haus hab' ich nichts gehört als seinen Tritt. Nach Ostern, wie die Anni kränker worden ist und man gemeint hat, man muß ihr bald auf ihr End warten, da hab' ich oben gewacht und wie sie einmal so schwer hustet, da ist mir's gewesen, wie wenn mir Einer mit einem Zentnerstein auf die Brust schlägt und da hab' ich's plötzlich vor mir gesehen, wer ich bin. Da liegt die Kranke und du pflegst sie, du? Und wie wär' dir's, wenn sie sterben thät'? Du könntest dann den Kronauer ... Mutter, in der untersten Höll' kann man nicht ausstehen, was ich da ausgestanden hab' und ich hab' nicht los können und ich hab' nicht bleiben können und nicht fort, Tage sind kommen und Nächte und immer war ich wie vor's Hirn gestoßen. Jetzt wisset Ihr, warum ich oft so vergeßlich gewesen und nicht gehört hab', bis man mich dreimal ruft. Ich bin wieder auf's Schloß gangen und hab' mir eingeredet, es sei Alles nichts und hab's probirt mit dem Lustigsein; aber ich bin mir schlechter vorkommen als alle Menschen, die im Zuchthaus sitzen. Da hab' ich Euch gestern bittet, Ihr sollet mir den Tag schenken und mich um nichts fragen, was ich thun und wo ich bleiben will. Ich hab' mich in die Kammer eingesperrt und die Mutter droben bittet, sie soll mir helfen und da hat's auf Einmal in mir gesprochen: geh' nicht vom Platz, rühr' dich nicht, bis du alle schlechten Gedanken aus

deinem Herz heraus hast. Und da ist mir's gewesen, wie wenn mir Jemand den Schwur vorsagt und ich hab' es heilig geschworen: wenn die Anni stirbt, nie, nie heirathst du den Kronauer. Jetzt ist mir's plötzlich so leicht worden wie neugeboren; aller Leidmuth ist von mir weg. Das war am Morgen und da bin ich hinaufgesprungen zur Anni, als müßt' ich's ihr sagen, ich hab's aber still in mich hinein verdruckt, und wie ich zur Anni in's Zimmer komm', sagt sie: „Vittore, du siehst aus wie die Sonne, o wie thut mir das so viel wohl, sieh mich nur recht an, so, das macht mir wohl warm, und es hat mich eben gefroren!" Mutter! Mein heiliger Schwur macht die Anni gesund, ich weiß es gewiß und ich bin erlöst. Ich bin den ganzen Tag allein blieben, und Nachmittags ist mir die Geschichte mit dem Lehrer passirt. O Mutter! Jetzt hab' ich Alles beichtet. Nicht wahr, mir ist vergeben? Redet doch auch."

Ein Blitzstrahl erleuchtete die Mutter, die aufgestanden war, jetzt ihre Hände auf das Haupt der Vittore legte und sagte:

„Ich spreche im Namen der Mutter droben: Du hast schwer gefehlt, du hast schwer gerungen, du hast in dir selbst Erlösung und Reinigung gefunden, auf dir ruht ein neuer Segen, du kannst nimmer straucheln und fallen, du wirst glücklich sein."

Eugen hielt beide Hände auf die Brust gedrückt, sein Herz bebte, die Schmerzen und die Siegesfreuden eines Andern waren in ihm eingezogen ....

„Nun kann ich mir's denken," sagte die Mutter

wieder, „warum du von dem Bernhard von Trenzlingen nichts hast wissen mögen; sei nur getrost, halt' dich jetzt nur ruhig, dann ist Alles gut.“

Das Gewitter kam näher heran und die Frauen gingen in das Haus, auch Eugen machte sich von dannen.

Als er über den Steg ging, begegnete ihm der Bachmüller.

„Seid Ihr in meinem Haus gewesen?“ fragte er.

„Nein!, ich war im Feld.“

„Ich hab' den Kronauer dahin gebracht, wenn's nicht anders geht, nimmt er die Wahl an, das wird der Schule auch zugut kommen. Haltet Euch nur an ihn.“

„Das will ich.“

Mit einem freundlichen „Gut Nacht!“ schieden die Beiden. In Eugen toste es noch gewaltig, er entblöste sein Haupt dem herniederströmenden Gewitterregen. Könnte es das Ziel seines ausgreifenden Strebens sein, sich still eine Heimath zu gründen; das in heißem Kampfe erhöhte Herz Vittorens wäre für ihn... Aber weit weg wies er solchen Gedanken. Wäre es nicht Frevelmuth, an ein so schwankendes Dasein ein anderes Leben zu knüpfen?

Sechzehntes Kapitel.

Am andern Morgen erhielt Eugen einen Brief, er war von dem Ausgewanderten aus Antwerpen, er

überschickte das Verzeichniß seiner Habseligkeiten, das er zu übergeben vergessen und in dem Briefe hieß es:

„... Ich werde dein Geheimniß bewahren. Aus den Gesprächen der Flüchtlinge, die mit uns hier auf den Abgang des Schiffes warten, erfuhr ich noch mehr von dir. Wenn das Sprüchwort wahr ist, muß es dir in den Ohren geklungen haben. Viele schimpften auch über dich und behaupteten, du verstündest nichts von der sozialen Frage; ich wurde erst recht aufmerksam, als der Advokat B. — der auch viel ausgelacht wird, weil er sich tief im Herzen grämt, daß er sein Ehrenwort gebrochen — von dir erzählte. B. ist, wie du dich erinnern wirst, mehrere Monate mit dir in derselben Zelle gesessen, und als einer dich einen Phantasten nannte, rief er mit glühendem Antlitz: Ihr versteht den G. F. nicht, er wäre zu jeder Zeit in der vordersten Reihe derer gestanden, die der Epoche ihren Charakter geben; im Mittelalter wäre er Kreuzfahrer geworden, jetzt kämpft er für das heilige Grab der Humanität in den Menschen, um es zu schirmen.

Ich dachte dabei in mich hinein: und ihr wißt es nicht, wieviel leichter es ist, Türkenschädel spalten, als harte Kopfe bildsam machen. Ich weiß jetzt noch zwei Momente aus deinem Jugendleben: daß du bis zum vierzehnten Jahre Bettelknabe warst und dann in einer Jesuitenschule vornehm erzogen wurdest. Von diesen gegebenen zwei Punkten aus suche ich die entsprechende Linie auszudenken.

Man erwartete dich mit Bestimmtheit hier zur Ueberfahrt. Es gehen viel Sagen über dein plötzliches Ver-

schwinden. Ein lustiger Kauz wollte wissen, eine verliebte Fee habe dich in ihr Zauberschloß als Tannhäuser entführt. Ich schweige. Verzeihe, daß ich dir Alles das schreibe. Sei versichert, daß Alle dich verehren und die spotten wollen, thun es nur, weil es ihnen lästig ist, etwas verehren zu müssen. Die Armen! — Ich bin jetzt doppelt froh, daß ich so abgeschieden von der Welt gelebt, du hast durch mich nur wenig Beziehungen, die dich in Verlegenheit bringen können, nur das wisse noch: der Bruder meines verstorbenen Vaters ist Kanzleidiener in M.; ich glaube nicht, daß er dich belästigen wird, er hat sich nie um uns Kinder bekümmert und seit ich in Ungnade bin, wird er nun gar thun, als ob ich nicht auf der Welt wäre. Meine Gönnerin, die Stiftsdame Theorosa von Schüttenhelm, die mir die Stelle verschaffte, wird im Frühling nach Erlenmoos kommen, ihr mußt du dich alsbald frei offenbaren und wie ich sie kenne, wird sie dich in aller Weise zu fördern suchen, ihr übergiebst du auch, wenn ich es bis Ostern nicht verlange, das Packet Briefe mit dem blauen Band. Ich vertraue dir, daß du es nicht öffnest. Ihr werdet Freunde sein." Nun kamen noch viele, theils überschwängliche theils in Selbstspott eingehüllte Klagen um das verlassene Vaterland und die zurückgelassenen Habseligkeiten. Zuletzt hieß es: „Der Gedanke an dich macht mich größer! Du vollführst eine That, größer als alle gepriesenen Heldenthaten auf dem Schlachtfeld. Ich bin hier mit den Friedensaposteln zusammen getroffen und werde mit ihnen die Seereise machen. O wie jämmerlich verkehrt ist die

ganze Weltgeschichte! Das Blut deines Bruders Abel schreit wider dich zum Himmel ... Und die Welt verklärt den Mord, weil er nach strategischen Gesetzen und Listen geschieht. Darf ein Mensch den andern morden? Eugen! Ich fühle etwas von Seelenwanderung, deine Seele ist in mich eingezogen. Du vollführst Heiliges, zage nie, und wenn du bange bist, denke, daß du Allen, die von dir wissen und einst von dir hören, den Glauben an die Menschheit, an die schönste Opferthat geben wirst; du darfst, du kannst nicht ermatten und abfallen, du zerstörtest damit den schönsten Glauben und würdest zum Verräther an den Herzen, die an dir sich erbauen werden. Vergiß nie deinen heiligen Beruf, der weit, weit über dein enges Schulzimmer hinausragt. Der Flug deines Geistes erhebt sich mit Adlerschwingen — verzeihe, daß ich das letzte Wort durchstrichen habe, ich habe mir fest vorgenommen, nie mehr ein Bild zu gebrauchen von einem Dinge, das ich nicht mit meinen Sinnen wahrgenommen, und ich habe mit meinen Augen noch keinen fliegenden Adler gesehen, der zahme d. h. ausgestopfte, gilt nichts. Ich bitte dich, dieses Verfahren bei den Kindern festzuhalten. Es ist ein großer Schritt zur Wahrhaftigkeit und zum Abthun alles erborgten falschen Flitters. Freund! Wie nichtig ist Alles, was ich dir zu sagen habe. Du bist ein Simson und oft wird es heißen: Philister über dir, Simson; aber die Haare deines Hauptes sind strahlende Gedanken, nicht zu fassen von Messer und Scheere. Ich preise mich glücklich, in dem Jahrhundert zu leben, wo wieder Erden-

götter zu Menschen werden. Gräme dich nicht ob der Lüge, mit der du dich deckest; wenn Götter unter Menschenkindern wandelten, mußten sie die Maske der gewohnten Erscheinung annehmen, eine fremde Gestalt borgen, um sich zu offenbaren. O wie gern möchte ich dir dienen und dir jeden Tag in anderem Sinn als jener Sklave dem Titus zurufen: bedenke, wer du bist! erhaben über alle Menschen ... O vergiß nicht, sondern beherzige die Worte deines dich in Wahrheit anbetenden

dienenden Bruders.

P. S. Vergiß nicht, mir die silberne Dose meines seligen Vaters mit den Ringen zu bewahren."

Diese überschwängliche Anrufung, über die sich ein Lächeln nicht unterdrücken ließ, verfehlte doch auch nicht auf Eugen einen erhebenden Eindruck zu machen; er hielt das Schreiben noch vor sich und schaute es an ohne die einzelnen Schriftzüge zu lesen, und nicht die Anrufung, sondern vor Allem der Gedanke, daß wir zur Erklärung unseres Denkens kein Bild gebrauchen sollen, das wir nicht selbst geschaut, beschäftigte ihn noch lang. Ja, das brächte eine tiefe nachhaltige Wirkung hervor, alle Tradition würde abgestreift . . . Weit hinaus folgte der Blick Eugens dem Fernwandelnden. Da trat Kaidl ein. Eugen zuckte erschreckt zusammen.

Es geht dem geistigen wie dem leiblichen Auge, ist es gespannt im Ausschauen nach der Ferne, in die ungemessene Weite, so prallt der Beschauer wie getroffen

zurück, wenn sich ihm plötzlich ein Gegenstand ganz nahe rückt.

„Was hast du?“ fragte der eintretende Kaidl den heftig Zusammenfahrenden.

„Nichts, nichts, ich träumte.“

„Du hast gestern beim Baron gegessen,“ rief Kaidl „da kann ich also die Tinte für ihn sparen, du hast's gesehen, der Geizkragen frißt mit seinen Dienstboten am selben Tisch, denselben schlechten Fraß, er lebt überhaupt mit dem Volk nicht wie Andere in einer von Tisch und Bett geschiedenen Ehe. Mit zwei Worten ist er geschildert: er schneuzt sich wie ein Bauer und nimmt dann ein seidenes Sacktuch. Dazu ist er ein Weibermann.“

„Was verstehst du darunter?“ fragte Eugen sichtbar betroffen, indem er Vittore's gedachte.

„Das Frauenzimmer, gebildet und ungebildet, vergöttert ihn; er raucht nicht, er schnupft nicht, er spielt nicht Karten, geht in kein Wirthshaus und schwatzt mit den Weibern die ernstesten Dinge. Das gefällt ihnen. Ich hasse ihn aber schon als Protektor der Religion.“

„Vielleicht ist er religiös?

„Nichts da, er stiefelt als englisirter Deutscher des Sonntags mit der saffiangebundenen Andacht unterm Arm in die Kirche, um den Kaffern ein gutes Beispiel zu geben.“

„Wenn du so frei denkst, solltest du gerade mehr Haltung bewahren; nichts verunehrt das Prinzip der Freiheit mehr, als wenn seine Bekenner ein ungebundenes Wesen zeigen. Es sollte dahin kommen, daß

man, wie jetzt von den herrnhutischen Brüdern, von uns sagen müßte: der Mann ist ungläubig, ah! dem darf man auf's Wort trauen."

„Du bist lächerlich. Pfui! Das Leben ist nicht werth, daß man sich so viel Mühe drum giebt. Mir ist das Auswandern auch schon verleidet. Warst gestern Abend beim Klosemichel? Hast unsre neueste Oper, die unheimliche Ehe, aufführen sehen? Glaub' mir, Frieden stiften mit leeren Händen hilft von elf bis Mittag. Hunde, die sich beißen, muß man schlagen, und Menschen, die Händel haben, muß man Geld in die Hand drücken können, dann ist Alles gut. Der Klosemichel ist nur bös, weil's ihm schlimm geht. Just neben dem Klosemichel wohnt der Virebasche! Die Geschichte des Hauses ist die beste Rezension eurer Leihbibliothekenwelt: die beiden Leute sind gerichtlich gezwungen worden sich zu heirathen, sie hat ihn verklagt, er hat die Kuh mitsammt dem Kalb bekommen, und jetzt leben sie wie tausend andere und sieben Kinder segnen den Bund, der im Himmel geschlossen wurde. Pfui über die ganze Welt, sie ist aus lauter Lüge und Gewohnheit zusammengeleimt und die ganze gebildete Menschheit blendwerkt ihr Lebelang und geht geschminkt in's Bett und streckt sich mit tugendhaften Schönpflästerchen in's Grab."

Kaidl ging hievon auf die heftigsten Auslassungen über Kirchenthum und Glauben über und konnte nicht genug derbe Kraftworte finden, um seinen Abscheu auszudrücken. Eugen, dem nichts mehr zuwider war, als der renommirende Atheismus und die burschikosen Großsprechereien, suchte darzuthun, daß es gelte, für

den freien Geist neue lebenfassende Formen zu gewinnen. Kaidl stand am offenen Fenster und antwortete nicht, ja er pfiff ein Lied zum Fenster hinaus, als ob er gar nicht hörte, bis er plötzlich in so heftige Ausbrüche über alle unsere Zustände gerieth und dabei die Fäuste ballte und mit mächtiger Stimme so sehr sich in Aerger hineinredete, daß er vor Wuth zu weinen begann.

Eugen sah mitleidsvoll auf den Hocherregten und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Lipp, komm 'rauf," rief jetzt Kaidl auf die Straße hinaus und sagte dann zu Eugen gewendet: „Ich will dir noch einen Menschen vererben. Der Bursche will sich nicht umbringen und da mußt du ihm verhelfen, weiter zu leben. Die rettenden Thaten der frommen Spitzkugeln haben ihm den Arm zerschossen, und die Civilisation hat ihn amputirt und am Leben erhalten. Komm herein Reichsverfassungskrüppel."

Ein einarmiger junger Mann mit röthlichem Bart trat in das Zimmer und grüßte Eugen militärisch, indem er seine eine Hand an das entblößte Haupt legte.

„Ich halt' mein Versprechen Lipp," fuhr Kaidl fort, „der Herr Lehrer wird für dich sorgen; er wird an seine Gönner in der Hauptstadt schreiben, daß sie einen Wohlthätigkeitsball für den Reichskrüppel geben. Sei lustig Lipp! Sie tanzen für dich."

Eugen konnte nicht umhin, seinen Unmuth über die Art auszusprechen, wie Kaidl ihm Verpflichtungen aufhalse; er versprach indeß dem Reichskrüppel alle nur mögliche Unterstützung. Immer schwerer empfand er,

was es heißt, mit leeren Händen Menschen helfen zu wollen. Er nahm den Lipp mit in die Wirthsstube und ließ ihm dort etwas zu essen geben. Der Sonnenwirth, der sich anheischig gemacht hatte, für Eugen seine Schuld an Kaidl zu bezahlen, schüttelte über diese Freigebigkeit bedenklich den Kopf. Das ging Eugen wie ein scharfer Schnitt durch die Seele, er legte die Hand auf den Brief in der Brusttasche und dachte in sich hinein: Du kannst doch nicht ermessen, was zu ertragen ist.

Siebzehntes Kapitel.

Bartelmä brachte Heiterkeit über Eugen, er kam mit einer Fuhre von vier großen Kisten und der Sonnenwirth ward freundlicher, als er der vielen Habe Eugens ansichtig wurde. Nun räumte Kaidl ein Zimmer im Schulhaus und Eugen hatte den Tag über vollauf zu thun Alles auszupacken; er mußte sich oft besinnen, wer er sei, da er hier auch äußerlich das Erbe eines fremden Menschen antrat. Zu seinem Leidwesen bemerkte er, daß er durch den voreiligen Ankauf bei Kaidl jetzt zwei Klaviere und Betten und von vielen Büchern Dubletten besaß. Bartelmä war bei der Hülfeleistung guter Laune.

„In dem Bett darf ein Graf schlafen,“ sagte er einmal und Eugen mußte ihm scharf zunicken, denn Kaidl ging musternd aus und ein; Bartelmä blieb

stumm, bis sich Kaidl endlich ganz entfernte, dann brach er los:

„Hab' gemeint, so eine Revolution verändert die ganze Welt und noch drei Dörfer — und jetzt schlafen die Leute wieder in ihren alten Betten, war nichts als eine Paukerei, am andern Tag büffelt man wieder und trinkt sein Quantum Stoff. War doch ein herrlich Leben! Das Bier gut und stets eine gesattelte Lokomotive im Stall, landauf, landab, ist aber doch nicht so vergnüglich, wie eine offene Kalesche mit zwei Schimmeln, wo man nur mit der Zunge schnalzt und brr! rennt's auf der offenen Landstraße dahin. Requisition ist die schönste Erfindung der Welt; kostet wer's zahlt. Ich meine immer, es sei Alles nur Spaß und der Kronenwirth drunten in der Hauptstadt nimmt's nicht so ernst; aber die Kameraden, die erschossen sind und die Flüchtigen gemahnen doch, daß es anders ist. Bin noch immer wie eine Fliege, die aus der Buttermilch kommt; schad't nichts. Hör' einmal, Bruder, verschreib' mir deine Sachen da; wenn sie dich fangen, nehmen sie Alles für Prozeßkosten."

Eugen hörte kaum den lustigen Schelm, denn er hatte sich in dieses und jenes Buch vertieft, er blätterte in Dinter's Unterredungen über den Katechismus und in anderem und sah, daß man immer mehr darauf hinarbeitet, einen Beruf, der wesentlich Naturgabe sein muß, in erlernbare Fertigkeit umzuwandeln. Er wendete sich zu anderm und hörte eben jetzt die Stimme Fichte's in seinen Reden an die deutsche Nation. Erst als Bartelmä ihm auf die Schulter klopfte und sagte:

„Du hast zwei gerichtete Betten, du mußt jetzt heirathen," erwachte Eugen wie aus einem Traum. Er schaute sich um, da hörte man plötzlich das klirrende Anstellen eines Gewehres, die Thüre öffnete sich und in starrem Schreck erblickten die Beiden einen Gendarmen.

„Sie sollen mit mir kommen, Herr Lehrer," sagte der Gendarm.

Eugen stand sprachlos. Sollten ihn die Häscher schon auf der Schwelle des neuen Daseins erreichen? Wer hatte ihn verrathen? Bartelmä gewann aus seinem Schreck bälder die Sprache. „Was giebts?" fragte er. Der Arm der Gerechtigkeit wußte aber nichts weiter als seinen Auftrag. Bartelmä wollte Eugen etwas in's Ohr flüstern, aber dieser sagte mit ruhiger Fassung: „Bartelmä, er bleibt hier, er geht nicht von der Stelle und spricht mit keinem Menschen, bis ich wiederkomme."

Eugen fürchtete nicht mit Unrecht ein fahrlässiges Wort Bartelmä's, der in seiner Angst Alles verrathen konnte, wo vielleicht die Gefahr noch abzuwenden war. Bartelmä schaute verwundert durch das Fenster Eugen nach, der sichern Schrittes und in stolzer Haltung mit seinem Geleite das Dorf hinaufging. Eugen war sich nur des Einen bewußt, daß er sein Schicksal mit Würde vertreten wolle; jeder Nerv in ihm spannte sich. Am Rathhaus aber, von wo man großen Lärm hörte, verließ der Scharwächter plötzlich unsern Freund und dieser schaute sich und die Welt verwundert an: er hatte sich von einer Einbildung peinigen lassen. Als Kronauer

auf ihn zukam und ihn fragte, ob er das Rathsschreiberamt bei der Gemeinde übernehmen könne, antwortete er nicht; es stand jetzt lebendig vor ihm, wie er zwischen Schwertspitzen sich hindurch zu bewegen hätte.

„Warum hat man mir einen Gendarmen geschickt?" fragte er.

„Das hat unser fauler Dorfschütz gethan," erwiderte Kronauer, „der glaubt nicht vom Fleck zu dürfen, wühlen zu müssen, damit er einen Meister nach seinem Geschmack bekomme." Er erklärte nun Eugen, daß falls er in dem Geschäftsgang noch unerfahren sei, er ihm Anleitung dazu geben wolle, es handle sich nur noch um seine Einwilligung, dann bekäme der Zuberfranz das Mehr und Eugen werde mit seinem Schultheiß gewiß zufrieden sein. Kronauer erklärte noch, wie zu den traurigsten Folgen der neuen Knechtschaft gehöre, daß keiner der Angeseheneren und Reicheren, aus Ekel an den Hudeleien von oben, die Stelle annehmen wolle, und wenn man den Zuberfranz nicht bekäme, würde das Mehr dem übelberufenen Krämer Maier im untern Dorf zufallen; es sei überdieß ein schöner Sieg, wenn man dem armen Mann die Stelle verschaffe.

Es hätte nicht so vieler Zureden bedurft, Eugen willigte mit Freuden ein. Er trat nun in die Rathsstube, wo der Amtmann tagte, gab seine Einwilligung, eilte zu Bartelmä zurück und verkündete ihm was vorging. Die alte Haut wußte sich vor Freude fast gar nicht zu fassen und Eugen hatte Noth, sich von den Umarmungen Bartelmä's loszumachen. Als er wieder

in die Rathsstube kam, hörte er die Rede Kronauers, der betheuerte, daß kein anderer Grund ihn zur Ablehnung bestimme, als seine Allen bekannten traurigen Familienverhältnisse; er empfahl nochmals in warmen Worten den Zuberfranz und dieser wurde nun auch gewählt und mit Eugen zugleich vom Amtmann feierlich beeidigt.

In der Narbe an der rechten Hand Eugens zuckten Pulse, als er sie zum Gelöbniß darreichte.

So war nun auch Eugen in die Regierung des Dorfes eingetreten, bälder als er geahnt hatte.

Achtzehntes Kapitel.

In Einordnung seiner Habe und Uebung auf der Orgel, so wie mit Einsichtnahme von den Obliegenheiten seines neuen Amtes war Eugen so vollauf beschäftigt, daß er von dem andern Leben im Dorf gar nichts wußte. Die Erinnerung an die Erzählung Vittore's tauchte nur manchmal auf wie ein verschleierter Traum, und von den Vorkehrungen der Auswanderer im Dorf erfuhr er fast gar nichts. Er hatte es vergessen, daß er einen solchen Wunsch geäußert, als Kaidl am Samstag Abend mit Erfüllung desselben kam und ihm die versprochenen Aufzeichnungen brachte, er hatte ihnen den Titel gegeben: „Der Straßenspiegel von Erlenmoos, oder das Kaffernbuch. Ein Vermächtniß von Alexander Kaidl.“ Es

verdroß Kaidl sehr, daß Eugen nicht mehr Aufhebens davon machte, sondern es ruhig in die Tasche steckte. Eugen mußte versprechen, ihm andern Morgens, da er „abflattern" wollte, noch ein Stück Weges das Geleit zu geben.

Als kaum der Tag anbrach, herrschte schon lebendiges Treiben im Dorf, Wagen wurden mit neu angestrichenen Kisten bepackt, in allen Häusern war man wach, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen gingen von Einem zum Andern und Thränen standen Jedem in den Augen. Endlich waren die Wagen bespannt und ein großer Zug bewegte sich das Dorf hinaus, alte Leute wurden mit Zipfelmützen in den Fenstern sichtbar und riefen noch: „Glück zu!" Einige Burschen wollten das Heckerlied anstimmen, aber sie wurden zur Stille verwiesen und lautes Schluchzen wurde hörbar. Vittore stand mit ihrer Mutter am Gartenzaun, sie küßten die Schulmeisterin, die vor Schmerz kaum mehr gehen konnte, und gaben den Anderen die Hand. Eugen ging mit Kaidl und Bartelmä, die Kinder gingen Hand in Hand hinter ihnen. Kaidl, der seinen berühmten Büchsenranzen umgehängt hatte, rauchte schnell, er sprach fast kein Wort, nur einmal sagte er halb zu sich: „Das Einzige, was mich schon jetzt an Amerika ärgert, ist, daß sie sich auch dort so viel mit Pfaffen und Kirchen zu thun machen. Neun und neunzig Hundertstel der Menschen sind nicht werth, daß ein ehrlicher Kerl sie anspeit." Der Zug glich fast einem Leichenbegängniß, denn diese Menschen schieden auf ewig.

Als man auf der Höhe angekommen war, dort an jenem gestützten Apfelbaum, wo Eugen vor wenigen Tagen gesessen, warf Kaidl die brennende Cigarre weg und rief mit mächtiger Stimme: „Halt!“ Alles stand still. Kaidl stellte sich auf die Erhöhung an dem Baum und sprach:

„Hier, ihr Brüder und Freunde, hier ist eure Gemarkung, hier laßt uns Abschied nehmen. Hört noch einmal meine Worte, sie sollen euren Seelen die Hand reichen auf ewig. Deine Führer, o deutsches Volk, sind vertrieben; du mauserst dich deutscher Adler, deine Schwungfedern sind dir ausgerissen. Laß stärkere nachwachsen. Fluch der Wehmuth! Vergesset nicht, was uns forttreibt, wer uns forttreibt. Fluch ihnen! Ich scheide auf ewig. Was kann ich euch anderes verkünden wollen als Wahrheit? Darum was ich euch sage, lasset in euer Herz flammen und in das eurer Kinder. Geschrieben steht: einst im ewigen Frieden werden sich die Schwerter in Pflugscharen verwandeln — ich aber sage euch: bevor das geschieht, müssen die Pflugscharen zu Schwertern werden, dann wird der Feind vertilgt sein! Geht hinein zu eurem Pfarrer, dieses Wort des Propheten Jesaias wird er euch nicht verkünden, denn es heißt: Die, so das Getraide einsammeln, sollen es auch essen, und die den Wein einbringen, sollen ihn trinken, sie sollen nicht umsonst arbeiten, noch unglückliche Geburt gebären. O Deutschland! Deine Nachtwächter, deine rechnungtragenden Packesel werden dir das Gegentheil vorleiern; ich aber sage euch: noch lange, bis Alles geschlichtet ist, gilt der Ruf: Unruhe ist die

erste Bürgerpflicht! Wenn wiederum die Würfel rollen, müßt ihr zweimal drei Hundstatzen werfen, dann ist das Spiel gewonnen. Vertilgen, bis auf's letzte Glied ausrotten müßt ihr —"

„Ruhe! Du bist unser Gefangener," riefen plötzlich sechs Gendarmen, die mit angelegten Gewehren aus dem Wald hervorbrachen. Ein Tumult entstand, die Gendarmen waren unversehens von einer großen Menge umringt, die Weiber heulten, die Kinder schrieen, sterben wollten die Burschen alle, aber Kaidl nicht gefangen nehmen lassen. Eugen beschwor Alle Ruhe zu geben und es gelang ihm, die Gendarmen dahin zu bewegen, daß sie Kaidl freigaben, wenn er nicht weiter rede. Mit den Worten: „Gut Nacht Deutschland, schlaf' wohl, das sind deine Cherubim, die über dich wachen," stieg Kaidl auf den Wagen, er sagte noch schnell zu Bartelmä:

„Mich hat nur der Fragsamenhändler verrathen, ich hab' es Niemand gesagt, daß ich hier reden will, als ihm. Nimm dich in Acht, der kann ein Spion sein."

„Und wenn er zwölf Leben hat, schlag' ich ihn dreizehnmal todt," entgegnete Bartelmä. Die Wagen fuhren rasch davon. Eugen ging mit Bartelmä nach Hause, ihm brannte der Kopf vor solcher Aufregung am frühen Morgen nach Tagen voll schwerer innerer Arbeit.

„Der Kaidl ist doch ein ganzer Kerl," sagte Bartelmä, „er hätte groß werden können, er ist ein echter Volksmann."

„Was nennst denn du Volk?"

„Alles was geschmierte Stiefel trägt und traumlos schlaft, ist Volk."

„Ist auch eine Definition," entgegnete Eugen lächelnd. „Ich denke auch besser von Kaidl als die Anderen. Im gewöhnlichen Leben spricht er zu nachdrucksvoll und verfehlt darum den Eindruck; er überhaut sich wie beim Fechten und trifft die Luft und fällt fast selbst um. Der Kaidl hätte Großes wirken können, aber weil er sich im Worte übernimmt, ist er bös, daß er ganz abblitzt und die Halblinge ihm gegenüber als gescheit dastehen. Was sagst du aber zu Kaidl's Volksverachtung?"

„Ist just nicht nöthig, schadet aber auch nicht. Ist oft besser als zu viel Liebe, wie du sie hast."

„Ich? wie meinst du?"

„Du hast beim Herausgehen die Vittore so angesehen, daß ich fast fürcht', du gehst mir in's Gäu."

„Dir? du hast ja Bekanntschaft mit dem Kätherle, das hab' ich am ersten Tag gesehen, wie der Hund zwischen dir und ihr hin und her gelaufen ist."

„Ich will's nicht läugnen mit dem Kätherle, aber die Vittore möcht' ich heirathen; ich wär' ein schöner Müller und der Vittore gehört ein echter Freiheitsmann, sie hat mehr gethan als wir Alle."

„Wie das?"

„Ein Mädchen, das als die schönste im schönsten Putz glänzen kann und nicht mag, thut mehr als alle Heldenthaten. Vor drei Jahren haben unsre Kümmelspalter, die Landstände, darauf angespielt, die Fürstin soll nicht immer in fremde Bäder reisen und das Geld außer Landes verschleppen, und weil sie Geld bewilligt haben zur neuen Quellenfassung im Hudelbad, jetzt Aurorenbad genannt, zwei Stunden von hier, ist die

Fürstin dahin gegangen und hat den Säuerling getrunken, und hat zu ewigem Heil der Menschheit verordnet, daß die Bademusik alle Morgen mit einem Choral anfangen muß und nicht mit einem Hopser oder Walzer. Wo eine von den sittsamen Prinzessinnen zu sitzen geruht hatte, sind jetzt Waldblößen und da ist ein landesfarbiger Pfahl mit einem Täfelchen aufgeblüht, darauf geschrieben steht: das ist die Feodorenhöhe und das die Louisenruhe und das der Mathildenbuckel. Der Amtmann von St. hat der Fürstin eine besondere Huldigung machen wollen und hat zu ihrem Namenstag einen Zug von Bauern und Bäuerinnen in den verschiedenen Trachten veranstaltet, natürlich Alle fein sauber und wohlgenährt, mit idyllischen Zufriedenheitsbacken in den heiteren Sonntagsgesichtern. Das war ein schönes Geschäft für ihn: auf die Beschau herumzureisen und sich die schönsten auszusuchen und ihnen Bänder und allerlei Flitter zu schenken. Die Vittore hat er auf dem Rathhaus auserwählt, daß sie die Anführerin sein und einen Kranz überreichen und ein Gedicht in Bauernkleidern, ich meine im Dialekt, sprechen soll. Meine Vittore sagt aber frischweg: nein, ich will nicht. Sag' ehrlich, ist das nicht mehr als wir Alle gethan haben? Drum heirath' ich sie auch, auf Einer Seit' ist's schon richtig."

„Kannst du mir nicht angeben," fragte Eugen, „wer der Bernhard von Trenzlingen ist?"

„So? Weißt auch schon von dem? Das ist mit uns beiden der dritte Prinz, der um die Vittore freit; er ist ein Prachtbursch, ein Doktor, versteh' mich recht,

ein Mühlendoktor. Der Bernhard ist ein echter Prinz, denn sein Vater ist der Waldkönig von Trenzlingen da drüben. Der Flötzer trinkt dir seine zwölf Schoppen auf Einem Fleck und macht die Nagelprob' so gut wie ein anderer König; er ist der reichste Waldbesitzer und Holzhändler und hat sechs dreigebissige Sägemühlen, die kauen ihm die Bäume zu Brettern. Der Bernhard war ein Jahr in der polytechnischen Schule und hat seines Vaters Mühlen neu hergerichtet, er kommt, wie ich höre, nächsten Winter auf länger hierher, um dem Bachmüller ein Turbinenrad in sein Klapperwerk einzurichten. Der Bernhard verarbeitet zu seinen Rädern nur Kernholz. Und ein hübscher Bursch ist der Bernhard auch. Wir Alle, wenn wir einen ganzen Bart haben, sehen doch nur aus wie unrasirte Menschen, der Bernhard hat wie Simson nie ein Messer in's Gesicht gebracht. Einer von uns muß die Vittore holen, eh wir vom Bernhard gerädert werden. Ich bitt' dich, thu' mir den Gefallen und lass' sie mir. Der Mühlbach hat Prachtforellen, die schmecken wie fleischgewordener Waldbach, aber die prächtigste ist doch meine Vittore und mit leerer Hand so schwer zu fangen wie eine Forelle, wenn man sie nicht gleich beim Kopf kriegt. Meine Vittore, ja, die ist ein Kernmädle, die hat ein paar Backen, denen sieht man's an, daß sie schnalzen, wenn man sie kneift."

Diese Erzählung, die Bartelmä behaglich ausspann, gab Eugen wieder so viel Ruhe, daß der Lärm des Morgens fast ganz verklungen war. Er bedurfte dieser Ruhe wohl auf dem Empor an der Orgel. Er hatte

erwartet, der Pfarrer würde einen Nachruf an die Ausgewanderten sprechen; dafür kam eine Huldigungspredigt für den wegen der Ernte in der Mitte der Woche hier nicht gefeierten Geburtstag des Fürsten. Sprüche Salomonis Capitel 16 Vers 8:

„Fürchte Gott mein Sohn und den König und laß dich nicht mit Aufrührern ein," war der Text, den nach herkömmlicher Weise für diesen Tag der Fürst selber ausgewählt hatte, aus derselben Bibel, aus welcher Kaidl auf offenem Feld einen andern Spruch verkündet hatte.

Eugen hatte gehofft, daß er mindestens in der Nachmittagskirche der Gemeinde feierlich vorgestellt würde, er täuschte sich auch hierin. Nach dem Gottesdienst ließ ihn der Pfarrer rufen und sagte ihm, er solle morgen allein die Schule beginnen, er reise noch heute zu dem ausgeschriebenen Kirchentag. —

In dem Wirthshaus zur Sonne lernte Eugen jetzt zum Erstenmal in friedlicher Weise den Gemeinderath und die angesehensten Bauern des Dorfes kennen. Es schien ihm jetzt, daß er ehrerbietiger behandelt wurde als bei den ersten Begegnungen; er deutete solches dahin, daß man die entsprechende Achtung einem nun selbst verliehenen Amte zollte. Der neuerwählte Schultheiß ließ sich nicht dazu bewegen, einen Freitrunk für seine Wahl zu setzen und schien vorerst seine Würde darin zu behaupten, daß er fast gar nicht sprach und sich still das Kinn streichelte. Man redete von den Ausgewanderten, aber von einer gemüthlichen Beziehung zu ihnen, die nun abgerissen war, ließ sich nichts

erkennen; die Aecker, die man von den Abgeschiedenen gekauft hatte, und wie Dieser und Jener Dünger genug haben und die Zieler bezahlen wolle, war Hauptgegenstand des Gesprächs. Die Rede Kaidl's, die zwischen hinein erwähnt wurde, ward rasch übergangen und so oft das Gespräch an Staatsangelegenheiten streifte, brach man plötzlich ab. Es hatte sich hier offenbar Verschüchterung und Mißmuth festgesetzt. Eugen, der von dem Drang geleitet wurde, seine Ueberzeugungen überallhin auszuspenden, sich selber Jedem klar zu machen und zugleich Jeden aus seinem innersten Wesen zu erforschen, warf manchmal einzelne Bemerkungen hin, aber sie schienen wie Stimmen aus einer fremden Welt aufgenommen zu werden, und er selber erschien sich wie aus fremder Welt kommend. Er hatte sich's leicht und lehrreich gedacht, die Menschen aus freier Höhe, gleichsam naturforschend zu betrachten und ihnen zugleich lebendig theilnehmend beizustehen; jetzt wurde er gewahr, daß nur ein flüchtig Reisender die wandelnden Menschenerscheinungen und ihre Besonderheiten als psychologische Präparate ansehen mag. Wer die Welt sein eigen nennen will, muß ihr ganz angehören und alle stolzen Hochburgen, die den Rückzug decken können, abbrechen. Es gilt die That, die alle Lebenskraft aufbrennende, und nicht ein vom geborgenen Dasein sich ablösendes Wort . . .

Mitten unter den Gesprächen über Alltägliches hatte sich Eugen hinausgeschwungen in's Weite und stellte sich in die Reihe aller Derer, die ihr Leben ihren Mitmenschen opferten.

Als er sich jetzt zum Weggehen anschickte, sagte der Bachmüller: „Ihr sehet aus, als ob Ihr Heimweh habet."

„Ja wohl Heimweh," erwiderte Eugen, er konnte nicht sagen, welches er empfand.

Ueber'm Schulhause und auf der Kirche sammelten sich die Schwalben in großen Schwärmen zum Wanderflug. Eugen sah ihnen eine Weile zu, dann ging er hinein in die Siedelei, die er sich mitten unter den Menschen erobert hatte.